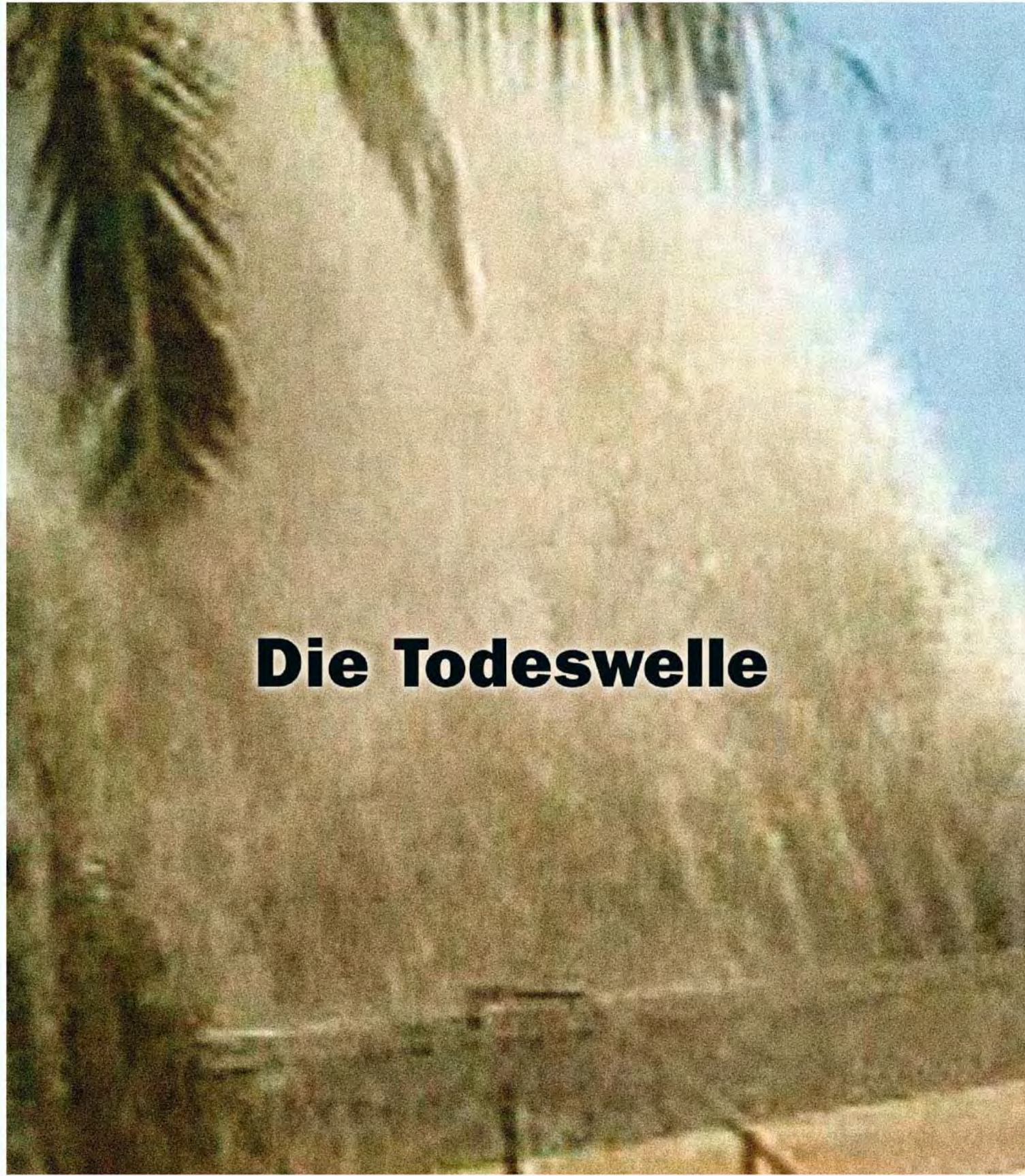


# DER SPIEGEL

Nr. 1/3.1.05  
Deutschland: 3,00 €



PRINTED  
IN GERMANY



## Die Todeswelle

Österreich € 3,20  
Schweiz sfr 5,50  
Belarus € 3,50  
Dänemark dkr 35,-  
Frankreich € 4,-  
Griechenland € 4,60  
Großbritannien £ 3,10  
Hongkong HK\$ 50,-  
Italien € 4,-  
Japan (incl. tax) Yen 1.575  
Korea (incl. tax) ₩ 42,-  
Norwegen Nkr 42,-  
Polen (ISSN 00387452) zł 19,40  
Portugal (cont.) € 4,-  
Schweden skr 42,-  
Slowakei SK 185,-  
Slowenien SIT 050,-  
Spanien € 4,-  
Türkei TL 8.500.000,- (TTL 8,5)  
Ungarn Ft 1.180,-  
Zypern £ 2,85



## Hausmitteilung

3. Januar 2005

Betr.: Titel, SPIEGEL-Gespräch, Doping

Eine Katastrophe apokalyptischen Ausmaßes brach vorigen Sonntag über Südostasien herein: Auf Tausenden Küstenkilometern fegte eine Flutwelle, die von einem Seebeben nahe der indonesischen Insel Sumatra ausgelöst worden war, ganze Dörfer und Hotelanlagen weg. Zehntausende kamen um, Millionen wurden obdach-



DOMINIC SANSONI

Rao (auf Sri Lanka)

los, und an den Traumstränden Thailands oder Sri Lankas lagen Berge von Leichnamen – auch viele deutsche Touristen sind unter den Opfern. SPIEGEL-Redakteurin Cordula Meyer, 33, und Mitarbeiter Hardy Prothmann, 38, sprachen im thailändischen Ferienort Khao Lak, in dem womöglich Hunderte deutscher Urlauber starben, mit Überlebenden, Reporter Erich Wiedemann, 62, erfuhr im indischen Chennai, dem früheren Madras, dass viele Einheimische beim Weihnachtsspaziergang am Strand ertranken. Padma Rao, 45, und Andreas Ulrich, 42, recherchierten auf Sri Lanka, Ulrich spürte in der Hauptstadt Colombo deutsche Urlauber auf, die von Verletzungen gezeichnet waren. „Sie trugen nur Kittel von Hotelangestellten, weil sie alles verloren hatten“, sagt Ulrich, „eine Riesenwelle hatte einige aus ihren Zimmern durch das Fenster ins Freie gespült.“ Um die SPIEGEL-Leser möglichst aktuell zu informieren, erscheint ein großer Teil der Auflage bereits an Silvester statt am Montag (Seite 96).

Hasso Plattner, 60, SAP-Gründer und -Aufsichtsratschef sowie einer der wenigen Multimilliardäre der Republik, hat ein exquisites Hobby: das Segeln. Seiner Passion mussten sich zunächst auch die SPIEGEL-Redakteure Klaus-Peter Kerbusk, 56, und Thomas Tuma, 40, beugen: Er ließ sie in der Walldorfer Konzernzentrale eine Stunde warten, die Erörterung von Verbesserungen an seiner Yacht hatte Priorität. Dann nahm sich Plattner zwei Stunden Zeit, um über das zu reden, was die Republik bewegt: Steuerflucht und Bildung, die Globalisierung sowie Wege aus dem deutschen Dilemma. Der Unternehmer, der aus seinem Privatvermögen einen dreistelligen Millionenbetrag in die hiesige Forschung pumpete, las dabei anderen Superreichen die Leviten: „Vermögende sollten ihre Kreativität nicht so sehr darauf vergeuden, dauernd nach Steuerschlupflöchern zu suchen“ (Seite 56).



TOBIAS SCHEUERER

Tuma, Plattner, Kerbusk

Es waren, vorigen Sommer in Griechenland, die ersten Olympischen Spiele, bei denen Ernst gemacht wurde mit der Jagd auf Dopingsünder, und entsprechend beschämend war das Ergebnis: 23 positive Proben, 23 disqualifizierte Sportler. SPIEGEL-Redakteur Alfred Weinzierl, 45, wollte wissen, wie Kontrolleure den Schummlern auf die Spur kommen – und wie Sportler reagieren, wenn sie beim Training überraschend um eine Urinprobe gebeten werden. Er recherchierte auch in der Bonner Zentrale der Nationalen Anti-Doping-Agentur und im Institut für Biochemie an der Deutschen Sporthochschule Köln. „Den Fachleuten dort ist klar, dass sie die kriminelle Energie der Doper nicht mindern, deren Risiko, erwischt zu werden, mit ausgefeilten Tests aber erhöhen können“, sagt Weinzierl. Der dopingfreie Sport sei „dennoch eine Illusion“ (Seite 70).

## Titel

Die Jahrhundertkatastrophe am Indischen Ozean ..... 96  
 Der bewegte Planet – die Urgewalten aus dem Innern der Erde ..... 108  
 Frank Schätzing, Autor des Bestsellers „Der Schwarm“, über Tsunamis und das trügerische Gefühl der Sicherheit ..... 114

## Deutschland

**Panorama:** Kanzler wirbt bei Föderalismusreform um kleine Länder / Terrorgefahr durch negatives Deutschlandbild in arabischen Medien / Umweltschäden verteuern Schließung von Bundeswehrstandorten ..... 17  
**Regierung:** Auf der Agenda des Kanzlers für 2005 steht auch die Ablösung Hans Eichels ..... 20  
**Beschäftigung:** Wie Hartz IV ein Reform-Monster wurde ..... 24  
**CDU:** Die dubiose Geldmaschine der Südwest-Union ..... 32  
**Terrorismus:** Affäre um Top-Spitzel in Bin Ladens Qaida belastet deutsch-amerikanische Kooperation ..... 34  
**Verkehr:** Immer mehr Unfälle mit schrottreifen Lkw aus Osteuropa ..... 36  
**Umwelt:** Verschwörungstheoretiker nerven Politiker und Behörden ..... 38

## Gesellschaft

**Szene:** Bildband des Fotografen Robert Capa / Studie über das feine Ohr der Asiaten ..... 40  
 Eine Meldung und ihre Geschichte ..... 41  
**Kriminalität:** Der seltsame Ruhm des österreichischen Kriminalpsychologen Thomas Müller ..... 42  
**Ortstermin:** In Berlin präsentiert sich die Haute Couture des Islam ..... 47

## Wirtschaft

**Trends:** Personal-Poker bei Airbus / Ex-Infineon-Chef startet neu / Frankfurter Flughafen kooperiert mit Moskau ..... 49  
**Geld:** Asiaten drücken die Zinsen / Goldene Zeiten für Spekulanten ..... 51  
**Globalisierung:** Chinas Konzerne auf weltweiter Einkaufstour ..... 52  
**Übernahmen:** Das traurige Ende des Reifenherstellers Phoenix ..... 55  
**Milliardäre:** SPIEGEL-Gespräch mit SAP-Mitbegründer Hasso Plattner über sein Spenden-Engagement und die Verantwortung der Reichen ..... 56  
**Unternehmen:** Viele Skihersteller kämpfen ums Überleben ..... 60

## Medien

**Trends:** Türken erobern TV-Programm / Die Zuschauer lieben es lustig ..... 63  
**Fernsehen:** Vorschau / Rückblick ..... 64  
**Verlage:** Was hat Burda mit der Milchstraße vor? ..... 66  
 Interview mit Verleger Dirk Manthey über den Machtkampf um „Max“ und Co. .... 68  
**Schauspieler:** In der ZDF-Reihe „Unter Verdacht“ bringt es Gerd Anthoff als Fiesling zum Zuschauerliebling ..... 69

## Sport

**Doping:** Wie die Fahnder für den Kampf gegen den Betrug aufrüsten ..... 70  
**Fußball:** Die Magie der brasilianischen Ballartisten ..... 76

## Zitterpartie 2005

Seite 20



Schröder, Clement, Eichel

Gesundbeten, schönreden, weiter hoffen: Kanzler Gerhard Schröder verbreitet Zuversicht, obwohl das Wachstum verkümmert und die Schulden steigen. Noch zeichnen sich die erhofften Erfolge der Agenda 2010 nicht ab – Finanzminister Hans Eichel soll dafür die Verantwortung tragen und bis Sommer 2005 gehen. Und für ein Scheitern der Reform Hartz IV muss Wirtschaftsminister Wolfgang Clement geradestehen.

## Finanzaffäre bei der Südwest-CDU

Seite 32

Die baden-württembergische CDU unterhält ein profitables, aber fragwürdiges Finanzsystem – mit Wissen von Angela Merckels designiertem Generalsekretär Volker Kauder: Seit Jahren sorgt eine dubiose parteinahe Firma dafür, dass die Union jährlich sechsstelligen Summen sparen kann. Das Unternehmen verlegt für die CDU eine Zeitschrift, wirbt neue Mitglieder und Anzeigenkunden aus der Industrie: für die Partei de facto ohne Kosten.



Kauder, Merkel

## Schnäppchenjäger aus China

Seite 52

Überall auf der Welt investieren chinesische Konzerne Milliarden in ausländische Unternehmen, systematisch treibt Peking die Expansion voran. Auch auf deutsche Firmen haben es die Chinesen abgesehen, doch die ersten Übernahmen waren Flops.

## Talfahrt der Skihersteller

Seite 60



Europas Skibauer haben schon bessere Winter erlebt. Geizige Kunden und hohe Kosten machen Rossignol, Atomic und Co. das Leben schwer. Einige Produzenten haben die Fertigung bereits nach Fernost verlagert. Experten schätzen, dass nur wenige eigenständige Skihersteller übrig bleiben werden.

Skifahrerin



Leichen am Strand der thailändischen Insel Phi Phi, Bergungshelfer

LUIS ASCUI / REUTERS

## Sintflut im Paradies

Seiten 96, 108

Zehntausende Tote forderten die von einem Seebeben ausgelösten Tsunamis rund um den Indischen Ozean. Sie erinnern daran, auf welch fragilem Planeten wir leben. Forscher versuchen bisher vergebens, Beben präzise vorherzusagen.

## Triumph in Orange

s. 84, 86

Wiktor Juschtschenko ist nach drei Wahlgängen endlich am Ziel: Mitte Januar wird er dritter Präsident der Ukraine. Im SPIEGEL-Interview schildert er, wie er sein Land fit für die Europäische Union machen will.

Juschtschenko-Anhänger in Kiew



JAMES HILL / LAIF

## Schnelltest gegen den Infarkt

Seite 122



ULRICH BAATZ

Neuartige Computertomografen ermöglichen einen Blick ins Herz von bisher unerreichter Präzision: Ihre gestochen scharfen Aufnahmen zeigen Plaques, Kalkpfropfen und Verengungen bis in den Mikrometerbereich. Schon diskutieren Ärzte über ein Massenscreening für Besorgte: Das Risiko für einen Infarkt könne sich mit der Schnell-Durchmusterung frühzeitig erkennen lassen. Skeptiker befürchten nutzlose Diagnosen und überflüssige Operationen.

Darstellung eines Herzens per Computertomografie

## US-Helden im Kino

s. 134

Mit Filmen wie „Aviator“, in dem Leonardo DiCaprio den Millionär Howard Hughes spielt, werden wieder amerikanische Helden gefeiert. Trotzdem klagen Kritiker über mangelnden Kulturpatriotismus in Hollywood.

DiCaprio, Gwen Stefani



BUENA VISTA

### Ausland

- Panorama:** Israel kritisiert mögliche Arafat-Nachfolger / Harter Eufor-Kurs gegen bosnische Serben / Libyen fördert westlichen Tourismus ..... 81
- Ukraine:** Der Wahlsieger muss in Kiew aufräumen ..... 84
- Wiktor Juschtschenko über seinen künftigen Europakurs, das schwierige Verhältnis zu Moskau und die Zukunft der ukrainischen Truppen im Irak ..... 86
- Österreich:** Kanzler Wolfgang Schüssel lässt sich und sein Land feiern ..... 89
- Spanien:** Die langen Schatten der Franco-Diktatur ..... 91
- USA:** Neuanfang im Reich der Geheimdienste ..... 92
- Frankreich:** Konkurrenz für den kaspischen Kaviar ..... 95

### Wissenschaft · Technik

- Prisma:** Archäologen rekonstruieren die Geburt einer Religion in Mexiko / Höhere Versagerquote von Verhütungsmitteln bei dicken Frauen ..... 120
- Medizin:** Neue Durchleuchtungsgeräte sollen helfen, den Herzinfarkt vorherzusagen ..... 122
- Zoologie:** Artenzählung vom Fließband ..... 124
- Genetik:** Das Schicksal der Wolfsmenschen ..... 126
- Automobile:** Wie die Elektronik den Fahrer entmachtet ..... 129

### Kultur

- Szene:** Der Münchner Komiker Karl Valentin wird in einer New Yorker Ausstellung gewürdigt / Interview mit Leander Haußmann zu Christoph Heins Rücktritt als Intendant des Berliner Deutschen Theaters ..... 131
- Kino:** Monumentale Biografiefilme verewigen amerikanische Helden ..... 134
- Interview mit „Ray“-Darsteller Jamie Foxx über das blinde Musikgenie Ray Charles ..... 136
- Literatur:** Chris Abanis mitreißender Roman „GraceLand“ erzählt vom Erwachsenwerden im Slum von Lagos ..... 140
- Bestseller** ..... 141
- Schriftsteller:** Deutsche Autoren nutzen Internet-Websites für Eigenwerbung ..... 142
- Film:** Die turbulente jüdische Familienkomödie „Alles auf Zucker!“ von Dani Levy ..... 143
- Ausstellungen:** Eine Wuppertaler Schau präsentiert Aquarelle des deutschen Malers Eduard Bargheer ..... 144
- Pop:** Bossa-nova-Sängerinnen aus Frankreich und belgische Chormädchen trällern Hits aus wilden Rock'n'Roll-Zeiten .... 145

- Briefe** ..... 8
- Impressum** ..... 146
- Leserservice** ..... 146
- Chronik** ..... 147
- Register** ..... 148
- Personalien** ..... 150
- Hohlspiegel / Rückspiegel** ..... 152

TITELBILD: Foto Reuters / Amateur Video Grab



SPiegel-Titel 53/2004

„Dieser Bericht zeigt wieder einmal genau, was den SPIEGEL in der deutschen Presselandschaft so einzigartig macht. Kein anderes Magazin leistet sich den Luxus, seine Hauptthemen so detailliert abzuhandeln und vor allen Dingen den nötigen Platz im Heft einzuräumen (in diesem Fall 34 Seiten).“

Walter Berger aus Gunzenhausen in Bayern zum Titel „Die Kinder von Beslan – Geschichte eines Verbrechens“

### Ein kleines Zeichen

Nr. 53/2004, Titel: Die Kinder von Beslan – Geschichte eines Verbrechens

Der Grund für das Verdrängen des Verbrechens von Beslan ist die unermessliche Grausamkeit der Tat. Dieser entgrenzte Terror übersteigt die Vorstellungskraft des gesunden Menschen. Und doch sind Auseinandersetzung und Gedenken – wie durch Ihren ausgezeichneten Artikel – eine unbedingte Notwendigkeit. Beslan, das Lidice im Kaukasus: eine Mahnung an uns alle, sich der Menschenverachtung der religiösen Kriminellen und narzisstischen Eiferer sowie auch der lange tradierten Kultur der Gewalt und Unterdrückung in den geografisch-konfessionellen Scharnierregionen Europas entgegenzustellen. Die Qualität der Gewalt zeigt, dass es bei den Tätern für jegliches Appeasement leider zu spät ist. Langfristig kann der Nährboden dieser Gewalt jedoch nicht allein militärisch, sondern nur strukturell beseitigt werden.

KÖLN

FLORIAN KOBLER

Dem SPIEGEL sei gedankt. Der richtige Artikel zur richtigen Zeit.

BERLIN

MANFRED BARDUTZKY

Es war gut und richtig, dass Sie den Ereignissen von Beslan so viel Platz eingeräumt haben. Ich hätte mir allerdings eine deutlichere Trennung der – wirklich eindrucksvollen – Dokumentation der furchtbaren Geschehnisse von den Hintergrundinformationen und der Vorgeschichte gewünscht. Das hätte doch erheblich dazu beigetragen, das Wissen über und damit das Verständnis für diese abgelegene Region, die eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Machtverhältnisse im gar nicht so fernen Russland hat, zu erweitern. Ein wichtiges Ziel haben Sie aber gewiss erreicht: das bequeme Vergessen zu verhindern. Dass Sie das Ausmaß der Tragödie erkennen, wird durch einen Ihrer seltenen Spendenaufrufe in der Hausmitteilung deutlich.

EIDERSTEDT (SCHL.-HOLST.)

ONNO RÖHRS



Trauernde in der zerstörten Turnhalle: Gegen das Vergessen

Besser spät als gar nicht, muss man in diesem Fall sagen. Die Opfer – und dazu müssen wir sowohl die Toten als auch alle Überlebenden zählen, unmittelbar und mittelbar Betroffene – haben mehr Anteilnahme und Mitgefühl verdient, als ihnen bisher zuteil wurde. Es ist ein naiver Wunsch, aber ich hoffe, dass Ihre erschütternde Reportage dazu beitragen möge,

dass die zum Teil mangelhaften Ermittlungsarbeiten doch noch weiter vorangehen werden. Wirklich trösten würde auch das nicht, doch es wäre wenigstens ein kleines Zeichen, dass das Schicksal der Menschen von Beslan ernst genommen wird. Weitere Aufklärung wäre eine Hilfe zur Verarbeitung der schrecklichen Ereignisse und damit eine Investition in eine friedlichere Zukunft.

HAMBURG

SIBYLLE PILZ

### Wie Klein Fritzen

Nr. 51/2004, Außenpolitik: Bei den Handelsreisen des Kanzlers kommen die Menschenrechte nur am Rande vor

Keine Frage: Menschenrechtsverstöße müssen verfolgt und eine aktive Menschenrechtspolitik unterstützt werden. Doch ein so wichtiges Thema sollte nicht einäugig diskutiert und für einseitige Politik missbraucht werden. Wenn ich den Amnesty-International-Jahresbericht vornehme, stoße ich bei einigen der für die deutsche Außenpolitik wichtigen Staaten auf Menschenrechtsverletzungen, die bei Russland, China und der Türkei als „hässliche Kehrseite“ genannt sind. Darunter auch bei dem für die Gestaltung der Weltpolitik selbsternannten Führungsstaat. Wohin führt es uns, wenn wir vor dortigen Menschenrechtsverletzungen weiterhin unsere Augen verschließen?

PFORZHEIM

LUTZ MERTINS

Wenn ich Präsident von Russland oder China – Länder besonderer Größe und kultureller Entwicklung – wäre und der deutsche Kanzler käme, um mich über Menschenrechte wie Klein Fritzen zu belehren, würde ich auf die ständigen Menschenrechtsverletzungen seiner amerikanischen Freunde hinweisen und auf die Logik, dass nur mit wachsendem Wohlstand demokratischere Verhältnisse kommen können. Aber das weiß der Kanzler und unterlässt deshalb die öffentlichen, völlig nutzlosen Hinweise.

KASSEL

DR. REINER LANGE

Es ist durchaus rührend zu sehen, wie viele Freiheitskämpfer sich hierzulande um die chinesischen Menschenrechte verdient machen; und das – selbstverständlich – über



Titel: Eisenhowers Fraktionsführer William Knowland

### Vor 50 Jahren

DER SPIEGEL VOM 5. JANUAR 1955

**Bundesrepublik in gesunder Hochkonjunktur** „It's a boom in Germany.“ **Verbundwirtschaft von Stahl und Kohle** Zufriedene Klöckner-Aktionäre. **Verlust für die Wissenschaft** Erlanger Professor mit Vorliebe für Kognak verschwindet in die Türkei. **Regierungskrise in Frankreich** Strudel von Hass und Angst. **Ende der Schonzeit für parteiinterne Kritiker in Jugoslawien** Rache der Partisanen. **Neue Spekulationen zum Phänomen der Goliath-Sagen** Gibt es Überlebende eines Volkes der Riesen? Diese Artikel sind im Internet abzurufen unter [www.spiegel.de](http://www.spiegel.de) oder im Original-Heft unter Tel. 08106-6604 zu erwerben.



UPPA / FACE TO FACE

**China-Besucher Schröder: Erst das Fressen, dann die Moral?**

oberflächliche Lippenbekenntnisse hinaus. Jedoch sollten sie dabei nicht außer Acht lassen, dass ihre Arbeitsplätze, das heißt die finanzielle Voraussetzung für die Muße, sich solch ehrenhaften Aufgaben widmen zu können, nicht zuletzt von den verwerflichen Bemühungen des Bundeskanzlers abhängen. Denn nicht nur kommt erst das Fressen und dann die Moral (Brecht), sondern ermöglicht jenes diese erst.

FRIEDRICHSHAFEN

ROMAN DÜSEL

**Im 19. Jahrhundert angekommen**

Nr. 52/2004, Verfassung: Wie die Reform der Bund-Länder-Beziehung scheiterte

Die Borniertheit der handelnden Politiker aller Parteien ist unbeschreiblich. Wo bleibt die Erinnerung an den Amtseid, zum Wohle des Volkes zu handeln? Die Borniertheit wird nur noch von ihren Machtspielen übertroffen. Die Aussage der Länderchefs, „zum Wohle ihres Landes zu handeln“, ist scheinheilig. Sie handeln nur im eigenen Interesse. Die Angst vor der Bedeutungslosigkeit einiger scheint riesig. Käme man doch eventuell zu der Erkenntnis, dass sie überflüssig sind.

OSNABRÜCK

HARTMUT FRANKENBERG

Als 23-jährige Studentin bin ich entsetzt, wie verantwortungslos und beinahe resignierend erwachsene Männer (hier ist vor allem an die Herren Stoiber und Müntefering gedacht) mit der Zukunft unseres Landes umgehen, nein, vielmehr mit meiner Zukunft! Ich kann einfach nicht begreifen, wie man die Chance auf umfassende Reformen des deutschen Föderalismus so vertun kann, wie man so achtlos und mit letztlich mangelndem Enthusiasmus und Engagement diese Gelegenheit – wahrscheinlich auf Jahre hin – verstreichen lässt. Es will mir nicht in den Kopf, dass heutzutage so viel Wert auf Kommunikationsfähigkeit und Teambereitschaft gelegt wird, unsere maßgeblichen politischen Köpfe augenscheinlich jedoch weder zum einen noch zum anderen in der Lage sind, son-

dern kleingeistiges parteien- und machtpolitisches Denken ihr Handeln dominiert.

AUGSBURG

ULRIKE ZUCKSCHWERDT

Sie wollten alles und konnten nichts! Wie immer!

HAMBURG

PETER JANSSEN

Vortrefflich – endlich ist Deutschland wieder im 19. Jahrhundert angekommen! Deutschland, ein Wintermärchen – uns fehlt nur ein Heinrich Heine, der auf unsere geltungssüchtigen Landesfürsten, angeführt von den Herren Wulff und Koch, die alles andere, nur nicht das Wohl Deutschlands im Sinn haben, seine bissigen Parodien schreibt.

HAMBURG

GUDRUN STIEGLER

Es ist nicht nur eine Blamage, sondern eine Katastrophe für Deutschland durch das Versagen der Verantwortlichen. Mit welchem Recht wollen sie bei Reformen Verzicht von ihren Bürgern verlangen? Es muss nicht nur eine Bund-Länder-Entflechtung geben, sondern auch einen Schritt weg von der Kleinstaaterei. Man kann doch nicht im Ernst das Thema (Aus-)Bildung 16 divergierender Ländern überlassen, den Streit weiter auf dem Rücken von Schülern und Studenten austragen und das noch Wettbewerb nennen. Der sollte vielmehr zwischen den europäischen Ländern ausgetragen werden. Auch ist es ein Unding, dass ein Ministerpräsident meint, für zehn Jahre könnte es nicht mehr weitergehen. Ich fordere die Verantwortlichen auf, unverzüglich die Verhandlungen wiederaufzunehmen und zu einem Ergebnis zu führen. Das ist ihr Auftrag.

ZWINGENBERG (HESSEN) DR. FRED-JÜRGEN BREIT

Machthaber sollten nicht an ihrer Machtbasis, dem Grundgesetz, herumbasteln dürfen. Eine Verfassungsreform ist stattdessen von Fachleuten in zwei- oder dreierlei Ausführung zu erarbeiten und letztlich dem Souverän, nämlich dem Volk, zur Entscheidung vorzulegen.

OSNABRÜCK

DR. HOLGER SCHWARZLOSE

**Trikots statt Schlips und Kragen**

Nr. 52/2004, Affären: Die dubiosen Nebenjobs von Laurenz Meyer & Co.

Es handelt sich bei dem Herrn Nimmersatt um jenen CDU-Generalsekretär, der seinen fulminanten Einstand mit einem Fahndungsplakat von Gerhard Schröder feierte. Was jetzt – scheinbar – über ihn selbst bekannt wird, mag juristisch nicht angreifbar sein, moralisch verkommen ist sein Verhalten allemal.

ZIRNDORF (BAYERN)

MANFRED LANG

Laurenz Meyer ist der typische Fall eines Schurkenpolitikers. Für mich als Wähler ist es dabei unerheblich, wie phantasievoll Lobbyistengelder deklariert und kassiert werden. Es ist und bleibt politische Korruption! Dass Meyer als Vorkämpfer für den Bau neuer Kernkraftwerke mit verbiligtetem Atomstrom gefördert wird, gleichzeitig aber für den Abbau von „schädlichen Subventionen“ bei erneuerbaren Energien trommelt, macht doch Sinn – aus Sicht von RWE zumindest. Mit einem Abgeordnetenmandat und jeglichem öffentlichen Amt müsste so eine Skrupellosigkeit aber ein für alle Mal verboten sein! Mit einem Rücktritt von Meyer allein ist nichts gewonnen, wenn keine glasklaren Gesetze – mit hoher Strafandrohung – kommen. Aber da hat sich seit dem „Flick-Skandal“ nichts wirklich geändert, und das ist der Skandal.

FRANKFURT AM MAIN BURCKHARD KRETSCHMANN

Statt Schlips und Kragen sollten die Politiker im Bundestag Trikots tragen, mit den



TIM BRAKEMEIER / DPA

**CDU-Politiker Meyer: Typischer Fall**

Logos der Firmen, von denen sie bezahlt werden. Um Kontakte zu vereinfachen, könnte auch gleich die Kontonummer des Politikers auf dem Rücken gut lesbar angebracht sein.

BERLIN

WOLFGANG K. ALBRECHT-SCHOECK

Der Fall Meyer lässt Schlimmes befürchten. Die Parlamente sind von „Schläfern“ durchsetzt. Sie tun für viel Geld scheinbar nichts, werden aber aktiv, wenn ihr Auftraggeber etwas von ihnen verlangt. Dem eigentlichen Auftraggeber, dem Wähler, wird dabei in der Regel Schaden zugefügt. Einem enttarnten „Schläfer“ geht es zu Recht schlecht.

WOLFSBURG

HELMUT WOITAS

## Komponisten und Instrumentenbauer

Nr. 52/2004, Hirnforschung: SPIEGEL-Streitgespräch zwischen dem Neurobiologen Gerhard Roth und dem Moralthologen Eberhard Schockenhoff über neue Zweifel am freien Willen

Es würde mich interessieren, wie Herr Roth im Alltag mit seiner Einstellung so leben kann. Was sagt er etwa, wenn sein Kind eine Entscheidung trifft, die ihm nicht passt? Sagt er dann, „tja, ich habe dich so erzogen, und das sind deine Gene, mach doch, was du willst, du kannst ja nicht anders?“ Es geht meiner Meinung nach wirklich um die Basis aller gesellschaftlichen und menschlichen Beziehungen. Vor allem ist Roths Ansicht auch nicht falsifizierbar – eigentlich eine Grundforderung für jede naturwissenschaftliche Behauptung. Natürlich sind eine Seele oder ein freier Wille ebenfalls nicht (natur-)wissenschaftlich nachweisbar, aber diese Konzepte sind ja auch nicht naturwissenschaftlicher, sondern philosophisch-theologischer Natur. Wenn Herr Roth jedoch aus der „reinen Wissenschaft“ heraus argumentiert, müsste er sich dieser Prüfung sehr wohl stellen.

WIEN

PETRA MIHÁLY

Nur gut, dass es die Neuro-Wissenschaften gibt, sonst würde man sich doch gelegentlich fragen, wofür man eigentlich Philosophie studiert hat. Ein trunkener Instrumentenbauer sinniert vor sich hin: „Die Komponisten sind schon arme Schweine, glauben, sie könnten Musik machen und würden verstehen, was Musik sei. Wer Musik machen will, braucht ein Musikinstrument. Aber von dem haben die keine Ahnung – nur ich. Nur ich weiß, aus welchen Materialien der Flügel besteht, wie die Teile zueinander gefügt sein müssen und wie das Ganze funktioniert.“ Zuzugeben ist: ohne vernünftiges Instrument keine stimmige Ausführung einer Komposition, ohne fünf Finger an einer Hand nur stark beeinträchtigte Möglichkeiten zur Realisierung der Komposition, aber ehrlich – welchen Sinn hätte ein Instrumentenbauer ohne die Komponisten?

EICHSTÄTT-INGOLSTADT (BAYERN)

PROF. DR. FERDINAND ROHRHIRSCH

SPIEGEL-Leser wissen nicht nur mehr, sie können auch die Spreu vom Weizen unterscheiden. Gerade durch die spannende, plausible und für (fast) jedermann verständliche Darstellung des Herrn Roth (Dank an den SPIEGEL) ist klar zu sehen, wie sehr der katholische Priester Schockenhoff in seiner ganzen Hilflosigkeit herumrudert. Natürlich können wir beschließen, dass wir mehr als ein Haufen Chemie sind, aber sachlich gesehen funk-

tionieren wir nun mal so. Darüber hinaus ist eine Kirche, die von weiten Teilen der Bevölkerung angenommen und in ihr Leben integriert wird, dringend erforderlich. Nicht nur als Konkurrenz zum „Mörderfernsehen“.

KORNTAL (BAD.-WÜRTT.) ECKHARD H. KOBIEWSKI

Um die Behauptungen von Herrn Roth zu widerlegen, braucht man keine Moralthologie, sondern nur etwas Logik. Denn ohne einen freien Willen – die Fähigkeit zu wählen – können wir gar nichts überprüfen oder feststellen. Alle wissenschaftlichen Behauptungen wären dann sinnlos, auch die von Herrn Roth. Die künstliche Stimulierung von Gehirnzentren zeigt, wie wir diese nutzen, aber nicht, dass unsere Nutzungsentscheidungen dort ihren Ursprung haben. Roths Schlussfolgerungen sind nicht nur absurd, sondern gefährlich – das perfekte „wissenschaftliche“ Alibi für jedes Verbrechen. Roth verlangt, die Gesellschaft solle ihre Kinder im Sinne einer gefühlten „praktischen Freiheit“ er-



VISION PHOTOS / ULLSTEIN BILBERDIENST

Hirnforschungsexperiment: Logik statt Moral

ziehen – obwohl er insistiert, dass es keine wirkliche Entscheidungsfreiheit gibt. So erzieht man keine Bürger, sondern Zyniker.

LONDON

JAKOB VON UEXKÜLL

Ich dachte, wir hätten die Diskussionen, wie sie Herr Roth jetzt anzettelt, schon lange hinter uns. Dilthey hat bereits 1883 den Unterschied zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften beschrieben. Naturwissenschaften erklären kausale Zusammenhänge, Geisteswissenschaften verstehen Phänomene von innen her (Hermeneutik). Beide laufen zwar auf verschiedenen Ebenen ab, sind aber gleichwertig. Oder soll ich, um ein Gedicht von Goethe zu verstehen, vorher die Synapsen zählen?

MAINZ

THEO WOLLWEBER

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

In der Heftmitte dieser SPIEGEL-Ausgabe befindet sich in einer Teilaufgabe ein vierseitiger Beihefter der Firma Lexware, Freiburg.



MARC URBANDE (GR.); ARIS (KL.)

Stoiber, Müntefering, Schröder

## FÖDERALISMUS

## Schröder will Front der Länder aufbrechen

Nach dem Scheitern der Föderalismusreform unter Vorsitz von Edmund Stoiber (CSU) und Franz Müntefering (SPD) arbeitet das Kanzleramt an einem Plan, kleine Bundesländer aus der Ablehnungsfront gegen den Bund herauszubrechen. Finanzschwache Länder wie das Saarland, Bremen und Berlin sowie die ostdeutschen Länder sollen nach dem Willen Gerhard Schröders durch Zugeständnisse doch noch von der Notwendigkeit eines Konsenses überzeugt werden. Im Gegenzug will der Bundeskanzler seine Vorstellungen in der Bildungspolitik durchsetzen. Sind die kleinen Länder erst einmal gewonnen, so das

Kalkül, könnten auch die SPD-regierten Länder wie Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz einlenken. Diese hatten sich bislang ebenfalls gegen die Forderungen des Bundes gestäubt, der in der hartumkämpften Bildungspolitik mehr Gewicht haben will. Schon im Juli 2000 war es Schröder gelungen, durch großzügige finanzielle Versprechungen ein Reformprojekt im Bundesrat durchzusetzen. Damals stimmten das CDU-geführte Berlin und das von einer Großen Koalition regierte Brandenburg der rot-grünen Steuerreform überraschend zu. Für eine Reform der bundesstaatlichen Ordnung ist allerdings eine Zweidrittelmehrheit erforderlich. Der thüringische CDU-Ministerpräsident Dieter Althaus wies Schröders Ansinnen zurück. Die Föderalismusreform gehe alle Länder gleich viel an, sagte er. „Wir werden uns nicht aus der gemeinsamen Position herauskaufen lassen.“ Auch Sachsen-Anhalts Regierungschef Wolfgang Böhmer (CDU) sagte, erst wenn der Bund beim Thema Bildung auf die Länder zugehe, sei eine Fortsetzung der Gespräche sinnvoll.

## SPD

## Widerstand gegen Reform

In der SPD ist hinter den Kulissen ein heftiger Streit über die Parteireform ausgebrochen. Bis Februar soll eine interne „Ad-hoc-Kommission“ unter Leitung des stellvertretenden Parteivorsitzenden Kurt Beck dazu Planungen ausarbeiten. Doch bereits jetzt stoßen erste Überlegungen des Gremiums auf Widerstand – insbesondere eine interne Vorlage zur Neuorganisation der neun traditionsreichen SPD-Arbeitsgemeinschaften. Dazu zählt neben der Jugendorganisation Jusos auch die mächtige „Arbeitsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen“ (AfA), die von dem Parteilinken Ottmar Schreiner angeführt wird. Nach den Vorstellungen der Reformer sollen Arbeitsgemeinschaften künftig unter anderem die Anzahl und Größe ihrer Gremien reduzieren. Die AG-Chefs lehnen dies ab. In einer gemeinsamen Stellungnahme kündigen sie eigene Reformvorschläge an und verlangen zugleich von SPD-Chef Franz Müntefering mehr Macht. Ihre Forderung: Die Arbeitsgemeinschaften müssten künftig bei der Mandatsverteilung der Partei stärker berücksichtigt werden.

## AFFÄREN

## Firmengehälter für Parlamentarier

Zwei Bundestagsabgeordnete gerieten nach der Doppelverdiener-Affäre um die Christdemokraten Laurenz Meyer und Hermann-Josef Arentz unter Druck: Die FDP-Bildungsexpertin Ulrike Flach und der SPD-Abgeordnete Hans-Jürgen Uhl beziehen seit Jahren neben ihren monatlichen Diäten zusätzliche Angestelltengehälter. Flach hat in den vergangenen sechs Bundestagsjah-

ren bei vollen Bezügen ihre Arbeit als Übersetzerin für Siemens von „zu Hause erledigt“ – einen Schreibtisch im Unternehmen besitze sie nicht. Der Vertrag mit Siemens werde aber von 2005 an ruhen. Der niedersächsische Abgeordnete Uhl ist seit seinem Einzug in den Bundestag im Jahr 2002 weiter bei VW als bezahlter Betriebsrat im Werk Wolfsburg tätig. „Ich beziehe ein monatliches Gehalt“, bestätigte Uhl dem SPIEGEL – über die Höhe wollte er nichts sagen. Im Betriebsrat sei ihm kein spezieller Aufgabenbereich zugeordnet. Vor Uhl hatten schon die niedersächsischen SPD-Landtagsabgeordneten Ingolf Viereck und Hans-Hermann Wendhausen eingeräumt, von VW Gehälter zu beziehen – für fragwürdige Aufgaben.



Uhl



Flach

MICHAEL SALZ / VARIO-PRESS

NATURSCHUTZ

# Nothafen vor dem Aus

Der seit Jahren schwelende Streit zwischen Naturschutzverbänden, der Landesregierung Mecklenburg-Vorpommern und dem Bundesverkehrsministerium den Ostsee-Nothafen Darßer Ort beschäftigt nun auch die EU-Kommission. Kurz vor Weihnachten hat der World Wide Fund for Nature (WWF) in Brüssel Beschwerde „wegen einer möglichen Verletzung der FFH-Schutzgebiets-Regeln“ eingereicht. Die idyllisch gelegene Anlage soll, so nun der neue Vorschlag des WWF und des Fördervereins Nationalpark Bodenlandschaft e. V., durch einen Alternativhafen ersetzt werden. Nachdem das Bundesverkehrsministerium im Oktober den Hafen als für die Seenotrettung nicht zwingend erforderlich eingestuft und die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger ihren seit Jahren dort stationierten Rettungskreuzer nach Barhöft verlegt habe, bestehe kein Grund mehr, die Anlage weiterhin offen zu halten. Hintergrund: Die Fahrrinne des Hafens, der mitten im Naturschutzgebiet liegt, kann nur durch ständige Baggerarbeiten etwa für Seenotkreuzer



Nothafen Darßer Ort

zer offen gehalten werden. Diese Arbeiten verursachen nicht nur Kosten, sondern stellen nach Ansicht des WWF auch „einen erheblichen Eingriff in die Natur und den Nationalpark dar“. Wassersportverbände und die Landesregierung halten den einzigen Hafen zwischen Rostock und Hiddensee hingegen für unverzichtbar.



Arabische Fernsehredaktion

TERROR

# Deutschland im Visier

Über die zunehmende Fokussierung radikalislamischer Medien auf die Bundesrepublik sind deutsche Sicherheitsbehörden besorgt. In arabischen Fernsehsendungen, die über Satellit auch hierzulande empfangen werden, und in Zeitungen werde nach den USA, Eng-

land und Israel mehr und mehr auch die deutsche Politik kritisiert – etwa der Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan, das Vorgehen gegen radikale Muslime im Inland oder die Aufbauhilfe für den Irak. Sogenannte Non-aligned Mudschahidin, Extremisten mit loser Anbindung an Terrornetzwerke, könnten sich dadurch aufgerufen fühlen, in Deutschland auf eigene Faust Anschläge zu planen, warnen Verfassungsschützer. Anstoß nahmen einschlägige Medien etwa am Verbot einer islamistischen Konferenz in Berlin. Die in London erscheinende arabische Zeitung „Asharq Al-Awsat“ kritisierte, Deutschland diene damit „dem israelischen Zionismus“. Auf einschlägigen Internet-Seiten kursiert zudem ein Aufsatz, dessen Autor Deutschland und Frankreich vorwirft, „einen Kreuzzug gegen den Islam“ zu führen.

Nachgefragt

## Kleine Schwüre

„Gehen Sie mit guten Vorsätzen ins neue Jahr?“



JA 68%

NEIN 30%

Befragte, mit guten Vorsätzen im neuen Jahr:

„Setzen Sie Ihre Vorsätze gewöhnlich auch um?“

JA 67%

NEIN 11%

TNS Infratest für den SPIEGEL vom 20. und 21. Dezember 2004; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“/keine Angabe

ENERGIE

## Stromfresser Kaffee

**K**affeemaschinen und Espressoautomaten, die häufig in Büros, Cafés oder öffentlichen Gebäuden stehen, entpuppen sich als enorme Energieschleudern. In der Schweiz, in der bereits 85 Prozent aller Privathaushalte mit den Brühern ausgerüstet sind, verursachen diese aktuellen Studien zufolge rund drei Viertel der Stand-by-Verluste aller Haushaltsgeräte – sogar mehr, als alle Fernsehapparate an Energie verbrauchen. Grund: Vor allem am Arbeitsplatz bleiben die Maschinen oft rund um die Uhr in Betrieb, um heißes Wasser vorrätig zu halten. Obwohl Verbrauchsmessungen von derlei Automaten in Deutschland bisher fehlen, glaubt Christoph Mordziol, Energie-Experte im Umweltbundesamt in Berlin (UBA),

dass auch hierzulande diese Geräte „hohe Leerlaufverluste“ verursachen. Weitere Stromfresser befinden sich laut UBA-Berechnungen in Bad und

### Verpuffte Energie

Stand-by-Stromverbrauch in Deutschland 2004 in Millionen Kilowattstunden

Wasserheizgeräte	<b>2330</b>
Hi-Fi-Geräte	<b>2108</b>
Computer (-Zubehör)	<b>2046</b>
Fernsehen	<b>1580</b>
Küchengeräte	<b>1133</b>
Telefon, Fax, Anrufbeantworter	<b>991</b>



Quelle:  
Umweltbundesamt

Insgesamt: **10 188**

Das entspricht etwa der Stromerzeugung des Kernkraftwerks Krümmel 2003.

DER SPIEGEL

Küche: Boiler, die oftmals ununterbrochen in Betrieb sind. Der Verlust aller 7,8 Millionen Geräte in Deutschland summiert sich laut UBA auf 2,3 Milliarden Kilowattstunden pro Jahr. Das entspricht etwa dem Jahresverbrauch von insgesamt 678 000 Privathaushalten. Die Warmwassergeräte übertreffen damit Hi-Fi-Anlagen, Schnurlostelefone und PC.



ULRICH BAUMGARTEN / WARIO-PRESS

Espressoautomat



RICHARD EINWALD / DDP

Hindenburg-Kaserne in Neumünster

BUNDESWEHR

## Teure Altlasten

**D**ie geplante Schließung von 105 Bundeswehrstandorten könnte den Steuerzahler noch teuer zu stehen kommen. Auf vielen nun brachliegenden Arealen müssen Umweltschäden beseitigt werden. Die Altlasten reichen nach vorläufigen Erhebungen der Bundeswehr von vergleichsweise harmlosen Ölverschmutzungen an Tankstellen bis hin zu Verseuchungen des Grundwassers sowie Munitions- und Kampfstoffresten aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. So ist etwa der Boden der Hindenburg-Kaserne in Neumünster mit Milzbrandregenern verseucht. Von ihnen gehe zwar derzeit „keine akute Gefahr“ aus, beteuerte das Verteidigungsministerium auf Anfrage des schleswig-holsteinischen FDP-Politikers Jürgen Koppelin – ob „Sanierungsmaßnahmen“ erforderlich würden, hänge aber „von der zukünftigen Nutzung“ des Geländes ab. Die medizinisch Anthrax genannten Milzbrandreger können bei Hautkontakt zum Tod führen.

STASI-UNTERLAGEN

## Kanzlers Ukas

**B**undeskanzler Gerhard Schröder hat per Ukas den Wechsel der Stasi-Unterlagenbehörde vom Innenministerium in die Zuständigkeit der Staatsministerin für Kultur und Medien, Christina Weiss, verfügt. Am 28. Dezember unterschrieb Schröder einen „Organisationserlass“, dem zufolge die Zuständigkeit für die Behörde ab 1. Januar wechselt. Damit setzte Schröder sich über die Bedenken von Parlamentariern und Rechtsexperten hinweg. Behördenchefin Marianne Birthler, Abgeordnete der Grünen sowie Bundestagspräsident Wolfgang Thierse (SPD) hatten sich dafür ausgesprochen, den Zuständigkeitswechsel durch eine Änderung des Stasi-Unterlagen-Gesetzes zu erwirken. Auch die Wissenschaftlichen Dienste des Deutschen Bundestags hatten entsprechend votiert. Grund: Die Einordnung der Birthler-Behörde in den Geschäftsbereich des Innenministers ist im Stasi-Unterlagen-Gesetz festgeschrieben. Gegengutachten des Kanzleramts und des Innenministeriums kamen allerdings zu einem anderen Schluss: Allein beim Kanzler liege laut Geschäftsordnung der Bundesregierung die „Organisationsgewalt“. Eine Gesetzesänderung sei nicht nötig.



MICHAEL KAPPELLER / DDP

Stasi-Archiv in Berlin



Kanzler Schröder: „Wir dürfen nicht so lange schwarz malen, bis alle schwarz wählen“

REGIERUNG

# Warten auf das Wunder

Zwei Jahre nach Verkündung der Agenda 2010 hoffen die Bürger auf sichtbare Erfolge der Reformpolitik. Doch die Wirtschaft wächst auch 2005 nur im Kriechgang, die Staatsschuld steigt. Gerhard Schröders erstes Bauernopfer ist gefunden: Hans Eichel soll bis zum Sommer gehen.

**D**ie Hoffnung stirbt nie – zumindest nicht bei deutschen Berufspolitikern.

Gerhard Schröder nutzte auch seine letzte Bundestagsrede im alten Jahr, um der verunsicherten Nation Selbstvertrauen und Optimismus einzuflößen. „Wir sollten auch über das reden, was gut gewesen ist und weiterhin gut ist“, so der zum Reformkanzler versteifte Sozialdemokrat. Seine Politik der Erneuerung beginne zu greifen. Das Land sei wieder zukunftsfähig: „Wir sind auf dem richtigen Weg.“

So ähnlich redete der Kanzler schon in seiner Silvesteransprache im Jahr zuvor.

Da sah Schröder einen „wirtschaftlichen Aufschwung, der sich bereits deutlich abzeichnet, an Fahrt gewinnen“.

2002 das gleiche Lied: Seinerzeit verwies der Kanzler auf Reformversuche, deren Namen längst vergessen sind: „Diese Gesetze werden, dessen bin ich sicher, der Anfang sein für eine neue Dynamik wirtschaftlicher Leistung in unserem Land.“

Wie unerschütterlich der Regierungschef nach vorn blickt, bewies er auch 2001, der Terroranschlag auf das World Trade Center lag keine vier Monate zurück. Schröder aber sah „viele Zeichen der Hoffnung“,

vor allem für die Wirtschaft: „Wir werden den neuen Aufschwung schaffen.“

Die vom Silvesterboten ein ums andere Mal genährte Zuversicht, dass im nächsten Jahr der Durchbruch zu mehr Wachstum, mehr Arbeitsplätzen und damit mehr Wohlstand endlich gelingen werde, ließ sich durch Daten noch nie erhärten. 2005 wird es voraussichtlich wieder so sein.

Führende Konjunkturforscher jedenfalls haben kurz vor Jahresende ihre Prognosen nach unten korrigiert. Deutschland im Jahr 2005 – die Zitterpartie geht weiter.

Eine so lange Phase der Stagnation mit vergleichbar schwachen Wachstumsraten

hat es in der Geschichte der Bundesrepublik noch nie gegeben. Die Ökonomen haben kaum Hoffnung, dass 2005 der Wiederaufstieg des Landes gelingen könnte.

Die Erholung der Volkswirtschaft verlaufe „mühselig und stockend“, heißt es beim Wirtschaftsforschungsinstitut in Halle. Der eher linke Wirtschaftsweiser Peter Bofinger sieht das Land aufgrund sinkender Massenkauflkraft sogar „tiefer in die Krise rutschen“. Ifo-Chef Hans-Werner Sinn, der Alarmist unter den Ökonomen, behauptet: „Deutschland ist entkoppelt von der Welt.“

Vor allem die Exportwirtschaft, die bisher die heimische Konjunktur am Laufen hielt, verheißt nichts Gutes. Der starke Euro und die Abkühlung der Weltwirtschaft, besonders in den Vereinigten Staaten und in Japan, bremsen den Absatz deutscher Firmen im Ausland. Das Institut

für Weltwirtschaft erwartet nur noch ein Exportplus von 2,4 Prozent – nach fast 10 Prozent Zuwachs in 2004.

Die Gesamtwirtschaft kann so nicht an Fahrt gewinnen. Hielten fünf der sechs großen Institute in ihrem Herbstgutachten noch ein Wachstum von 1,5 Prozent für möglich, liegt die optimistische Schätzung nun bei 1,3 Prozent – die pessimistische bei mickrigen 0,8 Prozent. Ein Aufschwung ohne Schwung zeichnet sich ab.

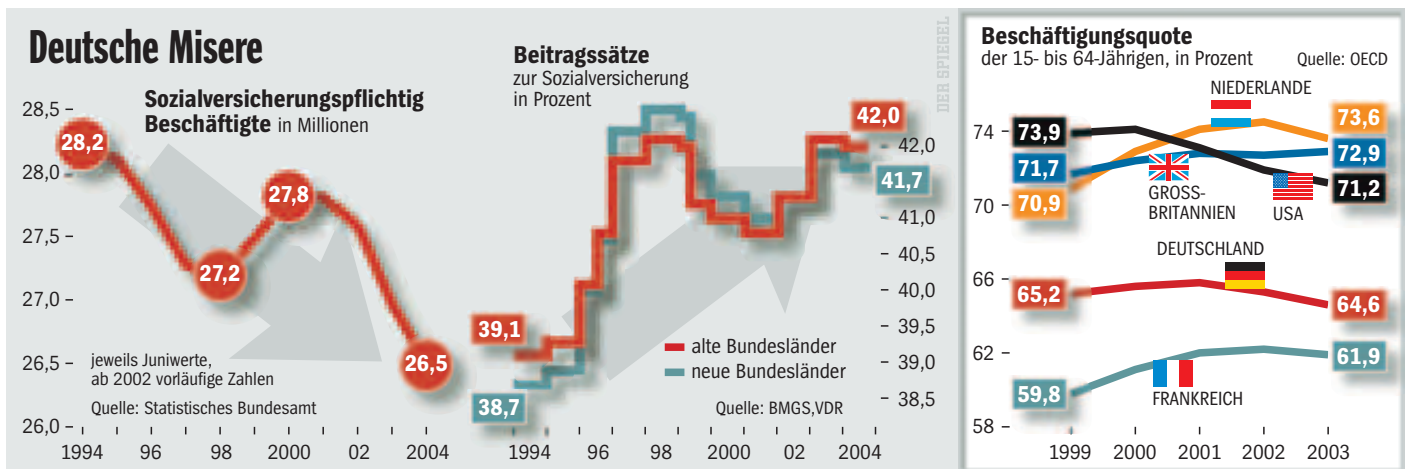
Selbst das leichte Plus in der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung ist nur der steigenden Schuldenaufnahme zu verdanken. Ohne die Inanspruchnahme gewaltiger Kredite – allein 2004 kamen über 43 Milliarden Euro neu ins Soll – müsste Deutschland ein Minuswachstum ausweisen.

Der Staatshaushalt ist, allen Sparrunden vergangener Jahre zum Trotz, gründlich aus

den Fugen. Um die Zinsen zu bedienen, müssen 2005 mehr als doppelt so hohe Mittel aufgebracht werden wie für den Straßenbau.

Schröder ist es allerdings gelungen, seine Regierung im zweiten Halbjahr 2004 gegenüber den immer neuen Hiobsbotschaften zu immunisieren. Die öffentliche Gelassenheit, fast Gleichgültigkeit gegenüber den dramatischen Verwerfungen, ist auch das Ergebnis seiner Kommunikationsstrategie. „Wir dürfen nicht so lange schwarz malen, bis alle schwarz wählen“, hat er seinen Getreuen eingeschärft. Dass er seinen Agendakurs auch gegen heftige Proteste verteidigt hat, kommt seinem Image zugute.

In den mehr als sechs Jahren seit der Regierungsübernahme hat er gelernt, dass nicht die Wirklichkeit über Wohl und Wehe seiner Regierung entscheidet, sondern das Bild, das der Bürger sich von der Wirk-



Minister Clement, Eichel: Wettstreit der Schönredner

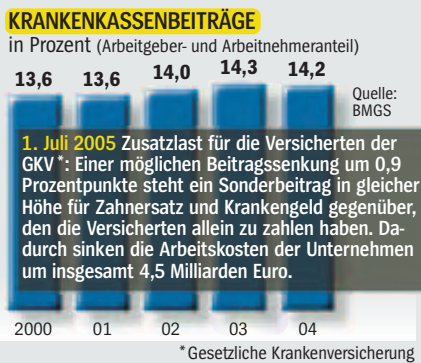
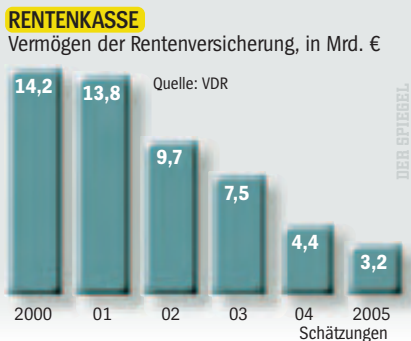
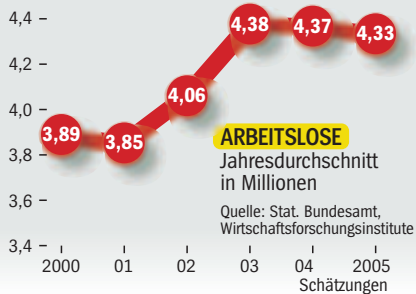
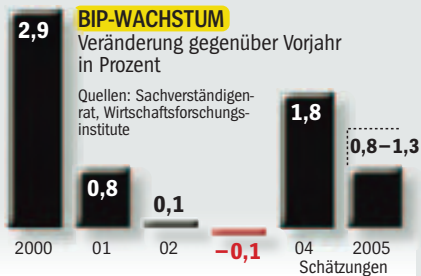
lichkeit macht. Schröder ist ein Spezialist im Spiel mit den Stimmungen.

Die meiste Zeit verbringt der engste Führungszirkel im Kanzleramt konsequenterweise damit, die Gefühlslage der Woche zu ergründen. Interne Meinungsumfragen, für die allein das Bundespresseamt jährlich etwa zwei Millionen Euro ausgibt, runden das Bild ab. Es geht dieser Art von Politik weniger um richtig oder falsch als vielmehr um Timing und Thema.

Gerade zur Jahreswende ist im Kabinett Schröder dröhnender Optimismus erste Ministerpflicht, weshalb ein regelrechter Wettstreit der Schönredner in Gang kam. Die Gesundheitsministerin stellt sinkende Kassenbeiträge in Aussicht, der Finanzminister verspricht einen verfassungsgemäßen Haushalt, und Wirtschaftskollege Wolfgang Clement redet ähnlich wie einst Ludwig Erhard über Arbeit für alle. Angesichts von 4,4 Millionen Arbeitslosen, dem zweithöchsten Dezemberstand seit den Tagen des deutschen Wiederaufbaus, erklärt Clement allen Ernstes die zügige Rückkehr zur Vollbeschäftigung zum realistischen Ziel.

Diese Art virtuelle Politik, die wenig mit den Alltagserfahrungen der Menschen zu tun hat, mag die Regierung eine Weile tragen – aber sie trägt nicht weit genug. Bis

## Gedämpfte Hoffnungen



zum Wahltag im Herbst 2006, das weiß Schröder, muss das Volk bei Laune gehalten werden, mit neuen Gesetzen, Kommissionen – und mit neuen Personen.

Der Kanzler denkt bereits an das Frühjahr, wenn der bittere Cocktail aus wegbrechenden Steuereinnahmen und steigenden Arbeitslosenzahlen den Bürgern die Politik einmal mehr verleidet. Dann ist eine beherzte Entscheidung gefragt, die das Kanzleramt intern bereits getroffen hat: Hans Eichel soll ausgewechselt werden.

Schröder will mit dieser Abberufung Handlungsfähigkeit demonstrieren und Veränderung wenigstens symbolisieren. In seinem System einer immer auch scheinbaren Politik ist es wichtig, dass alles in Bewegung bleibt.

Die Probleme wachsen unbehelligt weiter. Immer weniger Beschäftigte zahlen immer höhere Sozialkosten, was dem privaten Konsumbudget nicht gut bekommt. Dem Staat fehlt schon lange das Geld zum Investieren. Kaum ein anderes Industrieland hält sich mit öffentlichen Aufträgen derart zurück, die Investitionsquote liegt bei weniger als zehn Prozent – ein historischer Tiefpunkt.

So ist bereits vor Jahren ein Kreislauf in Gang gekommen, den keine real existierende Reform bisher unterbrechen konnte. Seit 1994 registrieren die Sozialkassen durchschnittlich an jedem Werktag den Wegfall von über 700 sozialversicherungspflichtigen Arbeitsplätzen. Von einst 28,2 Millionen solcher Jobs sind zehn Jahre später knapp 2 Millionen verschwunden, voraussichtlich auf Nimmerwiedersehen.

Allein die Kosten der Arbeitslosigkeit, inklusive Ausfällen bei Steuern und Sozialbeiträgen, belaufen sich jährlich auf 80 Milliarden Euro. Alle bisherigen Programme – Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, Minijobs, Job-Aktiv-Gesetz, Personal-Service-Agenturen – haben die Grundrichtung der Entwicklung nicht beeinflussen können.

In der Folge geraten die Sozialkassen, die in Deutschland neben dem regulären Etat als halbstaatliche Pflichtversicherungen geführt werden, in Schwierigkeiten. Alle bislang durchgeführten Umbauten im System haben auch hier keine Trendumkehr gebracht. Angesichts der Größe der Probleme – eine rasant wachsende Rentnerpopulation steht einer schrumpfenden Erwerbsbevölkerung gegenüber – ist damit auf die Schnelle auch nicht zu rechnen.

Vor allem die Rentenkasse ist, trotz vieler kleiner Reformen und der Wiedereinführung des sogenannten demografischen Faktors, bedrohlich klamm. Der größte Teil des Wohnungsbestands, über den die staatliche Rentenversicherung einst verfügte, ist mittlerweile verkauft, die 2,1 Milliarden Euro Sondereinnahmen wurden sofort gebraucht. Die sogenannte Schwankungsreserve ist von einst 25 Milliarden Euro auf rund 4 Milliarden abgeschmolzen.

Jetzt reicht schon ein schlechter Monat, an dem die Einnahmen nicht so fließen wie geplant, und die Regierung muss auf Kredit zuschießen. Der Schuldenstaat würde einmal mehr jene Normalität vortäuschen, die es schon lange nicht mehr gibt.

Bei der Gesundheit sieht es besser aus, aber nicht viel. Die von einer Großen Koalition durchgesetzte Gesundheitsreform mit Praxisgebühr und strengeren Zuzahlungsregeln hat nicht die von Schröder versprochene „Effizienzrevolution“ gebracht. Aber immerhin gelang es Gesundheitsmi-

nisterin Ulla Schmidt, einen Kostenblock von acht Milliarden Euro, so die aktuelle Hochrechnung, von den Kassen zu den Privathaushalten zu verlagern.

Trotz der Korrekturen sieht Michael Hüther, Direktor des Instituts der deutschen Wirtschaft in Köln, keinen Grund zur Entwarnung. „Die Reformen reichen nicht, um den Trend steigender Versicherungsbeiträge dauerhaft zu stoppen.“ Die Politik hat sich lediglich ein bisschen Zeit gekauft.

Dabei hat die Gesundheitsministerin mit Erfolg dafür gekämpft, dass im neuen Jahr auch der Zahnersatz aus der gemeinsamen Finanzierung verschwindet. Die Versicherten zahlen mehr, die Unternehmen entsprechend weniger.

Doch das eigentliche Ziel der Gesundheitsreform war ein anderes: Die Lohnzusatzkosten, also jener 42-Prozent-Aufschlag auf jede Arbeitsstunde von Kfz-Mechaniker, Sekretärin oder Lagerarbeiter, sollten spürbar sinken. Zurzeit stellen die Kassen nur marginale Senkungen in Aussicht.

Die meisten Versicherten erinnern den Kanzler und seine Ministerin an die bereits bestehenden Milliardenschulden, die erst getilgt werden müssten. Sie rechnen in ihren vertraulichen Statistiken schon wieder mit dem Schlimmsten: der Beitragserhöhung und damit einer weiteren Verteuerung der Ware Arbeitskraft. Einmal mehr werden die Deutschen die Kosten ihrer Volksgesundheit an der Höhe der Arbeitslosigkeit ablesen können.

Erstaunlicherweise schadet die durchwachsene Bilanz der Gesundheitsreform der Ministerin nicht. Ulla Schmidt hat es geschafft, sich in der Beliebtheitskala der Meinungsforscher sogar leicht nach oben zu arbeiten. Wohl auch deshalb, weil immer mehr Bürger verstehen, dass die Reformschritte eher zu klein als zu groß geraten waren. Das Forsa-Institut, vom Kanzler als wichtige Entscheidungshilfe genutzt,



MICHAEL H. EBNER



THOMAS EISENREITZER / ACTION PRESS



STOETZEL / SEEGER PRESS

Finanzexperten Steinbrück, Stegner, Voscherau Als Kabinettskandidaten im Rennen

misst eine steigende Zunahme der Reformbereitschaft.

Auch der Unmut über das Hartz-Programm ist anders gelagert, als es die Proteste vom Sommer vermuten ließen. Die Mehrzahl der Deutschen fürchtet: viel Aufwand für wenig Ertrag.

Innerhalb der Regierung das gleiche Meinungsbild. Kaum jemand glaubt noch daran, dass die Hartz-Gesetze für ein Beschäftigungswunder sorgen.

Wenn es für den Kanzler gut geht, wird es mit Hartz IV so enden wie mit Hartz I bis III: Der Effekt ist nicht messbar, aber alle haben den Eindruck, dass die Reform das Schlimmste verhindert hat.

Wenn es schlecht läuft, wird die Arbeitslosenbürokratie weiter anschwellen, während die Zahl der Jobsuchenden über die magische Fünf-Millionen-Marke steigt.

Schröder spürt: In dem Regierungsprogramm, das mit den Ursprungsideen des VW-Managers Peter Hartz (siehe Seite 24) kaum mehr als den Namen gemein hat, lauert ein erhebliches Gefahrenpotential. Deshalb hat sich der Kanzler vorsorglich der Schuldfrage zugewandt. Im „Stern“-Interview kurz vor Silvester ließ er ungefragt wissen, dass „die Verantwortung eindeutig beim Bundeswirtschaftsminister liegt“.

Wolfgang Clement, der sich einst als Schröder-Ersatz sah, ist in der Gunst des Regierungschefs tief gesunken. Spektakuläre Alleingänge wie sein Vorschlag, den Sparerfreibetrag zu streichen, sind unvergessen. Wie chaotisch es im Hause Clement zugeht, weiß Schröder aus Schilderungen der ihm freundschaftlich verbundenen Staatssekretäre Alfred Tacke, mittlerweile ausgeschieden, und Rezzo Schlauch. „Keine Planung, keine Absprachen, keine Morgenkonferenzen“, schildert einer der sechs Staatssekretäre die Zusammenarbeit mit dem Minister für Wirtschaft und Arbeit.

Clement kämpft derzeit um seine Reputation. Sein wichtigster Vorteil: Wirtschaftspolitiker sind in der SPD Mangelware. Zumindest bei Mittelständlern genießt er noch immer einen guten Ruf.

Noch schlechter dran ist ein Kabinettskollege, der geradezu zum Symbol gebrochener Versprechen der rot-grünen Regierung wurde: Hans Eichel. Der Kanzler lauert nur noch auf eine Gelegenheit, den in der Publikumsgunst tief gefallenen Politiker zu verabschieden.

Auch Eichel hat im internen Kreis bereits für Klarheit gesorgt. Höchstens noch bis zur Bundestagswahl 2006 stehe er zur Verfügung. Aus persönlichen Gründen, wie einer seiner wichtigsten Berater sagt, möchte er sich spätestens dann freiwillig zurückziehen. Ranghohe Mitarbeiter des Ministers sind bereits auf Jobsuche.

Im Kanzleramt hat man es eiliger. Noch in diesem Jahr, womöglich direkt nach der NRW-Wahl im Mai, soll Eichel ausgewechselt werden, so die Planung in der Regierungszentrale.

Schröders Unzufriedenheit mit Eichel hat in den vergangenen Wochen einen neuen Höhepunkt erreicht. Der via Interview unterbreitete Vorschlag des Ressortchefs,



Chinesische Arbeiter (2002 in Dortmund)\*: Deutschland „entkoppelt von der Welt“?

die Bundesbank solle einen beträchtlichen Teil ihrer Goldreserven verkaufen und ihm die Erlöse zum Stopfen der Haushaltslöcher überweisen, sei der Anfang vom Ende gewesen, sagen mehrere Regierungsmitglieder.

Eine solche öffentliche Forderung ist zum Scheitern verurteilt in der Sekunde, in der sie erhoben wird. Der Stolz und die gesetzlich verankerte Unabhängigkeit der Bundesbank erlaubten in diesem Punkt kein Entgegenkommen. Eichel habe offenbar jeglichen politischen Instinkt verloren, sagen seine Kritiker.

In der Debatte um die Verlegung des Einheitsfeiertags, das kam strafverschärfend hinzu, fühlte sich Schröder von seinem Kassenwart falsch informiert. Mit den Grünen sei alles besprochen, hatte Eichel ihm übermittelt. Er verschwieg, dass er nur mit Finanzexperten der Ökopartei gesprochen hatte. Die Führung von Joschka Fischer bis Krista Sager war von dem Sparvorschlag überrascht, fühlte sich überfahren – und stoppte schließlich das Projekt.

Schon wird auf den unteren Rängen öffentlich abgerechnet. „Wenn es im Kabinett keine Mehrheit für Eichels Finanzpolitik gibt, ist es schwer, das in der Fraktion zu korrigieren“, sagt der SPD-Haushälter Carsten Schneider. „Es gibt kaum noch jemanden, der für Eichel die Hand hebt und ihn unterstützt“, so eine grüne Finanzexpertin.

Für die Klausurtagung der SPD-Haushälter, die im Frühjahr stattfinden soll, hat sich bereits Parteichef Franz Müntefering angemeldet. Spätestens dann ist die Ent-

machung Eichels für alle sichtbar. Denn noch nie, so berichten Sozialdemokraten, habe sich der Parteivorsitzende in die Haushaltsklausur eingemischt.

Als Ersatz sind drei Namen im Gespräch. Sollte Ministerpräsident Peer Steinbrück in Nordrhein-Westfalen gegen den Unionskandidaten Jürgen Rüttgers verlieren, ist Steinbrück Schröders Wunschkandidat für die Eichel-Nachfolge. Der studierte Volkswirt, der bis Ende 2002 NRW-Finanzminister war, gilt als wichtiger Unterstützer der Agenda 2010. Sein Ruf als Experte ist makellos.

Gewinnt Steinbrück die Wahl, wovon das Kanzleramt mittlerweile ausgeht, stehen der ehemalige Hamburger Erste Bürgermeister Henning Voscherau und der schleswig-holsteinische Finanzminister Ralf Stegner auf der Besetzungsliste.

Beide fühlen sich allein schon durch die Nennung ihrer Namen gehörig geschmeichelt. „Es gibt Unangenehmeres, als in einem solchen Zusammenhang genannt zu werden“, sagt Stegner. Aber, fügt er schnell hinzu: „Ich scharre nicht mit den Füßen.“

Auch Voscherau würde sich dem Ruf des Kanzlers nicht entziehen. Wobei er Wert legt auf seine eigene Sicht der Dinge, die geprägt ist von Schärfe und Ungeduld. Die Agenda 2010, sagt der Hanseat mit bemerkenswerter Offenheit, sei grundsätzlich notwendig, erfasse aber „nicht annähernd alle wichtigen Felder und erreicht deshalb nicht annähernd das erforderliche Reformmaß, um zu verhindern, dass Deutschland international zurückfällt“.

Das klingt im Schröderschen Sinne wenig hoffnungsfroh – ist aber realistisch.

SVEN AFHÜPPE, JAN FLEISCHHAUER,  
GABOR STEINGART

\* Vor dem Hochofen des stillgelegten Stahlwerks Westfalenhütte von ThyssenKrupp, der an die chinesische Shagang-Gruppe verkauft wurde.



Reformer Clement, Weise, Bundesagentur für Arbeit: Ein mutiges Unterfangen – aber wurden auch die richtigen Instrumente gewählt?



BESCHÄFTIGUNG

## Das Reform-Monster

Ein Beschäftigungswunder wollte Peter Hartz schaffen. Durch das Gezerre von Behörden und Politikern wurde daraus Hartz IV. Die neue Jobagentur bringt mehr Bürokratie, kostet mehr Geld und schafft zusätzliche Jobs vor allem in der Verwaltung. *Von Markus Feldenkirchen und Michael Sauga*

Es riecht nach Schweiß und Bier. Ein Schild warnt: „Auf den Fluren und Wartebereichen ist das Trinken von Alkohol verboten!“ An den Bürotüren kleben rote Zettel mit einer Sondermitteilung. „Achtung!! Aufgrund der umfangreichen Arbeiten wegen der Einführung des ALG II, bitten wir ab dem 20.9.2004 von einer persönlichen Beratung abzu-sehen.“ Solche Schilder klebten in den vergangenen Monaten an Tausenden Türen deutscher Sozialämter und Arbeitsagenturen. Der Start von Hartz IV hat sie nahezu lahm gelegt. Die Sachbearbeiter können sich nicht mehr um die Menschen kümmern, die sie bislang betreut haben. Sie müssen jetzt Hartz IV einführen. Das ist wichtiger.

Im Büro von Michael Neunhoeffler liegen zwei kniehohe Stapel brauner Leitz-Mappen aus Karton auf dem PVC-Boden. Wenn jemand die Tür öffnet, wackeln die Stapel. „Das sind die Rückläufe der Anträge“, sagt Neunhoeffler.

Er gehört zur Soko Soz 312. Er ist der Sachbearbeiter für 34 Straßen in Neukölln, für alle Menschen, die zwischen dem 19. und dem 25. eines Monats geboren wurden. Er trägt einen verwaschenen Pulli und eine unscheinbare Brille mit dünnem Rahmen. Er ist ein ruhiger Mensch, sympathisch und etwas gemütlich.

Michael Neunhoeffler muss Schicksale umschichten. Er muss aus Sozialhilfeempfängern Arbeitslosengeld-II-Bezieher machen. Für Sozialhilfeempfänger gab es bisher graue Mappen, für Arbeitslosengeld-II-Empfänger gibt es nun braune Mappen. Und es gibt eine neue Computersoftware, von der sie jetzt erfasst werden. Aber die Software ist viel zu spät gekommen. Neunhoefflers Mappenberge wachsen und wachsen, er kann sie nicht abarbeiten.

„ALG II-Online“ steht auf dem Bildschirm. Er klickt auf „Neuer Fall anlegen“. Zeile für Zeile soll er die Angaben aus dem Fragebogen in das Computerprogramm eintippen, alle Informationen, die man

braucht, um einen Menschen wohnen, essen und versichert sein lassen zu können. Am Ende soll er auf das Feld „Berechnung“ klicken, und der Fall wandert auf den Zentralserver der Bundesagentur für Arbeit in Nürnberg.

So ist es gedacht.

Plötzlich blinkt ein Feld auf am Bildschirm. „Info: Systemfehler. Keine Verbindung zum Server. Diese Möglichkeiten stehen Ihnen zur Verfügung: Neu anmelden.“ „Scheiße“, sagt Michael Neunhoeffler.

Am Bildschirmrand lächelt der Fußballer Sebastian Deisler von einem Duplo-Sammelbildchen.

Es ist einer von vielen Fehlern. Das System ist überlastet, es arbeitet zu langsam, weil es kaum getestet werden konnte und weil bundesweit Tausende Sachbearbeiter gleichzeitig auf den Zentralserver in Nürnberg zugreifen möchten. An manchen Tagen fällt der Server ganz aus.

Irgendwann beginnt Neunhoeffler nur noch die wichtigsten Angaben wie Adres-



ERWIN WODICKA / BILBEROX

wieder genutzt. Sie bescherte ihm zunächst historische Umfragetiefs und seiner Partei eine Zerreißprobe. Aber dann erntete er neuen Respekt, weil er den Protesten des Sommers gegen Hartz IV standhielt. Die Umfragewerte zogen wieder an.

Doch nun stellt sich die Frage, wem die Reform am Ende wirklich nützt. Den Arbeitslosen? Den Kommunen? Der Wirtschaft?

Zum Start sieht Hartz IV eher aus wie die größte Reform-Illusion seit Bestehen der Bundesrepublik. Das Gesetz verheißt Bewegung und Aufbruch, doch es ist fraglich, ob es nur eines der Probleme des Landes lösen kann. Es ist, als ob die Deutsche Bahn das Problem ständig verspäteter Züge in den Griff bekommen wollte und deshalb beschließt, alle Bahnhöfe zu renovieren: mit frisch gestrichenen Wänden, modernen Toilettenanlagen und freundlichen Würstchenverkäufern am Bahnsteig.

Es wird das Richtige gewollt – die Motivation der Arbeitslosen stärken, die Sozialkassen entlasten. Unter der Losung „Fördern und Fordern“ sollen die Arbeitslosen, auch mit verstärktem Druck, wieder ins Arbeitsleben integriert werden. Und erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik wird ein kompletter Teil des ausufernden Sozialstaats gekappt.

se, Bankverbindung und Krankenversicherung in den Computer zu tippen. Er klappt einen Antragsbogen zu, auf dem fast alle Felder frei gelassen wurden. „Normalerweise hätte ich diese Akte gar nicht eingeben dürfen“, sagt er. „Aber jetzt ist der Druck von oben zu hoch, dass die Zahlungen zu Jahresbeginn kommen müssen.“

90 Prozent seiner Fälle wird man im Laufe des Jahres noch einmal eingeben und neu bearbeiten müssen. Er sagt, die Art und Weise, wie Hartz IV eingeführt wird, sei eine „Harakiri-Aktion“ und er und seine Kollegen seien „das Kanonenfutter von Hartz IV“. Aus dem kleinen Kofferradio singt Xavier Naidoo „Kummer dich um dein Leben“.

## DIE VERPFUSCHTE IDEE

Es sollte die größte und beste Sozialreform seit Bestehen der Bundesrepublik werden, doch noch ist sie vor allem umstritten. Arbeitslose protestieren. Elf Landkreise klagen gegen das Gesetz, weil sie finanzielle Nachteile fürchten. Finanzminister Hans Eichel bezweifelt, dass ihm Hartz IV in diesem Jahr Einsparungen bringt, womit ein Großteil des Sinns der Reform in Frage gestellt ist. Und Bundeskanzler Gerhard Schröder hat schon mal einen Sündenbock ausgeguckt, indem er Wirtschaftsminister Wolfgang Clement jüngst als Verantwortlichen für die Umsetzung der Reform benannte.

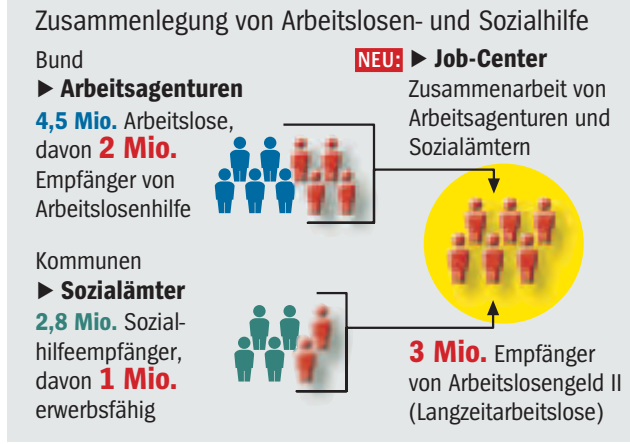
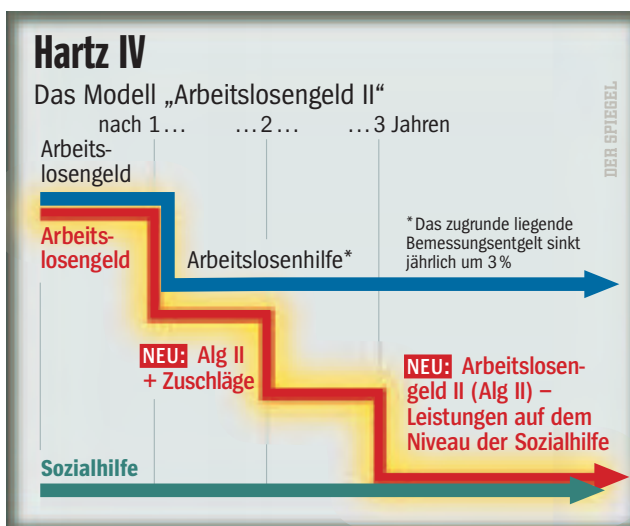
Bislang hat die Reform dem Kanzler schwer geschadet – und ihm dann auch

Ein mutiges Unterfangen – aber wurden dafür auch die richtigen Instrumente gewählt? Oder ist Hartz IV in Wahrheit eine gewaltige Beschäftigungstherapie für Politiker, Behörden und Medien? Wird mit viel Aufwand wenig bewegt – und am Kern des Problems gar nicht gerührt?

Sicher ist, dass Hartz IV die Behörden verändert, die Computerprogramme, die Höhe der Zahlungen an Arbeitslose. Aber ändert es auch die Chance, in Deutschland einen Job zu bekommen?

Am Anfang dieser Reform stand die Erkenntnis, dass die Republik ihre Langzeitarbeitslosen nicht länger so verwalten kann wie bisher. Kaum ein anderes Land garantierte ihnen so hohe Geldleistungen wie die Bundesrepublik, nur in wenigen Ländern lagen die Staatsausgaben für die Arbeitslosigkeit höher.

Aber der Anteil der Langzeitarbeitslosen ist



in kaum einem anderen Land so hoch wie in Deutschland, und ein Großteil des Geldes versickerte in einem monströs aufgeblähten Verwaltungsapparat aus konkurrierenden Großbürokratien: Anstatt die Dauerarbeitslosen so schnell wie möglich zu vermitteln, wurden sie von kommunalen Sozialämtern und der bundeseigenen Arbeitsverwaltung hin und her geschoben, wie Bauern beim Schach.

Um das zu ändern, einigte sich eine Kommission, in der Arbeitgeber, Gewerkschafter und viele Experten saßen, nach monatelangem Gezerre auf einen vergleichsweise einfachen Reformvorschlag: Alle Langzeitarbeitslosen erhalten künftig eine einheitliche Leistung namens Arbeitslosengeld II, ungefähr in Höhe der heutigen Sozialhilfe. Zugleich werden alle Langzeitarbeitslosen in Zukunft einheitlich von der Bundesagentur für Arbeit betreut. Das sollte das ineffiziente „Nebeneinander zweier Sozialleistungssysteme“ beenden und das „Tempo der Vermittlung in Arbeit“ erhöhen, so der Abschlussbericht der Kommission, die Peter Hartz anführte, Vorstandsmitglied bei Volkswagen. Er war guten Mutes, einen Beitrag zur Gesundung Deutschlands geleistet zu haben.

Aber dann geriet das Gesetz in die Mühlen der Politik.

## DER EHRGEIZ DES ROLAND KOCH

Im Oktober 1999 ist Roland Koch zum ersten Mal als Ministerpräsident im US-Staat Wisconsin. Mit seiner kleinen Delegation wird er eingeladen zum State-Dinner in der Residenz des Gouverneurs. Es ist ein festliches Abendessen, das Tommy Thompson für seinen Gast aus Hessen

bereitet, es gibt Hummer, Klaviermusik und Kerzenschein. Thompson zeigt dem deutschen Gast sein Modell „Wisconsin works“, ein radikales Programm, mit dem Sozialhilfeempfänger wieder zu Arbeitenden gemacht werden sollen. Koch ist fasziniert.

Als er im Sommer 2001 wieder mal von einer Wisconsin-Reise heimkehrt, sagt Koch, er traue sich zu, die Zahl der Sozialhilfeempfänger in seinem Land wenigstens zu halbieren. Er sagt zudem, dass seine Kommunen das besser könnten als die Bundesagentur für Arbeit. Er will auch eine Ausnahme vom Bundesrecht haben, wie Tommy Thompson. Er schreibt ein Gesetz, 28 Seiten dick, er nennt es „Offensiv-Gesetz“ und bringt es in den Bundesrat ein.

Das ist das Gegenmodell zu Hartz IV.

Mit diesem Modell reist Koch Ende 2003 nach Berlin in den Vermittlungsausschuss von Bundestag und Bundesrat.

Im Laufe der Verhandlungen gerät Hartz IV in einen großen Topf, zusammen mit der Handwerksreform, dem Kündigungsschutz, der Steuerreform und vielem mehr. Die Langzeitarbeitslosen sind plötzlich nur noch Teil einer riesigen Verhandlungsmasse zwischen Bund und Ländern, zwischen Regierung und Opposition.

Die Verhandlungsführer für die Arbeitsmarktreform heißen Roland Koch und Ludwig Stiegler. Koch denkt an Wisconsin, er möchte alle Macht für die Kommunen, und er möchte sich als moderner Macher profilieren. Stiegler denkt an die Ergebnisse der Hartz-Kommission, er möchte alle Macht für die Bundesagentur.

Koch nennt Stiegler einen „roten Lump“, Stiegler nennt Koch einen „konservativen Reaktionär“. Sie verbringen

Tage und Nächte miteinander, aber sie kommen nicht weiter.

Für beide Positionen gibt es gute Argumente. Für die Kommunen spricht, dass sie die Wirtschaftslage vor Ort kennen. Für Nürnberg spricht, dass eine Bundesbehörde Arbeitslose besser überregional vermitteln kann.

Was Koch und Stiegler schließlich ihren skeptischen Parteikollegen präsentieren, ist ein Kompromiss, wie ihn die Republik noch nie gesehen hat. Da gibt es Behörden, die für nichts zuständig sind, Angestellte, die keine richtigen Vorgesetzten haben, Geschäftsführer, die nicht wissen, was sie entscheiden sollen.

In aller Kürze sieht der Kompromiss so aus: Für die Langzeitarbeitslosen sind künftig weder Kommune noch Agentur zuständig, sondern beide zusammen in sogenannten Arbeitsgemeinschaften. In den Arbeitsgemeinschaften werden die Aufgaben neu verteilt: Die Bundesagentur ist für Arbeitslosengeld und Vermittlung zuständig, die Kommunen für Unterkunftskosten und psychosoziale Betreuung. Eine Ausnahme gilt für Kommunen im sogenannten Optionsmodell. Sie dürfen die Langzeitarbeitslosen künftig ganz allein betreuen.

Nach fast elf Stunden gibt man sich in Saal 1128 die Hand. Es ist halb vier in der Nacht, als der Kanzler vor die Kameras tritt. Er sagt, dass Deutschland auf diese Entscheidung gewartet habe und es nun aufwärts gehe.

## DAS MONSTER DER FRAU ZAUSCH

Sie hat ihr Monster versteckt. Es ruht irgendwo dort hinten, auf dem Stuhl in der dunkelsten Ecke ihres Wohnzimmers. Sie hat ein Bärenfell über den Stuhl gehängt und einen Berg aus Dokumenten und Broschüren auf das Fell getürmt. Irgendwo ganz unten im Stapel muss es sein.

Das Monster von Christin Zausch heißt Antrag auf Arbeitslosengeld II.

Im Juli 2004 lag der Antrag mit Zusatzblättern in ihrem Briefkasten. Sie hat die 17 Seiten kurz in den Händen gehalten, dann fingen die Finger an zu zittern. Sie hat die Formulare schnell im Bärenfell vergraben und nicht mehr hervorgeholt. Bis heute nicht. „Ich habe totale Panik vor dem Teil“, sagt Christin Zausch.

Es ist November. Sie hat sich eingeeigelt in ihrer Dreizimmerwohnung, zwischen der Wäsche, die überall verteilt zum Trocknen auf Bügeln hängt, zwischen den zwei Sofas, die nicht zusammenpassen, und dem Plastikfrosch auf dem PVC-Boden.

Sie weiß, dass sie ihren Antrag hervorholen müsste, dass sie sich informieren müsste. Aber sie versucht, Hartz IV so lange wie möglich von ihrem Leben fern zu halten, als könnte sie es abriegeln gegen die Reform. Sie fährt sich durch die schulterlangen schwarzen Haare, immer wieder, bis sie irgendwann völlig zerrauft



MARCO URBAN/DE

Verhandlungspartner Koch, Stiegler: Wisconsin gegen Hartz-Kommission



ROBERT MICHALKE

**Arbeitslose Zausch**

„Die wollen uns gefügig machen“

vom Kopf abstehen. Sie fühlt sich heillos überfordert.

Als gelernte Bürokauffrau hat sie fast 30 Jahre gearbeitet, verschiedene Jobs. Seit drei Jahren erhält sie Arbeitslosenhilfe, 133 Euro in der Woche. Sie hat Angst, dass es mit Hartz IV noch weniger wird, dass sie bald richtig arm sein wird. Sie glaubt, dass mit Hartz IV der Tiefpunkt in ihrem Leben erreicht ist. In diesem Januar wird sie 50 Jahre alt.

Im Sommer liest Christin Zausch in der Zeitung, dass jetzt alle Vermögenswerte herangezogen werden, ehe man staatliche Unterstützung bekommt. Sie hat Geld für die Ausbildung ihres Sohnes zur Seite gelegt, sie hat einen Bausparvertrag. Sie hat irgendetwas über zulässige Wohnungsgrößen gehört und fürchtet, nun umziehen zu müssen. Sie hört, dass man künftig jeden Job annehmen muss.

Die Wahrheit ist komplizierter, aber sie wird von der Regierung nicht vermittelt.

Sie sagt nicht, dass sich viele auch besser stellen werden nach der Reform und dass es Freibeträge für das Ersparte gibt. Sie lässt die Spekulationen treiben, und so sorgen Geschichten von angeblich drohenden Massenumzügen und geplünderten Kinderkonten für Schlagzeilen. Eine Hartz-Hysterie breitet sich aus.

Frau Zausch hat das Gefühl, dass der Staat plötzlich zum Angriff gegen sie vorrückt. Sie hat deshalb eine eigene Gruppe für arbeitslose Frauen gegründet. Dienstags von zehn bis zwölf treffen sie sich, es kommen drei oder vier Frauen, manchmal auch neun. Sie reden über ALG-II-Anträge, Ein-Euro-Jobs und Beratungsstellen. Sie umklammern ihre Teetassen und erzählen sich Hartz-Gruselgeschichten. „Neulich habe ich eine getroffen“, sagt eine Frau mit lila Wollpulli, „die sagte, dass die Computerprogramme für Hartz IV die gleichen sind, die auch für die Terroristenfahndung eingesetzt werden. Damit verfolgen die jetzt uns.“

„Das ist ja wie bei George Orwell 1984“, sagt die Frau mit Halstuch gegenüber.

„Manchmal klingt das echt wie Verschwörungstheorien, was wir hier erzählen“, sagt eine Dritte. „Aber irgendwie gerät man ja wirklich in Panik.“

„Vielleicht wollen sie das ja“, sagt Christin Zausch, die anderen starren sie fragend an. „Na, dass wir in Panik geraten. Vielleicht wollen sie den Leuten so den Willen brechen und sie gefügig machen.“

**DIE FRAGEN DES HERRN TACK**

Moos wächst auf den Backsteinen des alten Fabrikgebäudes. Drinnen schlabbern vergilbte orangefarbene Vorhänge vor den

Fenstern. Im Erdgeschoss hat man den Boden in der Mitte aufgerissen. Von der Decke hängen imposante Spinnweben.

In diesen Räumen, am unteren Ende der Sonnenallee gelegen, soll die neue Arbeitsgemeinschaft Neukölln ihr Zuhause finden, Mitarbeiter aus dem Sozialamt und der Arbeitsagentur sollen einziehen und gemeinsam das „Jobcenter“ betreiben. Es ist der Ort, an dem Arbeitslosen- und Sozialhilfe zusammengelegt werden sollen. Es soll die Heimat für Hartz IV werden.

Am 3. Januar sollte das neue Jobcenter öffnen. Aber es ist noch nicht fertig. In den alten Räumen schlummert noch immer der Staub. In einen Stahlträger hat jemand die Worte „Sex“ und „Ficken“ geritzt.

Neben dem Backsteinbau, auf der anderen Straßenseite, steht das große Gebäude der Bundesagentur für Arbeit Berlin-Süd, bis zum Sommer zugleich provisorischer Sitz des Jobcenters Neukölln.

Im obersten Stock sitzt ein Mann mit einem großen weißen Schild auf der Sakkotasche. Auf dem Schild steht: „Konrad Tack, Bundesagentur für Arbeit“. Er trägt ein blau-weiß gestreiftes Hemd, und die grauen Haare sind kurz. Er wirkt drahtig.

In seinem Lebenslauf stehen 29 Jahre bundesrepublikanische Arbeitsmarktpolitik. Jetzt kommt Hartz IV, und Herr Tack wird wichtiger denn je. Seit Januar ist er neben der Arbeitsagentur für vier weitere Behörden zuständig, die Arbeitsgemeinschaften. Er ist jetzt zuständig für 1195 ehemalige Mitarbeiter des Sozialamts und der Bundesagentur. Er ist auch zuständig für Abteilungen wie „Psychosoziale Betreuung“, „Suchtberatung“ oder „Fa-



AXEL SCHMIDT / ACTION PRESS

**Vermittlungsausschuss in Berlin: Das Gesetz geriet in die Mühlen der Politik**

milienhilfe“, von denen er bislang nur aus der Zeitung gehört hat.

Aber wie zuständig ist er wirklich? Seit Hartz IV verabschiedet wurde, hat Tack den Paragrafen 44 ff, SGB II zur Zusammenarbeit von Kommunen und Arbeitsagenturen in „Arbeitsgemeinschaften“ wieder und wieder gelesen. Verstanden hat er ihn bis heute nicht, vor allem nicht, wer in den Jobcentern, den Herzstücken von Hartz IV, eigentlich das Sagen hat.

Er versucht es noch einmal. Also: Einerseits bleibt er zuständig für das Ar-

So oft er über die Konstruktion nachdenkt, so oft stellen sich ihm dieselben Fragen: Wie sorgt er für einheitliche Öffnungszeiten in den Ämtern, obwohl die Sozialamtsbeamten 40 Stunden, die Agenturangestellten aber nur 38,5 Stunden in der Woche arbeiten? Wer erklärt in den Belegschaftsversammlungen, dass ein Sozialamtsmitarbeiter für dieselbe Jobcenter-Aufgabe in den gehobenen Dienst, sein Agenturkollege aber nur in den mittleren Dienst eingestuft wird? Es sind Fragen, auf die es keine Antworten gibt.



**Amtschef Tack (im künftigen Jobcenter Neukölln):** „Der Start hätte leichter sein können“

beitslosengeld II und die Jobvermittlung. Andererseits sollen alle laufenden Geschäfte von den Chefs der Arbeitsgemeinschaften geführt werden, in seinem Bezirk stammen allein drei aus der Berliner Sozialverwaltung.

Einerseits bleibt er Dienstvorgesetzter aller Agenturmitarbeiter. Andererseits obliegt die „fachliche Führung“ den künftigen Jobcenter-Chefs.

Einerseits behält er die Kompetenz in der Beschäftigungsförderung. Andererseits muss er alle Fortbildungs- oder Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen künftig von sogenannten Trägergesellschaften absegnen lassen, in denen die Vertreter der Kommunen die Hälfte der Sitze stellen.

Herr Tack blickt hinaus in den trüben Himmel von Berlin. Am Anfang von Hartz IV stand mal die Idee, dass mit der Zusammenlegung die Bürokratie schrumpfen könnte, dass Entscheidungen direkter und effizienter getroffen werden könnten. Nun reisen Menschen wie Herr Tack durch ihre Bezirke und müssen täglich neue Gremien gründen, in denen immer mehr Menschen mitentscheiden dürfen.

Es geht darum, wie sich die Verwaltung verwaltet. Es ist alles sehr komplex, und nun könnte der Eindruck entstehen, dass Arbeitslose vor allem ein Störfaktor sind.

Neulich saß eine Verwaltungsleiterin in Tacks Büro, die alle Umzüge in das neue Gebäude organisieren muss. Plötzlich wurde sie kreidebleich vor Überlastung und sackte zusammen. Sie musste krankgeschrieben werden. „Der Start hätte sicher leichter sein können“, sagt Tack.

### DIE OPTIONSKOMMUNE

Im nordhessischen Kreis Hersfeld-Rotenburg gibt es zwei Autobahnkreuze. Es gibt elf Seniorenheime, vier Jugendhäuser und eine Arbeitslosenquote von 8,4 Prozent, eine der höchsten in Hessen.

In den Schlagzeilen war der Landkreis zuletzt, als im Städtchen Rotenburg ein Kannibale einen Berliner Ingenieur verspeiste. Jetzt gibt es Hartz IV, und Hersfeld gehört endlich mal zu den Auserwählten.

Der Landkreis ist eine von 69 Optionskommunen in Deutschland. Option heißt: In Hersfeld wird es in diesem Jahr kei-

ne Arbeitsgemeinschaften geben, es werden keine Trägergesellschaften gegründet und keine Dienstanweisungen aus Nürnberg verteilt. In Hersfeld betreut der Landkreis künftig alle Langzeitarbeitslosen selbst, vom Ausfüllen des Antrags bis zum Jobangebot.

Hersfeld ist ein Modell. In Hersfeld will Roland Koch beweisen, dass Städte und Gemeinden die besseren Arbeitsämter sind, so wie er es in Wisconsin gelernt hat.

Kochs Mann vor Ort heißt Karl-Ernst Schmidt. Der Landrat des Kreises Hersfeld hat ein rundes Gesicht, listige Augen und ein Kinngübchen. Er steht im leeren Flur eines Bürohauses. Von der Decke hängen Kabel, Handwerker nageln Fußleisten an die Wände, es riecht nach Farbe und Teppichkleber. In dem ehemaligen Postamt sollen künftig 15 Kreisangestellte Arbeitslose betreuen. Es wird einen Empfangsraum geben, eine Wartezone, eine Betreuungs-börse für Mütter mit Kindern.

Mitten im deutschen Hartz-IV-Herbst organisiert Karl-Ernst Schmidt sein ganz privates Jobwunder – im Landratsamt. Als die Menschen im Osten gegen „die Armut per Gesetz“ auf die Straße gingen, konzipierte er neue Verwaltungsfachbereiche. Er bestellte für 150 000 Euro Rechner und Monitore, mietete zusätzliche Büros an, beauftragte Umzugsdienste und stellte 45 neue Kräfte für seine Jobvermittlung ein. Die wenigsten davon kommen aus der benachbarten Arbeitsagentur, obwohl die Optionslösung dort viele Vermittler überflüssig macht.

Schmidt sieht seine Behörde für den Tag X „gut aufgestellt“ – es fehlen nur noch die Stellen für die Arbeitslosen. Dafür ist in seiner Verwaltung Christa Bittner zuständig. Die langjährige Sozialdezernentin ist eine drahtige Frau mit dunkelblonden Haaren. In ihrer Tasche hat sie einen Ordner mit Schaubildern. Die Bilder sollen zeigen, wie in Hersfeld endlich die Beschäftigung in Schwung kommen soll. Tatsächlich sehen sie aus wie eine Dokumentensammlung über die gescheiterte Arbeitsmarktpolitik der vergangenen 30 Jahre.



**Sozialdezernentin Bittner**  
Jobwunder im Landratsamt



STEFAN BONES/IPON

**Anti-Hartz-Demonstration (in Berlin):** Gefühl, dass der Staat zum Angriff vorrückt

Die erste Grafik zeigt das neue Vermittlungskonzept. In kleinen Kästchen stehen Wörter wie „Profiling“ oder „Eingliederungsvereinbarung“. Es sind dieselben Begriffe wie im rot-grünen Job-Aktiv-Gesetz aus dem Jahr 2001, das heute parteiübergreifend als Fehlschlag gilt.

Die zweite Grafik zeigt, wie sich Dezerentin Bittner die künftige öffentliche Beschäftigung vorstellt. Oben stehen Namen wie „E.V.A. gGmbH – gemeinnützige Qualifizierungs- und Ausbildungsgesellschaft“ oder „Via e. V. für Beschäftigungsförderung“. Darunter stehen ihre Tochterprojekte, zum Beispiel für die „Hausmeistergruppe“, die „Möbelpalette“ oder die „Fahrradwerkstatt“. Die Grafiken sehen aus wie die Diagramme, die vor Jahren die Geschäftsführer ostdeutscher Gesellschaften für Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) verteilt haben, kurz bevor sie wegen der Veruntreuung öffentlicher Gelder verurteilt wurden.

Etwas wirklich Neues ist bei Frau Bittner nicht zu entdecken. Dass Hessens Ministerpräsident Roland Koch mit den Grafiken aus Hersfeld und den 68 übrigen Optionskommunen den deutschen Arbeitsmarkt aufmischen will, gehört zu den Illusionen der Reform. Eine Kreisverwaltung kann ihre Arbeitslosen vielleicht ortsnäher betreuen als eine Bundesbehörde, aber sie kann weder neue Stellen schaffen noch die Lohnkosten beeinflussen. Wahrscheinlich bleibt in Hersfeld alles beim Alten.

Und was macht Landrat Schmidt, wenn das Optionsexperiment misslingt?

Für den Landrat ist das Risiko kalkulierbar. Seine Versicherung heißt „Rückgaberecht“. Sie besagt, dass sich der Kreis nach sechs Jahren wieder aus der Betreuung der Langzeitarbeitslosen zurückziehen kann. „Wir haben dabei keinerlei finanziellen Nachteil“, sagt Schmidt.

#### **HERR WEISE KANN KEINE JOBS SCHAFFEN**

Ein grauer BMW rast auf der Berliner Stadtautobahn Richtung Norden, auf der Rückbank der Chef der Bundesagentur für Arbeit. Er ist spät dran. In zwei Stunden soll er im Schweriner Schloss über „die neue Politik der Bundesagentur“ referieren.

Frank-Jürgen Weise ist schon der dritte Behördenchef in drei Jahren. Als er antrat, war die Anstalt ein Sanierungsfall, ein Symbol für 30 Jahre gescheiterte Arbeitsmarktpolitik und ein außer Kontrolle geratenes Bürokratiemonster, über das die Republik lachte: 90 000 Angestellte, aber nur 10 000 Vermittler. 4,5 Millionen Arbeitslose, aber ein beträchtlicher Teil davon sucht gar keinen Job. 20 Milliarden Euro für Beschäftigungspolitik – aber wer bei Maßnahmen mitmacht, hat hinterher schlechtere Jobchancen als zuvor.

Weise war früher Manager in einem Logistikunternehmen. Er wollte alles anders machen. Er engagierte mehrere Un-

ternehmensberatungen und legte einen Zeitplan fest, er kümmerte sich um ein neues Controllingssystem und nannte es das Herzstück der ganzen Reform.

Dann kam Hartz IV.

Statt in Ruhe seine Arbeitsagentur umbauen zu können, musste Weise nun die Zwangsvereinigung mit den kommunalen Sozialämtern organisieren. Statt seines geliebten Controllingsystems musste er nun flächendeckend die ALG-II-Software einführen. Statt seine Ämter in moderne Kundencentren umbauen zu können, muss er 344 Arbeitsgemeinschaften gründen, Büroraum für gut 12 000 ehemalige Sozialamtsangestellte suchen, Millionen von Anträgen verschicken und ein eigenes Hartz-IV-Gebäude in Nürnberg anmieten.

Im vergangenen April sagte Weise in einem SPIEGEL-Gespräch, was er von der Reform hält. „In einem privaten Unternehmen müsste ich sagen: Lassen wir die Finger davon.“ Wirtschaftsminister Wolfgang Clement fand das gar nicht lustig. Seitdem sagt Weise: „Das Gesetz hat zu einem Komplexitätsaufwuchs unserer Reform geführt.“

Weise ist im Schweriner Schloss angekommen. Im Parkett sitzen Gewerkschafter, PDS-Funktionäre und Hartz-IV-Aktivistinnen in Windjacken und grauen Pull-overn. Sie wollen von Weise wissen, was Hartz IV auf dem Arbeitsmarkt verändert, wie viel Jobs die Reform bringt und wie sie

die Arbeitslosenquote in ihrem Land von mehr als 20 Prozent nach unten drückt.

Der Chef der Bundesagentur weiß, dass er seinem Publikum auf diese Fragen kaum Antworten zu bieten hat. Im monatelangen Gezerre um Zuständigkeiten und Finanztransfers ist eine Frage untergegangen: Wie kann Hartz IV neue Jobs schaffen?

Was sich die Gesetzgeber dazu einfallen ließen, war mehr als dürftig: Die neuen Regeln, wie viel Langzeitarbeitslose hinzuverdienen dürfen, sind nach Meinung vieler Experten noch schlechter als die alten. Denn sie müssen einen höheren Anteil abgeben, haben also weniger Anreiz, einen Nebenverdienst zu suchen.

Die sogenannten Ein-Euro-Jobs, mit denen Wirtschaftsminister Wolfgang Clement die Arbeitslosigkeit in diesem Jahr senken will, halten nicht wenige für eine fragwürdige Neuauflage der gescheiterten ABM-Politik aus den neunziger Jahren. Man arbeitet, aber nicht unter den Bedingungen normaler Unternehmen, und entwöhnt sich allmählich davon.

Und so rückt Weise auf dem Podium im Schweriner Landtag seine randlose Brille zurecht und sagt: „Der Chef der Bundesagentur kann keine Arbeitsplätze schaffen.“

## HERR NEUNHOEFFER DRÜCKT EIN AUGE ZU

Michael Neunhoeffler vom Sozialamt Neukölln hat wieder einen Antrag auf Arbeitslosengeld II aufgeschlagen. Es ist sein 200., vielleicht waren es auch mehr. Im Zusatzblatt 1 „zur Feststellung der angemessenen Kosten für Unterkunft und Heizung“ hat der Antragsteller eingetragen, dass er 239 Euro im Monat bezahlen müsse. Es fehlt der Mietvertrag als Beweisstück. „Wir gehen davon aus, dass der Bürger kein Spitzbube ist“, sagt Neunhoeffler und zieht mit dem Zeigefinger die Haut unter dem rechten Auge nach unten. „Deshalb glaub ich das jetzt mal.“

Eigentlich hätte er prüfen müssen, ob die Größe der Wohnung und die Höhe der Miete auch wirklich „angemessen“ sind und gegebenenfalls auf Umzug drängen müssen. Allerdings konnte Neunhoeffler bislang rein gar nichts überprüfen, weil er den Auftrag hatte, so viele Anträge wie



Stellenvermittlung (in der Arbeitsagentur Berlin-Mitte): „Lassen wir die Finger davon“

irgend möglich vor dem ersten Januar zu erfassen. „So läuft das hier bei uns“, sagt Neunhoeffler und greift sich einen neuen Antrag.

Dabei erweckt der Staat mit Hartz IV den Eindruck, als würde der Bürger erstmals gründlich durchleuchtet und kontrolliert. Im Antrag wird nicht nur nach Freistellungsaufträgen für Zinseinkünfte, nach Konten, Geldanlagen oder Grundstücken gefragt, sondern auch nach denen des „Partners“ oder „weiterer im Haushalt lebender Personen“. Auch soll das „sonstige Vermögen“ wie „Edelmetalle, Antiquitäten, Gemälde“ angegeben werden.

Für Neunhoeffler sind das alles praxisferne Fragen. Wer sein Vermögen an den Ämtern vorbeimogeln will, hat dafür beste Voraussetzungen. „Der Staat will beschissen werden, und er kann auch leicht beschissen werden“, sagt Neunhoeffler. Das war früher so, und daran hat auch Hartz IV nichts geändert. Im Gegenteil: Einen eigenen Prüfdienst, wie ihn Sozialämter bislang unterhielten, der auch mal Hauskontrollen machte, wird es in den neuen Arbeitsgemeinschaften nicht geben.

Hartz IV war auch das Versprechen, den Missbrauch von staatlichen Hilfsleistungen einzuschränken, es war das Versprechen, dass nur noch die wirklich Bedürftigen unterstützt werden. Aber nun fehlen die Mittel, dieses Versprechen einzulösen.

Es ist jetzt Mittwoch, es sind noch drei Tage bis Hartz IV in Kraft tritt, und Michael Neunhoeffler soll ein wichtiger Teil davon sein, als Mitarbeiter des neuen Jobcenters. Aber er hat noch keine einzige Schulung absolviert. Von sogenannten Zielvereinbarungen, mit denen er künftig kontrollieren soll, ob sich seine Arbeitslosen auch um Stellen bemühen, hat er nur gerüchtweise gehört. Er weiß ja noch nicht mal, was seine Aufgabe im neuen Jobcenter sein soll:

ob er in die Leistungsabteilung wandert, ob er Fallmanager werden soll oder doch nur ins Callcenter darf. Michael Neunhoeffler weiß nicht, was seine Vorgesetzten planen, er weiß auch nicht, wer sein Vorgesetzter sein wird. Er weiß eigentlich gar nichts. Keiner seiner Kollegen weiß etwas.

## FRAU ZAUSCH WILL NICHT LAUB FEGEN

Der Laden heißt Copy-Fix. Christin Zausch hat die Preise von allen Läden in ihrer Umgebung verglichen. Es ist der billigste Copyshop. Sie kopiert Mietvertrag, Heizkostenabrechnung, Sparbuch, die Rentenversicherungsurkunde, den Personalausweis und den ausgefüllten Antrag auf Arbeitslosengeld II. Eine Beratungsstelle hat ihr beim Ausfüllen geholfen. Gleich will sie ihn beim Arbeitsamt abgeben. Sie zahlt 1,19 Euro für 20 Kopien.

Sie hat noch einmal nachgerechnet. Sie glaubt, dass sie von Januar an 140 Euro weniger im Monat vom Staat bekommen wird. Sie sagt, das allein sei nicht das Tragische, sie werde jetzt noch mehr sparen und dass sie geschickt sei im Sparen.

In einem Supermarkt hat sie gesehen, dass es Sonderangebote für Käse gibt, dessen Verfallsdatum fast erreicht ist. Sie geht auf Wochenmärkte, kurz bevor sie schließen, weil es dann die doppelte Menge zum Preis von einem gibt. Wenn sie unterwegs ist, isst sie nichts mehr. „Ich laufe halt hungrig durch die Straßen und warte, bis ich zu Hause bin.“ Sie sagt, es sei gar nicht nur das Geld, weshalb sie Angst vor Hartz IV habe.

Es ist auch die Angst, künftig jeden Job annehmen zu müssen. Sie weiß, dass man ihr im Jobcenter bald einen sogenannten Ein-Euro-Job anbieten wird. Wenn sie diesen nicht annimmt, wird ihr das Arbeitslosengeld II gekürzt. „Es geht mir nicht um



Sachbearbeiter Neunhoeffler  
„Ich weiß gar nichts“

irgendeine Beschäftigung“, sagt Christin Zausch. „Laub aus dem Park fegen, das wäre nichts für mich.“ Sie sagt, sie liebe die Freiheit. „Ich habe Angst vor den Zwangsmaßnahmen, vor dem Druck, irgendetwas machen zu müssen.“

Eigentlich hasst sie Hartz IV. Aber manchmal wundert sie sich selbst, dass die Angst sie plötzlich in Bewegung setzt. Sie hat sich eine Liste gemacht, mit beruflichen Aufgaben, die sie wirklich interessieren. Sie will jetzt Bewerbungen schreiben, sich persönlich vorstellen, etwas schaffen, um dem Zwang zu entgehen.

Es ist kurz vor Weihnachten und sehr kalt. Sie steht nun vor ihrem Arbeitsamt, vor einem Briefkasten mit riesiger Klappe. Christin Zausch hält einen Briefumschlag mit ihrem Antrag auf Arbeitslosengeld II in der Hand. Sie sagt, sie habe ihr Leben korrekt gestaltet, sei immer fleißig gewesen, immer kreativ. „Und jetzt ist es so, als würde jemand an dem Teppich ziehen, auf dem ich stehe.“ Dann lässt sie den Umschlag in den großen Kasten fallen.

## HERR HARTZ SPIELT DAUMENKINO

Berlin, ein stillgelegter Hangar des alten Flughafens Tempelhof. Blaue Stellwände und eine große Videoleinwand sollen die Halle zu einer modernen Party-Location machen. Auf der Videoleinwand prangt das

Motto der Veranstaltung: „Gemeinsam gegen Arbeitslosigkeit – TeamArbeit für Deutschland“. Im Publikum sitzen Menschen, die sich „Profis der Nation“ nennen, weil sie in ihrem Umfeld auf irgendeine Weise gegen Arbeitslosigkeit kämpfen. Die „Profis der Nation“ waren eines von insgesamt 13 „Modulen“ aus dem Abschlussbericht der Hartz-Kommission.

Unter der Leinwand steht Jazzy, die früher bei Tic Tac Toe Lieder sang, die „Verpiss dich“ hießen. Jetzt singt sie „Steh auf, lebe deine Träume“.

Am Rand der Bühne sitzt ein Mann mit weißen Haaren, tief in einem roten Ledersessel versunken. Als Jazzy fertig gesungen hat, gehen die Scheinwerfer an und lassen Peter Hartz erstrahlen.

Es ist eine riesige Optimismusveranstaltung. Deutschland feiert sich selbst, seinen Arbeitsmarkt, und Peter Hartz soll mittendrin sitzen, als Maskottchen der deutschen Arbeitsmarktpolitik, als Heilsbringer und Wundermann.

Die Moderatorin des Abends fragt: „Herr Dr. Hartz, wie oft haben Sie in den zurückliegenden Monaten überlegt, Ihren Namen zu ändern, um wenigstens die Vier hinten wegzukriegen?“

„Dieser Gedanke konnte in der Tat kommen. Vor allen Dingen, wenn man montags seine eigene Demonstration hat“, sagt Peter Hartz. Schweiß steht auf seiner Stirn,

er lächelt gequält. Er versucht gute Miene zu einem Spiel zu machen, das er selbst längst verachtet. Aber es gelingt nicht. Er taugt nicht mehr zum Motivator, weil er selbst verbittert ist.

Eigentlich zeigt er sich nicht mehr in der Öffentlichkeit, nur noch, wenn er es als Personalvorstand bei VW unbedingt muss. Sein Haus in Wolfsburg wird von der Polizei bewacht, er und seine Familie bekommen körbewise Schmähbriefe, Beschimpfungen, Beleidigungen, auch Morddrohungen. Hartz IV hat sein Leben verändert.

Aber verändert die Reform auch das Land? Lohnt sich das alles? Genau wie Frau Zausch werden sich einige Arbeitslose neue Gedanken machen, wie sie einen Job finden können. Weniger Geld, womöglich unangenehme Ein-Euro-Jobs – das schafft Druck. Es gibt die Chance, dass die Zahl der Arbeitslosen langfristig sinkt und die Staatskasse damit entlastet wird. Es ist eine Hoffnung, mehr nicht.

Aber da gibt es auch den ratlosen Herrn Tack, den Bürokraten, der seine Bürokratie nicht mehr versteht, weil sie ihm über den Kopf wächst. So groß sind die Reibungsverluste und Widersprüchlichkeiten durch Arbeitsgemeinschaft oder Hinzuverdienstregelung, dass kaum ein Wirtschaftsinstitut in diesem Jahr mit echter Bewegung auf dem Arbeitsmarkt rechnet.

Der Aufwand ist riesig, der Ertrag nur gering. Hätte man schlicht die Leistungen gekürzt, wäre wahrscheinlich mindestens das Gleiche erreicht worden.

Peter Hartz ist enttäuscht darüber, was die Politik aus seinem Konzept gemacht hat. Wenn er über Hartz IV spricht, rutschen seine Beine unruhig unter dem Tisch herum. Er sitzt in seinem Vorstandsbüro bei Volkswagen, 13 Stockwerke über der Erde, hinter Türen mit goldenen Klinken. Im Adventskranz steckt statt Tannenzapfen ein kleiner Golf GTI.

Er hält kleine weiße Kärtchen in den Händen, auf denen bunte Schaubilder gedruckt sind. Es ist sein Konzept, das Hartz-Konzept. Er flippt durch die Karten wie durch ein Daumenkino, immer wieder. Dann seufzt er.

Er möchte nicht mehr zu Hartz IV zitiert werden. Am liebsten würde er gar nicht mehr über dieses Kapitel reden. Aber wenn er heute mit Mitgliedern seiner Kommission redet, fällt manchmal das Wort von der großen „Energieverschwendung“. ◆



Reformvater Hartz, Kanzler Schröder: Körbewise Schmähbriefe, Beschimpfungen, Beleidigungen

UTA RADEWÄCHER

CDU

# „Raffiniertes Manöver“

Die baden-württembergische Union unterhält ein profitables, aber dubioses Finanzsystem – mit Wissen des designierten CDU-Generalsekretärs Volker Kauder.



Parteifreunde Teufel, Kauder: In wichtige Details eingeweiht

nen erheblichen öffentlichen Schaden zuzufügen könnten“.

Doch Kauder stoppte die Kooperation bisher nicht. Das Modell hatte in der Landes-CDU zu viele Fürsprecher. Denn die SDV-GmbH entlastet die Parteikonten enorm. Was die SDV macht, spart der CDU, deren Gruppierungen und Funktionären Geld – nach internen Schätzungen mehrere hunderttausend Euro pro Jahr. So kann sich der Landesverband mit

„CDU Intern“ als Einziger im Bundesgebiet eine monatlich erscheinende Mitgliederpostille leisten, die sogar noch für die Kreisverbände als Regionalausgabe erscheint. Texte steuert die CDU bei, Anzeigenakquise und die Herstellung übernimmt die SDV – über Jahre ohne finanzielle Belastung für die Partei.

Auch für die Anzeigenkunden hat das Modell Charme: Unternehmer können auf diesem Weg die Partei unterstützen, müssen aber nicht fürchten, in Spenderlisten aufzutauchen. Vor allem aber können sie die Anzeigen als Werbeausgaben voll von der Steuer absetzen – was bei Parteispenden so nicht möglich wäre.

CDU-Granden im Ländle halten das Konzept für clever und vollständig legal. Kenner des komplizierten Parteienrechts, wie der Düsseldorfer Juraprofessor Martin Morlok oder Hans Herbert von Arnim, Professor an der Verwaltungshochschule Speyer, bezweifeln das jedoch: Die Leistungen der SDV, sagt Verfassungsrechtler Arnim, kämen „geldwerten Vorteilen“ für die CDU gleich. Sie müssten wohl behandelt werden wie Spenden und folglich auch im Rechenwerk ausgewiesen werden.

Doch bis auf eine SDV-Spende im Jahr 1999 von 18 000 Mark an den Landesverband finden sich solche Hinweise nicht in den Berichten. „Im Grunde“, sagt Morlok, „ist das ein gewolltes, raffiniertes Manöver, um Grenzen des Parteienrechts auszutesten.“ Es habe das „Geschmäcke der verdeckten Parteienfinanzierung“.

Ein solches „Geschmäcke“ stößt allmählich auch der Landespartei sauer auf. Die über mehr als zwei Jahrzehnte währende Zusammenarbeit zwischen der SDV und den CDU-Kreisverbänden soll, so CDU-Landesgeneral Volker Kauder jetzt auf SPIEGEL-Anfrage, beendet werden: „Ich prüfe gerade ein Alternativangebot, im Auftrag des Präsidiums.“ So könnte Günther Oettinger, designierter Nachfolger von Ministerpräsident Erwin Teufel, Ende April eine Partei mit gesäubertem Gewissen übernehmen. Auch von der Mitgliederwerbung durch die GmbH will die Spätzle-Union künftig Abstand nehmen. „Das war

Siegfried Limmer, Dachdeckermeister aus Mannheim, hat nie ein Hehl daraus gemacht, dass er „ein Schwarzer“ ist. Deswegen brauchte der Mann, der sich 1996 bei dem Unternehmer als Abgesandter des CDU-Ortsverbands vorstellte, auch keine große Überredungskunst: Limmer unterschrieb erst einen Mitgliedsantrag – und kurz darauf Anzeigenaufträge für die Parteipostille „CDU Intern“ über 13 380 Mark.

Wie Limmer handeln in Baden-Württemberg seit Jahren viele gutverdienende Mittelständler, Handwerker, Architekten und Unternehmensgründer aus der Computerbranche. Ihr Engagement könnte jetzt freilich in der Berliner CDU-Zentrale für Ärger sorgen, lässt es doch Angela Merkels designierten Generalsekretär Volker Kauder – der nach Schwierigkeiten bei der Nachfolgersuche zudem seinen bisherigen Job als Erster Parlamentarischer Geschäftsführer der Bundestagsfraktion behalten soll

– in unschönem Licht dastehen: Diese Mitgliederwerbung war nämlich in Wahrheit professionell organisiert – von Außendienstlern einer Firma namens Service-Gesellschaft für Druck, Verlag und Vertrieb mbH (SDV). Und das Unternehmen arbeitete de facto unentgeltlich.

Die SDV ist – diesen Verdacht legen partei- und firmeninterne Dokumente nahe – Zentrum eines gewagten Finanzkonstrukts der Südwest-CDU, an dessen Vereinbarkeit mit dem Parteiengesetz Juristen zweifeln. Und in wichtige Details der klandestinen Geschäftsbeziehung zwischen Partei und SDV ist Multifunktionär Kauder als Generalsekretär der Südwest-Union seit spätestens 1997 eingeweiht. Auch die parteirechtliche Fragwürdigkeit der Konstruktion könnte dem Merkel-Intimus seit Jahren bekannt sein: Wiederholt hatte ein Insider Merkels Mann für alles schriftlich auf die Vorgänge hingewiesen, „die CDU und SDV ei-

von mir sowieso nie gewollt“, beteuert Kauder. Außerdem sei die gedeihliche Geschäftsbeziehung „von der Bundestagsverwaltung angeschaut“ worden. Die SDV sei „keine Gesellschaft der CDU“.

Nur: So parteiunabhängig, wie es CDU-Granden sagen, war der Verlag nie. In Wahrheit ist die 1981 gegründete SDV äußerst parteinah: Die Geschäftsführer und die häufig wechselnden Gesellschafter waren in der Regel CDU-Mitglieder, anfangs vor allem Vertraute des damaligen CDU-Kultusministers Gerhard Mayer-Vorfelder. Nahezu alle Aufträge bekommt die SDV aus Kreisen der Südwest-CDU. Und bereits 1988 hieß es in einem internen SDV-Strategiepapier, das vorrangige Ziel sei die „Privatisierung von Parteidienstleistungen“ und die damit verbundene „Kostenentlastung für die CDU“.

Monatlich bekommen die rund 8000 Mitglieder der Südwest-CDU seither ihr Mitteilungsblatt „CDU Intern“, und die Partei zahlte jahrelang keinen Cent dazu. Auch Sondernummern zu Wahlkämpfen aus dem Hause SDV sparen der CDU Geld. Selbst Funktionärsvisitenkarten und aufwendige Broschüren, etwa zur Mitgliederwerbung, gibt es bei der SDV gratis. Und das Porto für Einladungen zu Kreisparteitagen müssen die kostenbewussten Schwaben auch nicht mehr aufbringen: Die Termine veröffentlicht die SDV unentgeltlich in „CDU Intern“.

Derartige Goodies zu finanzieren fällt der Firma nicht schwer. Denn die Anzeigen sprudeln: Nicht nur Mittelständler und Handwerksbetriebe annoncieren, auch Großunternehmen wie die Aktiengesellschaft HeidelbergCement, Atomkraftwerksbetreiber oder landeseigene Banken schalteten schon Inserate in dem biedereren Parteiblättele, das Titelzeilen druckt wie „Mehr CDU tut Heidelberg gut“.

Auf neue Geschäftskunden hoffen die Unternehmen bei ihren Anzeigen in „CDU Intern“ wohl weniger. Im Vordergrund



**Parteiblatt „CDU Intern“, Verlag SDV  
Keinen Cent dazubezahlt**

dürfte eher die Unterstützung der Südwest-CDU stehen. So ist auch nicht verwunderlich, dass der scheidende Landesvorsitzende und Ministerpräsident Erwin Teufel Inserenten in persönlichen Schreiben schon mal für die „Unterstützung unserer Arbeit“ dankt.

Bisweilen dankten offenbar auch Unternehmen mit einer Anzeige für Hilfe durch die CDU: Das inzwischen insolvente Immobilienunternehmen WGS etwa suchte 1993 einen glamourösen Gastredner für ein Managertreffen. Zudem plagten WGS Probleme mit den Finanzbehörden. In beiden Fällen wusste Bernadette Eck, Geschäftsführerin der CDU-Mittelstandsvereinigung und der SDV-GmbH, eine Lösung: Für das WGS-Führungskräftetreffen vermittelte die Funktionärin den damaligen Stuttgarter Oberbürgermeister Manfred Rommel als Redner, für die Meinungs-

verschiedenheiten mit dem Finanzamt einen Kontakt zum damaligen Finanzminister Mayer-Vorfelder.

Der Erfolg: Rommel sagte trotz schwieriger Haushaltsberatungen zu, und Mayer-Vorfelder meldete Eck schriftlich Vollzug: „Auf meine Veranlassung“ habe ein Gespräch mit „dem zuständigen Beamten meines Hauses stattgefunden, in dem die von der WGS angesprochenen Probleme eingehend erörtert wurden“. Offenbar zur Zufriedenheit der Fondsgesellschaft. Im Oktober 1993 schaltete WGS für 12000 Mark eine Anzeige bei der SDV, sie erschien als ganze Seite in der Dezemberausgabe von „CDU Intern“.

Wie eng die Verbindung zwischen SDV und Landes-CDU ist, wird nicht nur in der jahrelangen Doppelfunktion von Verlagsgeschäftsführerin Eck deutlich. Ganz selbstverständlich lud die SDV im November 1999 Außendienstmitarbeiter in die Räume der CDU-Fraktion im Stuttgarter Landtag. Acht Jahre zuvor klärte gar der damalige CDU-Schatzmeister Wolfgang Fahr

persönlich Details eines SDV-Geschäftsführervertrags.

Einmal kamen Betriebsprüfer des Finanzamts Stuttgart der klandestinen Konstruktion aber unangenehm nahe: Um die indirekte Subventionierung der CDU durch die SDV zu kaschieren, hatten Partei und Verlag ein ausgeklügeltes Verrechnungssystem entwickelt. Als Gegenleistung für die Publikationen verkauften die CDU-Kreisverbände der SDV etwa zeitweise das Recht, im Namen der Partei auf Inseratenfang zu gehen. Geld floss bei dem „Austauschgeschäft“ nicht. Es fand nur in den Büchern statt.

Den Finanzamtsexperten, die sich in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre die CDU-Landesgeschäftsstelle und die SDV vornahmen, kam das merkwürdig vor. Sie stolperten über einen kleinen Fehler in dem Luftgeschäft: Für Leistungen der Partei war eine höhere Umsatzsteuer fällig als für die Lieferungen des Verlags. Die CDU-Kreisverbände sollten satt Umsatzsteuer nachzahlen. Nun müssten Landesverband und Kreise jährlich, sagt Kauder, bis zu 50000 Euro an den Fiskus überweisen.

Doch erneut fanden Cleverle der Südwest-CDU einen Ausweg, und wieder über die SDV. Der Verlag schickte nun seine Außendienstmitarbeiter – quasi zur Kompensation der CDU-Steuerbelastung –, auf dass sie zahlende Mitglieder werben.

Das Modell, nicht gerade im Sinne der Urheber des Parteiengesetzes, wurde auf einer CDU-Kreisgeschäftsführerkonferenz im Januar 1997 diskutiert und im Großen und Ganzen abgenickt. Geleitet hat die Runde Generalsekretär Kauder.

FELIX KURZ, ANDREAS WASSERMANN

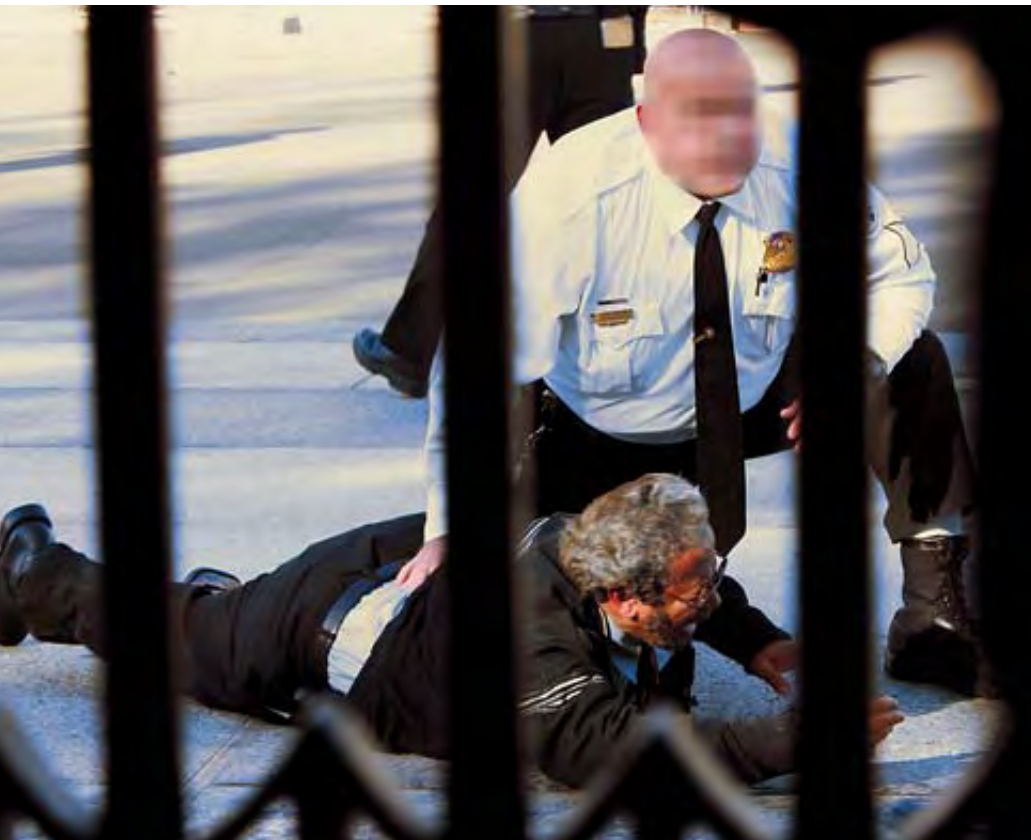


**Designierter CDU-Landeschef Oettinger: Partei mit geübtem Gewissen**

TERRORISMUS

# Scheich auf der Bettkante

Um den Amerikanern zu helfen, nahmen deutsche Fahnder einen verdächtigen Jemeniten fest – doch die Beweislage ist dünn.



PABLO MARTINEZ MONSIVAIS / AP

wurde in Frankfurt am Main der jemenitische Imam Mohammed Ali Hassan al-Muajjad festgenommen und anschließend ausgeliefert. Der Fall gilt US-Behörden als Beweis dafür, dass mit den ansonsten ziemlich widerspenstigen Deutschen zumindest bei der Terrorismusbekämpfung anständig zu arbeiten ist.

Am 10. Januar soll in New York der Prozess gegen „Bin Ladens Finanzminister“ („Bild“) beginnen. 20 Millionen Dollar, behauptete der ehemalige US-Justizminister John Ashcroft, habe Muajjad für den Terrorkrieg der Qaida gesammelt.

In seiner Heimat ist Muajjad, Vorbeter der wichtigsten Moschee Sanaas, allerdings ein Volksheld. Wie riskant deshalb die Hilfestellung der deutschen Sicherheitsbehörden für die Amerikaner war, zeigte sich sofort nach der Verhaftung: Vor der deutschen Botschaft im Jemen zogen wütende Protestler auf, das Bundeskriminalamt warnte vor Racheanschlägen gegen deutsche Ziele im arabischen Raum. Der jemenitische Präsident Ali Abdullah Salih stellte 50 000 Dollar aus der Staatskasse für die Verteidigung des Scheichs zur Verfügung und setzte sich persönlich bei Bundeskanzler Gerhard Schröder für die Freilassung Muajjads ein. Der Vorstoß auf höchster Ebene blieb erfolglos, die Bundesregierung wollte die Amerikaner nicht düpiieren.

Die jemenitische Regierung war stocksauer auf Berlin, eindeutige Beweise und ein faires Verfahren sollen nun her. Und den deutschen Sicherheitsbehörden gilt die Causa Muajjad als Testfall, wie verlässlich das ist, was von dem mächtigen Verbündeten kommt – dafür freilich sieht es jetzt nicht mehr gut aus.

Denn ob Muajjad zu beweisen ist, dass er eine Qaida-Größe ist, hängt vor allem von Ansi ab. Er gab dem FBI den Tipp, er lockte Muajjad nach Frankfurt.

Und nur ihm gegenüber soll der Scheich seine enge Freundschaft zu Bin Laden und seine hochrangige Funktion in der Qaida gestanden haben.

Ansis Aussage ist für den Prozess entscheidend, nur: Er will nicht mehr, die Ankläger müssen sich wohl mit Aussagen von Beamten über seine Erzählungen behelfen. Denn Ansi fühlt sich vom FBI im Stich gelassen, der Bundespolizei hat er zuletzt sogar mit einer Zivilklage gedroht: Statt der 100 000 Dollar, die er für die Verhaf-

tung des Scheichs bekam, will er fünf Millionen. „Sie haben mich nur ausgelacht“, sagt Ansi, „aber für dieses Trinkgeld hätte ich niemals mein Leben zerstört.“

In seiner Heimat im Jemen gilt Ansi als Verräter, selbst Mitglieder seines Clans haben ihn verstoßen: „Mein Tod ist das größte Geschenk, das ich meiner Familie machen kann“, steht in Ansis Abschiedsbrief.

**FBI-Starinformant Ansi\*:** „Für dieses Trinkgeld hätte ich niemals mein Leben zerstört“

Für sein letztes Fanal hatte Mohammed al-Ansi die große Bühne gewählt: Flammen züngelten an seinem Körper hinauf, einen kurzen Moment stand der 52-Jährige aufrecht als lebende Fackel, dann zwangen ihn Schmerzen zu Boden – direkt vor dem Eingang des Weißen Hauses in Washington. In manchen der Büros waren seine Schreie zu hören, Secret-Service-Agenten eilten mit Feuerlöschern herbei.

Nur Minuten zuvor hatten die Präsidenten-Leibwächter Ansi noch abgewiesen. Der Brief, den er für George W. Bush geschrieben hatte, steckte noch in seiner Hosentasche, als er mit einem Feuerzeug seine Jacke in Brand steckte.

Das war am 15. November, anschließend kam der Jemenit in ein Krankenhaus in der US-Hauptstadt, inzwischen erholt er sich von den Verbrennungen. Ob die Aussichten für einen der bisher größten Ter-



STEFAN HUSCH / TERZEI

**BKA-Zentrale in Wiesbaden:** Warnung vor Racheakten

roristenprozesse, der untrennbar mit ihm verbunden ist, ebenso gut sind, ist keineswegs sicher.

Ansi war ein Spitzel in der Welt des Terrorismus, ein Starinformant des FBI, der Bushs Islamisten-Jägern die Verhaftung von 20 Verdächtigen ermöglichte. Sein spektakulärster Fall war eine deutsch-amerikanische Kooperation: Im Januar 2003

\* Am 15. November 2004 nach seinem Selbstmordversuch vor dem Weißen Haus.

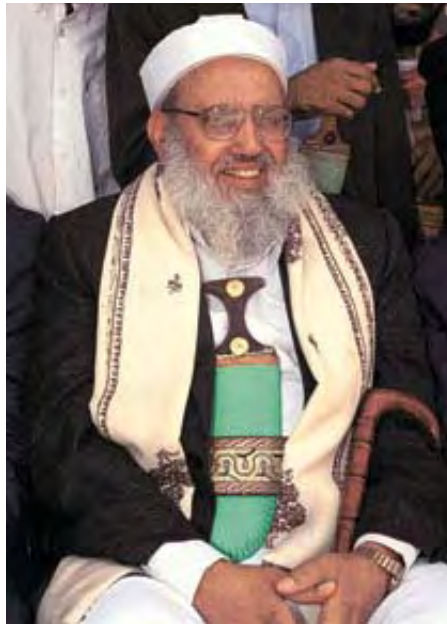
Er ist einer jener Menschen, die immer von besseren Zeiten träumten; gut möglich, dass er seine Meinung noch einmal ändert und doch im Prozess erscheint. Nur werden mit jedem Tag neue Details seines Vorlebens bekannt, und jedes einzelne macht es den Anklägern schwerer.

Denn die Spitzenquelle des FBI (Codename CI 1) ist, wie sich nun herausstellt, selbst nach den Maßstäben der V-Mann-Branche eine windige Figur. Im Jemen wird Ansi wegen Betrugs per Haftbefehl gesucht, in Amerika steht er inzwischen wegen geplatzter Schecks unter Anklage.

Wenn Ansi Geld hatte, drückte er noch dem Friseur eine 100-Dollar-Note als Trinkgeld in die Hand. War er wieder klamm, was häufiger vorkam, schnorrte er sich mit herzerreißenden Geschichten bei Glaubensbrüdern durch. Zuletzt hatte das Dar Al Hijrah Islamic Center in Falls Church nahe Washington Mitleid und gab Ansi, der sich unter falschem Namen vorstellte, einen Job im Buchshop der Moschee. Er verschwand und hinterließ eine unbezahlte Telefonrechnung über 1500 Dollar.

Mit einer tollen Geschichte begann auch seine Karriere beim FBI. Drei Monate nach den Anschlägen des 11. September heuerte Ansi bei den Fahndern an – aus Empörung über den Massenmord und um den Amerikanern beizustehen, wie er behauptete. Ansi machte Eindruck: Perfektes Englisch, sicheres Auftreten, stolz präsentierte er ein Foto, das ihn händeschüttelnd mit dem amerikanischen Botschafter im Jemen zeigt. Bis 1984 hatte Ansi für die US-Botschaft in Sanaa Reisen organisiert. Dass er wegen Unzuverlässigkeit entlassen wurde, hat er offenbar nicht erwähnt.

\* Mit seinem Vize Aiman al-Sawahiri.



KHALED FAZAA / AFP

**Qaida-Verdächtiger Muajjad**  
In der Falle von Spion CI 1

Dem FBI schien er jedenfalls vom Himmel geschickt, die amerikanischen Geheimdienste suchten dringend nach Spitzeln für den Kampf gegen al-Qaida. Ansi war nicht weniger in Nöten: In der Hoffnung auf gute Geschäfte war er in die USA gekommen, aber nichts, was er anpackte, gelang. Der Vermieter seines kleinen Reisebüros in Brooklyn drohte wegen Mietrückständen schon mit Kündigung.

In seinem neuen Beruf war Ansi auf mehr Erfolg aus. Dem FBI offerierte er den ganz großen Schlag gegen al-Qaida: Ein alter Bekannter von ihm sei eine echte Größe in dem Terrornetzwerk – ebenjener Muajjad, in dessen Moschee Ansi früher betete. Dass den US-Geheimdiensten der

Scheich bis dahin nicht weiter aufgefallen war, störte niemanden. Spion CI 1 reiste im FBI-Auftrag in den kommenden Monaten immer wieder nach Sanaa, um den Kontakt zu Muajjad aufzufrischen.

Dem FBI berichtete er bald, der Scheich vertraue ihm jetzt völlig und habe gestanden, 20 Millionen Dollar, Waffen und Kämpfer für seinen Freund Bin Laden beschafft zu haben. Das amerikanische Justizministerium entschied, dass es Zeit für den letzten Schlag sei.

Ansi sang noch einmal das Lied des Lockvogels: Glaubensbrüder in den USA wollten zwei Millionen Dollar für den Dschihad spenden, erklärte er dem Scheich. Dafür müsse Muajjad in die USA kommen. Aber nach Amerika wollte Muajjad nicht. Man einigte sich auf Deutschland. Die Operation Frankfurt begann.

Die US-Behörden weihen Berlin erst Tage vor der Ankunft des Scheichs ein. Was der laut FBI „hochrangige Qaida-Funktionär“ ausgerechnet in Deutschland wollte, wussten sie auch nicht so genau, flunkerten sie. Die Deutschen waren skeptisch: Dass der Scheich seit Jahren die palästinensische Hamas unterstützt, war bekannt – aber von Muajjads Qaida-Karriere hatten deutsche Geheime noch nie gehört. Doch die Amerikaner machten mächtig Druck.

So war alles vorbereitet, als der Scheich in Begleitung seines Privatsekretärs im Januar 2003 in Frankfurt ankam. Im Sheraton-Flughafenhotel war Zimmer 6231 für den besonderen Gast vorgesehen – in der Minibar nur alkoholfreie Getränke, in den Möbeln Wanzen und eine Videokamera.

Drei Tage ging es hin und her, Ansi fungierte als Dolmetscher, ein FBI-Mann mimte den reichen US-Muslim. Gemeinsam mühten sie sich, dem Scheich ein paar eindeutige Sätze abzurufen. Muajjad aber hockte auf der Bettkante, bestand auf regelmäßigen Gebetspausen und erwies sich als ziemlich schwieriger Gesprächspartner.

Dass er von den Anschlägen in New York vorab gewusst habe, bestritt er mit lauter Fistelstimme. Al-Qaida-Konfidenten in Amerika wollten oder konnte er nicht verraten: „Darüber reden wir zur rechten Zeit.“ Und auf die Frage, ob der nächste große Schlag gegen Amerika und Israel gehe, erklärte er sibyllinisch: „Wir müssen erst einmal unsere Papiere ordnen.“

Das FBI-Duo insistierte, die Gläubigen in Amerika wollten schon genauer wissen, wie ihr Geld im Dschihad eingesetzt werde. Dann, so das FBI, habe Muajjad erklärt, er werde damit „Mudschahidin von al-Qaida und Hamas unterstützen“.

Muajjads Anwalt bestreitet, dass der das Wort al-Qaida überhaupt benutzt habe. Die Abhörbänder hat er neu übersetzen lassen und behauptet, dass Ansi „falsch übersetzt und übertrieben“ habe.

Ziemlich dünn die Beweislage – trotzdem griffen deutsche Fahnder zu.



**Qaida-Führer Bin Laden (I.)** \*: 20 Millionen Dollar vom Scheich?

GEORG MASCOLO

VERKEHR

# Rollende Bomben

Seit der EU-Osterweiterung fahren immer mehr Schrott-Lkw über deutsche Autobahnen. Die Zahl schwerer Unfälle steigt.

Für die Spezialtruppe der Kamener Autobahnpolizei war der Donnerstag der ersten Dezemberwoche wieder einer dieser verrückten Schichtdienste: Drei Lkw hatten die Beamten angehalten – und alle drei mussten sie nach der ersten Inspektion sofort aus dem Verkehr ziehen.

Bei einem Tanklaster aus Polen, gefüllt mit 22 Tonnen brennbarem Paraffin, war ein Seitenholm fingerdick eingerissen. Der Rahmen eines Sattelzugs aus Litauen war notdürftig geschweißt, aber wieder aufgeplatzt. Bei einem Lkw aus Tschechien schließlich fanden die Beamten ein derart großes Loch im Metall, dass sie bequem einen Arm hindurchstecken konnten.

Was sie hier regelmäßig an Schrottkisten stilllegen müssten, sagt Polizeioberkommissar Immanuel Noske, sei „einfach unfassbar“. Manch einer der konfiszierten Schwerlastler habe es gerade noch auf den Betriebshof der Polizei geschafft und sei dort „zusammengebrochen“.

Besonders aus den osteuropäischen Ländern kommen immer mehr Brummis mit schwerwiegenden Mängeln über die Grenze. Seit der EU-Osterweiterung um Länder wie Litauen oder Tschechien am 1. Mai 2004 hat die Zahl der „rollenden Bomben“, wie sie das sächsische Innenministerium nennt, weiter zugenommen.

\* Beim baden-württembergischen Bad Rappenau im Juni 2004.

Allein rund um das Kamener Kreuz am Rande des Ruhrgebiets, eine der Verkehrsdrehscheiben Europas, legen nordrhein-westfälische Beamte seit Mai 2004 monatlich etwa viermal so viele Lkw still wie Anfang des Jahres. Das brandenburgische Innenministerium, das eine Vielzahl schwerer Lkw-Unfälle untersuchte, hat 2004 im Vergleich zum Vorjahr einen Anstieg der technischen Mängel um über 16 Prozent festgestellt.

Dabei sehen die Schrott-Trucks aus den Ostländern auf den ersten Blick oft gar nicht einmal so übel aus. Meist sind es westliche Fabrikate, optisch aufgemöbelt. Nur die Fachleute können sie als Gefahrenquelle entlarven. Etwa den erst zwei Jahre alten Lkw, den die Kamener Autobahndetektive jüngst kontrollierten. Der Laster war 400 000 Kilometer durch Europa gerollt – ohne jemals gewartet worden zu sein. Dementsprechend schlecht waren die Bremsen.



DURCH BONKE / WESTFÄLISCHE RUNDSCHAU

**Lkw-Kontrollleur Noske**  
„Einfach unfassbar“

Was die Beamten sehen, wenn sie mit ihren Taschenlampen unter die Zugmaschinen und Anhänger kriechen, erinnert sie oftmals an Bilder aus dem Polizeimuseum: vierfach gebrochene Bremsscheiben, durchgeknackte Lenkachsen, abgerissene Stoßdämpfer, völlig ausgeschlagene Stabilisatoren, notdürftig abgedichtete Lenkgetriebe. Ein Lkw sei in der Mitte förmlich durchgebrochen, ein anderer 40-Tonner habe nur noch eine Restbremskraft von acht Prozent gehabt, sagt Noske. „Da kann jedes kleine Manöver zur Katastrophe werden.“

Viele Spediteure lassen etwa defekte Bremsen an einzelnen Rädern einfach abklemmen, statt sie zu reparieren. Das zeige, sagt Meinolf Schlotmann, Leiter der Autobahnpolizeiinspektion Nord in Kamen, dass „den Leuten völlig das Unrechtsbewusstsein“ fehle.

Schlotmanns Mannschaft will nun schärfer kontrollieren, doch die Beamten wissen: Sobald sie besondere Fallen aufstellen, spricht sich das bei den oft mit Funk ausgerüsteten Fahrern blitzschnell herum – und die weichen aus.

Auch andere Bundesländer, etwa Brandenburg, haben wie Nordrhein-Westfalen Sonderüberwachungsgruppen eingerichtet; von Sachsen aus arbeiten Spezialisten länderübergreifend. Doch Kontrollen allein, das wissen die Fachleute, werden das Brummi-Problem nicht lösen. „Der Druck auf die Fahrer durch ihre Arbeitgeber ist ungeheuer groß“, sagt Wolfgang Brandt vom brandenburgischen Innenministerium, „deshalb wird gefahren, was das Zeug hält.“ Die Folge: Entgegen dem Trend steigen die Unfallzahlen mit osteuropäischen Lastwagen etwa in Brandenburg weiterhin zweistellig an.

In ihrer Ohnmacht greifen die Ermittlungsbehörden inzwischen auch zu ungewöhnlichen Mitteln. Anfang Juni 2004 ramnte ein slowakischer Lkw-Fahrer, auf dem Weg von Belgien nach Ungarn, auf der A6 in Baden-Württemberg plötzlich aus ungeklärten Gründen seinen Vordermann. Sein Lastwagen geriet auf die Nebenspur und touchierte dort einen BMW. Das Auto schleuderte gegen einen weiteren Lastwagen. Die beiden Pkw-Insassen waren sofort tot.

Die zuständige Staatsanwaltschaft wollte „ein Zeichen setzen“ gegen die Lkw-Rambos, nahm den Slowaken sofort in Untersuchungshaft und strengte ein sogenanntes beschleunigtes Verfahren an – zum ersten Mal in Baden-Württemberg. Nur zwei Wochen nach dem Unfall verurteilte das Heilbronner Amtsgericht den Fahrer wegen fahrlässiger Tötung zu einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten auf Bewahrung. UDO LUDWIG



RUDOLF LANDAUER

**Verunglückter tschechischer Lastwagen\*:** „Da kann jedes kleine Manöver zur Katastrophe werden“

UMWELT

# Metall am Himmel

Verschörungstheoretiker nerven Behörden und Politiker: Mit geheimen Experimenten versuche die US-Regierung, das Weltklima zu manipulieren.

Eigentlich gelten die Menschen im oberbayerischen Wolfratshausen als äußerst bodenständig. In den örtlichen Gasthäusern gibt es immer ordentliche Schweinshaxen mit Knödeln, und um die Ecke wohnt Ministerpräsident Edmund Stoiber (CSU), der am Wochenende gern mal die Landschaft durchwandert.

Nur aus einem langgestreckten Haus kommen seltsame Botschaften. Hier sitzt der Ehlers Verlag, der die Öko-Zeitschrift „raum&zeit“ herausgibt. Unter Überschriften wie „Grauen hinter dem Regenbogen“ schreiben die Redakteure derzeit besonders gern über geheime Experimente mit sogenannten „Chemtrails“, die das Weltklima manipulieren sollen.

Demnach versprühen Düsenflugzeuge im Auftrag der US-Regierung feine Partikel aus Metallverbindungen, die ahnungslose Bürger für Kondensstreifen am Himmel halten.

Das „weltgrößte Geheimprojekt“ seit der Entwicklung der Atombombe, so die Autoren, solle Washingtons Klimapolitik absichern. Denn die Metall-Kondensstreifen würden helfen, die Erde abzukühlen – damit könnten die USA weiterhin bei der Ablehnung einer vorsorgenden Klimapolitik bleiben.

Die Chemtrails sind das derzeit liebste Steckenpferd deutscher Verschwörungstheoretiker und Spökenkicker, die auch auf Web-Seiten und in zahlreichen Newsgroups ihrem Spleen fröhnen. „Die rauben uns den Schlaf“, sagt Karsten Klenner vom Berliner Umweltbundesamt (UBA), das mit Anfragen bombardiert wird. UBA-Präsident Andreas Troge (CDU) muss inzwischen besorgte Bundestagsabgeordnete beruhigen, deren Wähler alles über die vermeintlichen Geheimstreifen am Himmel wissen wollen.

Ein Klimaexperte des Amtes wurde beauftragt, eine Stellungnahme („Chemtrails – Gefährliche Experimente mit der Atmosphäre oder Fiktion?“) zu erarbeiten. Im Internet gehört sie zu den meistgelesenen Seiten des UBA-Angebots. Auch andere ernst zu nehmende Experten mussten den Unsinn schon prüfen – Ergebnis: Weder

kann das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt die Theorien zum „Phänomen Chemtrail“ bestätigen, noch verzeichnet die Deutsche Flugsicherung „auffällige Flugbewegungen“.

Selbst die US-Streitkräfte sahen sich schon genötigt zu reagieren. So teilte Stephen T. Cochrane, US-Verbindungsoffizier im europäischen Hauptquartier in Stuttgart, dem baden-württembergischen Umweltministerium mit, dass es keine Geheimprojekte der US-Luftwaffe in Europa gebe.

Für die Öko-Verschörer sind das natürlich nur weitere Beweise der großen Veruschung. Sie beklagen eine „Mauer des Schweigens“.

Als Beleg für das „weltumspannende Sprayprojekt“ offerieren die Verschwörungsfreaks geschickt montierte Versatzstücke seriöser Klimastudien sowie wissenschaftliche Halbwahrheiten. Tatsächlich können von Ballons oder Flugzeugen aus



**Kondensstreifen eines Verkehrsflugzeugs**  
*Steckenpferd der Spökenkicker*

versprühte Substanzen etwa begrenzt Regen auslösen, was beispielsweise schon regional im Obstanbau oder bei Großveranstaltungen wie den Olympischen Spielen in Moskau 1980 genutzt wurde.

Doch solide Indizien für George W. Bushs Klima-Bomber gibt es natürlich nicht. Kein Wunder, so glauben Verschwörungstheoretiker, würden die Flieger doch ohne Kennzeichen und, so heißt es bei „raum&zeit“, „im Schutz der Dunkelheit“ fliegen. Deshalb gebe es auch keine Fotos von den angeblichen Klimajets: „Die Bevölkerung wird im Schlaf übertölpelt.“

„Wir versuchen, Sorgen ernst zu nehmen“, seufzt der UBA-Beamte Klenner, „aber manches ist einfach Spinnkram.“

SEBASTIAN KNAUER

## Was war da los, Herr Saboor?

Der afghanische Polizist Abdul Saboor, 37, über seine Arbeit auf Kabuls Straßen

„Als ich vor zwölf Jahren anfang als Verkehrspolizist zu arbeiten, waren in Kabul gerade mal 5000 Autos registriert. Mittlerweile sind es 250 000. Und Ampeln sind rar in Kabul, die großen Straßen sind fast immer verstopft, und natürlich ist das Fahrverhalten der Afghanen seit dem Wechsel des Regimes vor drei Jahren auch anders geworden. Denn inzwischen trauen sich die Menschen auch nachts auf die Straßen, viele Unfälle passieren unter Alkoholeinfluss. Da muss ich oft mit ganzem Körpereinsatz den Verkehr regeln, meine Trillerpfeife allein reicht nicht aus. Fährt ein hochrangiges Regierungsmitglied an mir vorbei, dann salutiere ich. Alle drei Monate bekomme ich eine neue Kreuzung zugewiesen. Am liebsten habe ich natürlich die etwas ruhigeren Gegenden ohne Smog.“

Saboor in Kabul



EMILIO MORENATI / AP

BILDBAND

## Den Krieg fühlen

Frühjahr 1935, in Sevilla, da fotografiert er noch Osterprozessionen, brav, langweilig. Der Spanische Bürgerkrieg hat noch nicht begonnen, er lebt in Paris, erfolglos – doch schon eineinhalb Jahre später, ebenfalls in Spanien, macht er das Bild seines Lebens, jenes Foto vom „Fallenden Soldaten“, das ihn berühmt machen wird. Unterdessen hat er seinen Namen geändert: Statt Endre Friedmann nennt er sich Robert Capa, was schneidiger klingt, nach Kriegsheld. Der



Capa-Foto „Fallender Soldat“ (1936)

Zweite Weltkrieg hat Europa erfasst, und Capa wird zum Begründer einer neuen Ästhetik, einer schnellen, harten Kriegsfotografie. Alliierte im italienischen Anzio, Luftangriffe auf London. Zwischendurch an der Suzhou-Front in China, mit Hemingway im Sun Valley. Dann der D-Day in der Normandie. Deutsche Bauern, die sich bei Wesel in Erdlöchern verstecken, geschorene Deutschenliebchen in Frankreich – Capa rückt den Menschen so nahe, dass die Bilder wie angstgetränkt sind. „Capa wusste“, schrieb sein Freund John Steinbeck, „dass man den Krieg nicht fotografieren kann, da Krieg im Wesentlichen ein Gefühl ist. Aber er fotografierte dieses Gefühl ...“ Als Steinbeck dies schrieb, war Capa bereits tot, er war in Vietnam auf eine Landmine getreten. Der Bildband, bisher nur für besser verdienende Bewunderer erschwinglich, ist nun, brotschiet, für rund die Hälfte des Preises erhältlich.

ROBERT CAPA / MAGNUM / AGENTUR FOCUS

Richard Whelan: „Robert Capa. Die Sammlung“. Phaidon Verlag, Berlin; 572 Seiten; 39,95 Euro.

MUSIK

## Pferd im Ohr

Singvögel haben es, Genies auch, und so kennen Lernforscher, Ornithologen und Musiker gleichermaßen das seltene Phänomen des absoluten Gehörs, jene Fähigkeit, die bereits 1763 im „Augsburger Intelligenz-Zettel“ für den jungen Mozart beschrieben wurde – ohne Referenzton den exakten Ton bestimmen zu können, ja, selbst das Ticken einer Taschenuhr womöglich als hohes Cis einzuordnen. Die Gabe ist im westlichen Kulturkreis äußerst selten – aber was begünstigt die Entstehung? Ein kalifornisch-chinesisches Forscherteam hat erstmals eine kulturübergreifende Vergleichsstudie erstellt. Die Wissenschaftler verglichen die Fähigkeiten von chinesischen Nachwuchsmusikern mit denen ihrer amerikanischen Kollegen aus Rochester im Bundesstaat New York. Ergebnis: Die Chinesen waren ihren westlichen Kollegen spektakulär überlegen. Die Ursache, vermuten die Wissenschaftler, liegt in dem Hörtraining, welches durch eine tonale Sprache wie Mandarin bedingt ist; hier kann ein Laut wie „ma“, je nach Tonhöhe, mal Mutter, mal Pferd bedeuten. In atonalen Sprachen wie Englisch oder Deutsch gehe das absolute Gehör, das Kleinkinder noch besitzen, meist verloren.

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE

## Im Namen des Herrn

Warum an einer christlichen Schule geprügelt werden soll

**P**hilip Williamson sitzt in seinem Schulleiterbüro und wartet; darauf, dass er Recht bekommt, darauf, dass das Oberhaus ihm Recht gibt.

In seinem Büro liegen ein überdimensionales Lineal und ein Lederriemen. Am Schreibtisch lehnt ein Holzpaddel, zwei Fuß lang und vier Inches breit. Das Lineal: für Kinder unter zehn Jahre, für Schläge auf Hände und Beine. Der Lederriemen: für Mädchen über zehn Jahre, für Schläge auf die Handflächen. Das Holzpaddel: für Jungen über zehn Jahre, für Schläge auf Rücken und Hintern. Diese Schläge sind nur auszuführen von ihm, Direktor Williamson persönlich, und nur in seinem Büro.

Philip Williamson, 61, klein und kerzengerade aufgerichtet, trägt seine Haare sorgfältig über die Glatze gekämmt. Er ist Leiter der „Christian Fellowship School“, am Stadtrand von Liverpool gelegen, im Erdgeschoss vergitterte Fenster, ein zwei Meter hoher Zaun ringsherum. In der Eingangshalle hängen handgemalte Plakate: „Wir respektieren die gottgegebene Autorität unserer Lehrer. Wir helfen unserer Schule, eine Gabe für Gott zu sein.“

Williamson mag Kinder und zitiert gern aus dem Alten Testament, dem Buch der Sprichwörter, Kapitel 23, Vers 14: „Du schlägst ihn mit dem Stock, bewahrt aber sein Leben vor der Unterwelt“

Williamson hat Husten. In sein kleines Büro dringt kaum Tageslicht. Er wickelt einen Hustenbonbon aus und faltet das Papier zu einem kleinen Drachen. Dann lutscht er den Bonbon und sagt: „Für mich gibt es nichts Größeres als motivierte und disziplinierte Schüler.“

Deshalb ist er Anfang Dezember vor das britische Oberhaus gezogen. Deshalb kämpft Williamson seit fünf Jahren für das Recht, seine Schüler verprügeln zu dürfen. Er ist durch alle Instanzen gegangen. Im Namen des Herrn und 40 anderer Privatschulen. Rund 100 000 Euro hat er bisher ausgegeben für seinen Kreuzzug, gesammelt von ehemaligen Schülern, Lehrern und Gleich-

gesinnten. Er war beim englischen High Court, beim Court of Appeal, beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg.

1987 hat die Regierung die „Körperliche Züchtigung“ in den staatlichen Schulen verboten, 1999 wurde das Verbot auf die privaten Schulen ausgedehnt. Seitdem fühlt Williamson sich diskriminiert. „Eltern sollten das Recht

### Englische Privatschule will wieder Prügelstrafe

London (AP) – Eine christliche Privatschule in England hat eine Sondergenehmigung zur Wiedereinführung der Prügelstrafe beantragt. Die Züchtigung von

Aus der „Süddeutschen Zeitung“



Schulleiter Williamson: „Jeden Schlag verdient“

haben, ihre Kinder christlich zu erziehen“, sagt er. Seine durchdringenden blauen Augen blicken durch die dünnrandige Brille. Die Prügelstrafe sei eine liebevolle, von Gott gewollte Disziplinierung, sagt er. Ein Verbot des Prügelns, das hätten auch die Richter in Straßburg gesagt, verletze das Recht auf freie Religionsausübung. Williamson zückt seine Bibel und zitiert aus dem Buch der Sprichwörter, 22, 15: „Steckt Torheit im Herzen des Knaben, die Rute der Zucht vertreibt sie daraus.“

In den Siebzigern war Williamson Lehrer für Mathematik, Physik und Chemie an staatlichen Schulen und verzweifelte. Die Lehrer glaubten nicht an Gott und hatten seltsame Ideen, es gab keine Disziplin, keinen Respekt und keine Strafen. Williamson floh nach Afrika, um an Bibelschulen zu unterrichten,

und als er 1980 heimkehrte, sah er der Apokalypse ins Auge. Die Schüler Liverpools hatten sich bewaffnet, sie drohten ihn mit Messern, sie brachten sich selbst und gegenseitig um.

1981 war es ihm zu viel. Zusammen mit der lokalen Kirche gründete er seine eigene Schule, die Bibel wurde die Richtlinie „für Verhalten und Moral“. Williamsons Schule soll eine christliche Heimstatt sein, gewaltfrei und sicher. Er lässt seine Schüler per Video überwachen und alle Eingänge während der Schulzeit verriegeln. Er führte die Prügelstrafe ein und ein Punktesystem: Für „gutes Verhalten, gute Einstellungen und gute Arbeit“ erhalten seine Schüler Punkte. Wer viele erreicht, bekommt einen Pokal. Wer wenige erzielt, kriegt die Strafe.

Bis vor fünf Jahren mussten sie immer in Williamsons Büro erscheinen. Sie standen schweigend vor ihm, bis er den Befehl gab zum Herumdrehen. Dann holte er das Paddel heraus und schlug zu. Williamson lächelt, wenn er heute daran zurückdenkt – für ihn war es ein befriedigendes Gefühl, mit „geringem Aufwand das kindliche Bewusstsein zu schärfen“, also Schüler zu korrigieren, die immer wieder moralisch falsche Entscheidungen treffen. „Falsche Entscheidungen“, das sind Lügen und Widerworte, das ist ein Verhalten gegen die Gemeinschaft. Schläge, sagt er sinnierend, seien effektiver als andere Strafen, nützlicher als Arrest: „Sie wirken unmittelbar, sie richten keinen psychischen Schaden an.“

Sein Schüler David Kelly wurde viermal von Williamson mit dem Paddel geschlagen. Er sagte einer Lokalzeitung: „Ich hatte jeden einzelnen Schlag verdient.“ Er und einige andere haben Geld für die Prozesse ihres Direktors gesammelt. Williamsons 200 Schüler seien besser als der englische Durchschnitt, heißt es an der Schule.

Williamson fühlt sich aufgerufen, England eine neue Moral zu geben. „Man wird bald auf unsere Zeit zurückschauen und erkennen, dass wir in einer moralischen Krise steckten.“ Neulich nahm er im Fernsehen an einer Diskussionsrunde teil. Hinterher waren 92 Prozent der Zuschauer für die Prügelstrafe.

Auf seiner Homepage ruft Williamson zum Gebet auf. Dafür, dass das Oberhaus im Januar zur Einsicht findet. Und dafür, dass das Leben sich der Bibel fügt. „Gefallen dem Herrn die Wege eines Menschen“, steht im Buch der Sprichwörter, 16, 7, „so versöhnt er auch seine Feinde mit ihm.“ ANITA BLASBERG

KRIMINALITÄT

# Der Großwildjäger

Der Österreicher Thomas Müller ist der Star unter Europas Kriminalpsychologen. An Hunderten von Fällen hat er gelernt, aus Tatorten die Persönlichkeit eines Verbrechers herauszulesen. Er träumt davon, den Code des Bösen zu entschlüsseln. *Von Hauke Goos*

**A**m Tag nach seinem Besuch im Gefängnis sitzt Thomas Müller in einem Bremer Hotelzimmer und freut sich darauf, eine Geschichte zu erzählen. Auf einer Kommode liegt ein Stapel Bücher, zwölf Exemplare des Werks „Bestie Mensch“, das er im vergangenen Jahr geschrieben hat. In der Geschichte geht es um sein Buch, zwei oder drei Gläser Tee und einen verurteilten Doppelmörder. Es ist eine Art Nahtod-Erlebnis.

Müller trägt einen Anzug und eine rote Krawatte, gerade hat er auf einer Tagung vor Psychiatern, Staatsanwälten und Polizisten einen Vortrag über die Tatortanalyse gehalten. Er zeigte ihnen Dias von einem aufgeschlitzten Kalb und von einem Mädchen, das so brutal gewürgt worden war, dass das Weiße ihrer Augen blutrot leuchtete. Zwischendurch schilderte er den Fall eines Antiquitätenhändlers, den man in einer Blumeninsel in seinem Wohnzimmer fand, zerteilt und verschnürt zu sieben Paketen. Nur die Hoden fehlten.

Müller stand im Konferenzraum des Hotels vor einem riesigen Vorhang, auf dem das Bremer Rathaus und der Roland abgebildet waren, es sah aus, als redete er mitten auf dem Marktplatz. „Ich glaube, der Täter hat die Hoden gegessen“, sagte er.

Während die Tagungsteilnehmer sich bei Schnittchen und Salat erholen, erzählt Müller oben in seinem Zimmer, wie er an einem Oktober-Tag vor gut einem Jahr nach Hamburg gefahren war, um Lutz Reinstrom zu besuchen, der Mitte der Neunziger als „Säurefassmörder“ bekannt geworden war.

Es war ein eisiger Morgen, die Heizung im Auto funktionierte nicht, Müller war müde. Er fror. Reinstrom lud ihn auf einen Tee ein. Er stellte zwei Gläser auf den Tisch, Zucker, eine Thermoskanne mit heißem Wasser. „Pfefferminz- oder Fruch-



**Kriminalpsychologe Müller, Tatortbilder:** Ungeheuer fragen, um Ungeheuer zu fangen

tete?“ fragte er. Reinstrom war zu lebenslanger Haft mit anschließender Sicherheitsverwahrung verurteilt worden, weil er zwei Frauen getötet, ihre Leichen in Salzsäure gelegt und in Fässern im Garten vergraben hatte. Müller ist Kriminalpsychologe, ihn interessiert, warum ein Täter tut, was er tut.

Reinstrom redete, schenkte Tee nach, redete weiter. Müller spürte, wie die Wärme in seinen Körper zurückkroch. Eine Stunde verging und noch eine halbe.

Plötzlich, sagt Müller, fiel ihm auf, dass Reinstrom seinen Tee nicht angerührt hatte.

Warum Reinstrom seinen Tee nicht trank, beschäftigte Müller in den nächsten Minuten mehr als das, worüber sie redeten, und auch der Gedanke, der Mann wolle ihn möglicherweise vergiften, ging ihm immer wieder durch den Kopf.

Müller lächelt. Er liebt diese Geschichte, weil es in ihr um Macht geht und um Manipulation. Die Kriminalpsychologie ist



RÖHRBEIN / LULLSTEIN BILDDIENST

**Suche nach Reinstrom-Opfer (1992), Mörder Reinstrom: *Bestie Mensch***

eine komplizierte Wissenschaft, er kann zwar erklären, was er macht, darf über Details jedoch nicht sprechen. Also hat er sich darauf verlegt, die öffentliche Neugier mit Geschichten zu befriedigen.

Irgendwann war die Zeit reif für ein Buch. Auf dem Umschlag ist ein Foto von Müller abgebildet, in extremer Nahaufnahme. Die Tee-Geschichte steht gleich am Anfang.

Als sein Buch fertig war, schickte er Reinstrom eine Fassung ins Gefängnis.

„Ich möchte Ihnen zu einem interessanten und reißerischen Buch mit kommerziellen Zielen und narzisstischer Aufwertung Ihrer Person als Profiler gratulieren!“, schrieb Reinstrom zurück. In die Tee-Geschichte, ließ er ausrichten, habe Müller sich „reingesteigert“.

Müller lehnt sich weit zurück und grinst. Es gibt ein Foto von Müller und Reinstrom, auf dem die beiden im Gefängnis nebeneinander stehen. Müller sieht aus wie ein

Großwildjäger, der gerade die Begegnung mit einem Ungeheuer überlebt hat.

Müllers Fachgebiet ist die Tatortanalyse, die Kunst also, aus den Entscheidungen, die ein Täter am Ort des Verbrechens trifft, auf seine Persönlichkeit zu schließen. Sein Job besteht darin, sich anzuschauen, was Menschen anderen Menschen antun. In den vergangenen zehn Jahren ist Müller zu einem der besten Kriminalpsychologen der Welt geworden, er hat Tausende Tatortfotos analysiert und Dutzende Mörder im Gefängnis besucht. „Man kann seriös arbeiten und trotzdem Spaß haben“, sagt er. „Ohne Spaß wird man verrückt.“

In Müllers Wiener Büro lehnt ein Pappaufsteller aus der Werbekampagne für den Film „Das Schweigen der Lämmer“, Robert Ressler steht da neben Anthony Hopkins, dem Kannibalen des Films.

Ressler hat in den siebziger Jahren beim FBI die Behavioral Science Unit gegründet, eine Spezialtruppe, die Mörder mit den Erkenntnissen der Verhaltenspsychologie jagen wollte. Später half er Thomas Harris, „Das Schweigen der Lämmer“ zu schreiben. Es war Ressler, der die Idee propagierte, dass man Ungeheuer befragen müsse, um Ungeheuer zu fangen.

In dem Film wird die junge FBI-Schülerin Clarice Starling zu dem Psychiater Dr. Hannibal Lecter geschickt. Das FBI suche einen Mann, der Frauen tötet, um sie anschließend zu häuten, sagt sie. Ob er ihr helfen könne?

Bei jedem einzelnen Ding müsse sie sich fragen: Was ist es in sich selbst? Was ist seine Natur?, sagt Lecter. „Was tut er, dieser Mann, den Sie suchen?“

„Er tötet Frauen“, antwortet Starling.

Nein, sagt Lecter, das sei nebensächlich. „Die Frage ist, welche Bedürfnisse er durch Töten befriedigt.“

Den Satz merkt sich Müller, als er den Film sieht. Er nimmt sich vor, Ressler kennen zu lernen.

Müller kommt aus kleinen Verhältnissen, jahrelang tat er als einfacher Polizist Dienst und studierte nebenbei Psychologie.

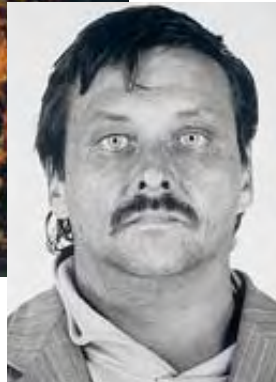
1991 hält Ressler einen Vortrag in Wien, Müller sitzt unter den Zuhörern. Der Übersetzer hat Mühe, dem Amerikaner zu folgen.

„I think I can do the job for you“, sagt Müller.

„Let's see“, antwortet Ressler.

Es ist der Beginn einer Freundschaft. Müller besucht die FBI-Schule in Quantico, Virginia, belegt Kurse in Tatortanalyse, Todeszeitermittlung und Profilerstellung.

Ressler nimmt ihn mit zu Jeffrey Dahmer, der zwischen 1978 und 1991 in Milwaukee 17 junge Männer tötete, ihnen Löcher in den Schädel bohrte und Säu-



THORSTEN RAUDIES / ACTION PRESS

re ins Hirn träufelte. Anschließend zerstückelte er die Leichen und bewahrte die Köpfe wochenlang im Kühlschrank auf.

Was für ihn das Unangenehmste gewesen sei, will Müller wissen. Und Dahmer schildert, wie er begann, die Leichen in seiner Duschwanne zu lagern, weil in seinem Apartment der Platz knapp wurde, und wie er die Toten mit Eiswürfeln bedeckte, um den Verwesungsprozess zu verlangsamen. Und weil Wasser das Eis zum Schmelzen gebracht hätte, sagt Dahmer, habe er während dieser Zeit nicht duschen können: Das sei das Unangenehmste gewesen.

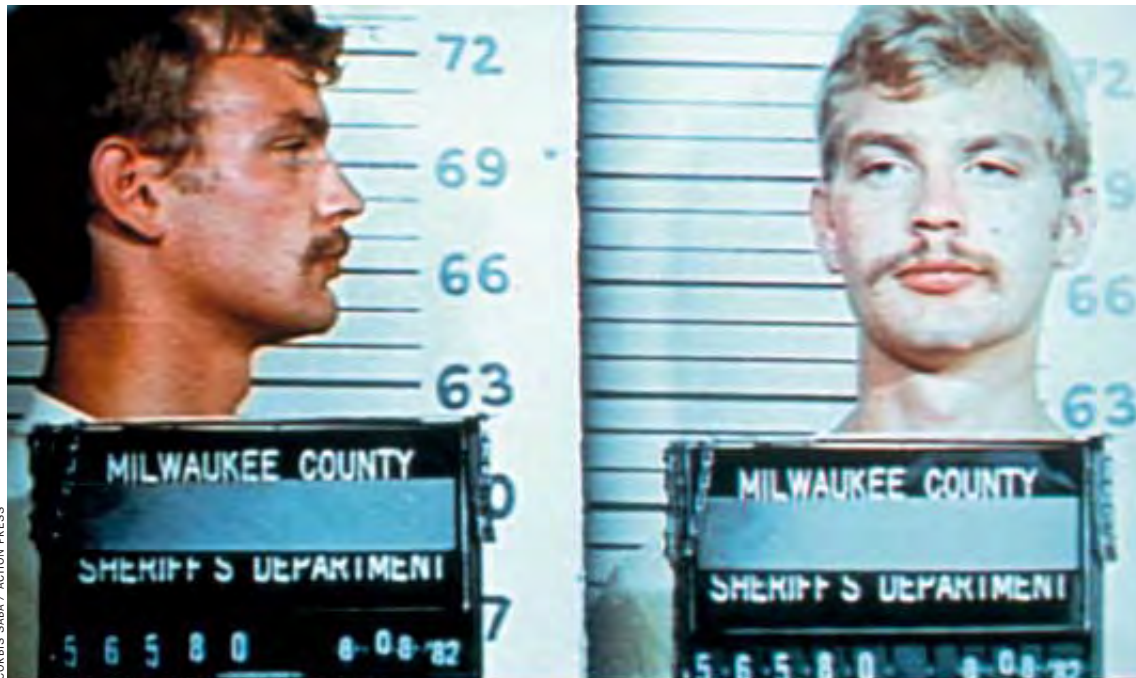
„Es gibt Menschen, die in Erfahrungswelten leben, die wir nicht betreten können“, sagt Müller, es ist ein Zitat von John Steinbeck. Müller spricht mit Serienkillern, Vergewaltigern und Sexualmördern, weil er wissen will, wie es in diesen Erfahrungswelten aussieht.

„Woher soll ich wissen, was es für ein Gefühl ist, eine Frau auszuweiden?“, sagt er. „Ich kann nicht so denken wie ein Serienmörder, ich kann nur seine Schuhe benutzen.“

In Wien baut Müller den Kriminalpsychologischen Dienst auf. Er will verstehen, welche Entscheidungen der Täter am Tatort getroffen hat: Warum das Messer in der Brust steckt, beispielsweise, oder warum der Kopf des Opfers mit einem Müllsack zugedeckt wurde. „Es gibt einen Moment, in dem kein Täter lügt: wenn er sein Verbrechen begeht“, sagt er. „Ein Tatort ist kein Zufall. Er gibt alle Informationen darüber, wie gefährlich ein Täter ist.“

Gleich sein erster großer Fall macht ihn berühmt, 1997 trägt er maßgeblich dazu bei, den österreichischen Bastler Franz Fuchs zu fassen, der das Land drei Jahre lang mit Briefbomben terrorisierte. 4 Menschen starben, 13 wurden verletzt, darunter Helmut Zilk, der damalige Wiener Bürgermeister.

„Verhalten ist bedürfnisorientiert“, sagt Müller in Hof bei Salzburg. Im Saal sitzt mittleres Management: der Verkaufsleiter eines Maschinenbaukonzerns, der Geschäftsführer einer Firma, die Dämmstoffe verkauft, zwei Sparkassenangestellte. „Ver-



**Serienmörder Dahmer:** „Es gibt Erfahrungswelten, die wir nicht betreten können“

halten: bedürfnisorientiert“, notieren sie. Sie haben 698 Euro für das Seminar bezahlt, plus Mehrwertsteuer. Sie haben sich vorgenommen, Müllers Welt zu verstehen.

„Wenn man das Verhalten eines Menschen ändern will, muss man auf seine Bedürfnisse eingehen“, sagt Müller. Draußen liegt der Hotelgarten unter Schnee, aus dem Fenster des Konferenzraums kann man den Fuschsee sehen. Die Teilnehmer nicken. Dann erklärt Müller ihnen, wie er versucht hat, aus den Entscheidungen des Briefbombers auf dessen Bedürfnisse zu schließen.

Der Briefbomber schrieb mehrere Briefe, der längste über 20 Seiten lang. Jede Seite war sorgfältig im Blocksatz ausgerichtet. Die Briefe enthielten nicht einen Rechtschreibfehler.

Offenbar hatte der Autor profunde Kenntnisse in EDV und Elektronik, Physik und Chemie, zudem kannte er sich in der österreichischen Gegenwartspolitik ebenso aus wie in der Geschichte der alten Römer.

Müller schlug vor, den Briefbomber mit einem Psycho-Duell zu zermürben.



**Film-Psychiater Hannibal Lecter:** „Die Frage ist, welche Bedürfnisse er durch Töten befriedigt“



**Dahmer-Opfer:** Es geht um Macht und Manipulation

Er entwickelte ein Fünf-Phasen-Programm. Zuerst trat Müller vor Gericht als Sachverständiger auf. „Denken Sie daran, da draußen ist einer, der baut verdammt gute Bomben“, sagte er. Der Täter sollte wissen, dass seine Arbeit Anerkennung fand.

Dann versuchte er, dem Briefbomber ein schlechtes Gewissen zu machen. In einem der Bekennerschreiben hatten die Ermittler einen Hinweis darauf gefunden, dass der Täter kleine Kinder mag.

Müller besuchte einen Neonazi, der wegen der Briefbombenanschläge irrtümlich

im Gefängnis saß, und ließ ihn darüber klagen, dass er seine neugeborene Tochter bisher nicht habe sehen dürfen. Das Gespräch nahm Müller auf und spielte es dem ORF zu.

Müller hat ein Dia vorbereitet, auf dem die Batterien in einem Zünder zu sehen sind.

„Fällt euch irgendetwas auf?“, fragt er.

„Dass sie ausgerichtet sind wie eine militärische Armee“, sagt einer der Zuhörer.

Müller fand es bemerkenswert, dass die Batterien in einem Bombenzünder auf den Millimeter genau ausgerichtet waren, offenbar war der Bastler ein zwanghafter Charakter. Vielleicht ließ er sich mit Stress unter Druck setzen.

Mit Zustimmung der Behörden versorgte Müller zwei Journalisten mit Insider-Informationen und authentischen

Fotos. Sie schrieben ein Fahndungsbuch, das in ganz Österreich verkauft wurde.

Auf Seite 137 beginnt das Kapitel „Exklusiv: So erkennen Sie den Attentäter“.

Es ist ein Täterprofil.

Der unbekannte Briefbomber, heißt es da, ist Österreicher, männlich, wahrscheinlich über 50. Er wohnt in einem Einfamilienhaus, weil er über einen Raum verfügen muss, wo er alles liegen lassen kann. Er besitzt Spezialwerkzeug und eine Hobbywerkstatt, ist katholisch, weil er sich mit Hierarchien und geistlichen Titeln auskennt. Wahrscheinlich hat er Abitur. Er ist chemisch versiert und historisch interessiert, und er ist ordnungsliebend, denn die Bauart der Bomben zeigt, „dass er nicht nur unheimlich geschickt ist, sondern auch unglaublich genau“.

Müller hoffte, dass der Briefbomber das Fahndungsbuch lesen würde, er wollte ihn „zu einer kalkulierten Fehlleistung bringen“.

In Phase IV sagte Österreichs Generaldirektor für Innere Sicherheit bei jeder Gelegenheit, dass Österreich die gesetzliche Grundlage für die Rasterfahndung schaffen werde, „die bei der Fahndung nach dem Briefbomber sehr hilfreich sein wird“.

Dann kam Phase V, in der der Sicherheitsdirektor verkündete, man wisse, dass in Österreich nur zehn Menschen als Täter in Frage kämen. „Diese zehn Personen werden bereits observiert.“

Am 1. Oktober 1997 trat in Österreich das Rasterfahndungsgesetz in Kraft. Am Abend des 1. Oktober fuhren zwei Frauen an dem Haus von Fuchs vorbei, insgesamt dreimal. Sie wollten in Slowenien Wein kaufen und hatten die Ausweise vergessen. Es war ein Zufall.

Fuchs hatte sich seit Tagen die Kennzeichen vorbeifahrender Autos notiert und jeden Hubschrauber fotografiert, der über sein Haus flog. Jetzt setzte er sich in seinen Mitsubishi, um die beiden Frauen, die er für Geheimpolizistinnen hält, zu stellen.

Eine der Frauen rief übers Handy die Polizei. Als die Beamten Fuchs zur „Lenker- und Fahrzeugkontrolle“ baten, nahm der eine rohrförmige Bombe aus dem Handschuhfach und stieg aus. Er war so nervös, dass er sich versehentlich beide Hände wegsprengte. Von den insgesamt 20 Punkten in Müllers Täterprofil trafen am Ende 18 zu, eine unerreichte Quote.

Als das Seminar zu Ende ist, lassen sich die Teilnehmer Müllers Buch signieren, es ist ein bisschen wie die Autogrammstunde eines Popstars.

Warum nimmt er all die Einladungen an, setzt sich in Talkshows zu Johannes B. Kerner und zu Frank Elstner, fliegt zwischendurch rastlos durch Europa und gibt zudem noch Seminare, hält Vorträge, spricht auf Tagungen? „Weil ich hochgradig narzisstisch bin“, sagt Müller und grinst.

Vor zwei Jahren hat er sich von dem Dramaturgen Jochen Herdieckerhoff überreden lassen, Schillers „Räuber“ und Shakespeares „Richard III.“ zu bearbeiten, aus kriminalpsychologischer Sicht. Müller besorgte sich die beiden Dramen, strich an, kürzte, schrieb einen neuen „Richard“, und irgendwann stand er allein auf einer Wiener Bühne und spielte Shakespeare mit Playmobilfiguren nach.

Richard befiehlt, einen Rivalen zu töten und ihm danach den Kopf zu bringen. Warum, fragte Müller, behalten Mörder mitunter Körperteile ihrer Opfer? „Edmund Kemper, der in Kalifornien neun College-Studentinnen umgebracht hat, hat sie alle enthauptet und die Köpfe im Garten seiner Mutter vergraben, so dass sie mit Blickrichtung zum Schlafzimmerfenster der Mutter in der Erde steckten“, sagte Müller, während hinter ihm auf einer Dia-Leinwand Edmund Kemper erschien. „Kemper hat mit seiner Mutter immer gestritten, und seine Mutter hat immer gesagt: ‚Edmund, du bist für nichts gut, du isst nur meinen Kühlschrank leer, wenn du wenigstens zu mir aufblicken würdest.‘ Und Kemper hat immer gesagt: ‚Ma, du weißt gar nicht, wie viele Menschen jeden Tag zu dir aufblicken.‘“

Es ist eine grauenhafte Geschichte, aber als Müller fertig war, lachten die Leute.

Der Theaterabend war ein glücklicher Moment in Müllers Karriere. „Du stehst da oben, die Scheinwerfer sind auf dich gerichtet, du kannst das Publikum gar nicht



JAY L. CIENDENIN / POLARIS / STUDIO X

**Profiler-Legende Ressler:** Teil einer Bewegung

erkennen“, sagt Müller. „Und irgendwann wird dir klar: Du spielst nicht für die. Du spielst nur für dich.“

Wenige Monate später war er so gut wie tot.

Die „Zeit“ veröffentlichte ein Dossier, das vorgab, die Tatortanalyse zu erklären. In Wahrheit war es eine Abrechnung mit Thomas Müller.

Er schreibe Gutachten leichtfertig, behauptete die Autorin, sei selbstherrlich und geltungssüchtig. „Weil Müller als mitreißender Selbstdarsteller in seinen Hörern die Überzeugung reifen ließ, er habe mit der Tatortanalyse den Stein der Weisen gefunden, florierte seine Geschäftsidee einige Jahre“, schrieb sie.

Die „Zeit“ kritisierte zum Beispiel, dass er nach wie vor mit dem „Crime Classification Manual“ arbeitet, das zu sehr vereinfacht und überdies veraltet sei. „An diesem Manual haben 112 FBI-Agenten zehn Jahre lang gearbeitet, haben Tausende Tötungsdelikte analysiert“, sagt Müller. „Es ist nicht perfekt, aber es gibt nichts anderes.“

Um auf die Vorwürfe zu antworten, begann Müller sein Buch zu schreiben. Er wolle seine Arbeit „gläsern machen“, sagt er. Schon vor zwei Jahren hatte er aus demselben Grund seine Mitarbeit an einer dreiteiligen ZDF-Dokumentation zugesagt\*.

Anfang Dezember fliegt Müller nach Köln, das ZDF hatte Medienjournalisten zu der Pressekonferenz eingeladen, auf der der Dreiteiler gezeigt wird, den der Dokumentarfilmer Gunther Scholz über verurteilte Sexualmörder und Vergewaltiger

gedreht hat. Müller führte einen Teil der Gefangeneninterviews, außerdem tritt er als Experte auf.

In einem der dokumentierten Fälle geht es um einen Serientäter in Bern, der Frauen die Handtaschen wegriss und sie bis zur Bewusstlosigkeit würgte. Einige der Opfer erhielten danach Post vom Täter. Mal schickte er eine handschriftliche Notiz, mal einen Ausweis zurück. Offenbar genoss er es, den Frauen zu zeigen, dass er ihren Namen kannte und wusste, wo sie wohnten.

In der Nacht vom 31. Juli auf den 1. August 2002 wurden erneut zwei junge Frauen überfallen. Erst eine 23-Jährige, die vor ihrer Haustür niedergestochen wurde, eine knappe Stunde später eine 20-Jährige auf ihrem Heimweg. Diesmal schnitt der Täter seinem Opfer die Kehle durch.

Müller fuhr nach Bern. Ein früheres Opfer hatte den Täter als jungen Mann von normaler Statur beschrieben, mit unreiner Haut und Gesichtspickeln. Der Täter schrieb der Polizei daraufhin einen ausführlichen Brief. Offenbar fühlte er sich gekränkt.

Der Mann, sagte Müller, ist offenbar eitel. In der Eitelkeit liege seine Gefährlichkeit – und seine Schwachstelle.

Als der Unbekannte verschiedene Schreiben an die Polizei schickte, gab die Polizei den Medien ein Phantombild. Es zeigte ein schlecht rasiertes Gesicht, dazu den Hinweis: „Könnte Kratzspuren aufweisen“.

Daraufhin ging bei der Polizei ein Schreiben ein, in dem sich der Täter über die Bemerkung lustig machte, sein Gesicht könne zerkratzt sein. Außerdem störte ihn das Phantombild eines schlecht Rasierten. Dann meldete sich eine junge Frau, die beim Jogging die flüchtige Bekannt-

schaft eines jungen Mannes gemacht hatte, kurz darauf hatte er ihr einen Brief an ihre Arbeitsstelle geschrieben. Die Schrift stimmte mit dem Bekennerschreiben überein.

Am 20. August 2002 wurde Mischa E. festgenommen, 27 Jahre alt, unauffällig, in der Schweiz ein bekannter Sportler. Er legte in 29 Fällen ein Geständnis ab.

Ob er keine Angst habe, dass er sich durch seine Freimütigkeit die Arbeit erschwere, wollte auf der Pressekonferenz des ZDF ein Journalist von Müller wissen. „Ich erkläre immer nur was ich mache, nicht wie“, antwortete er.

Jetzt geht Müllers Zeit beim Kriminalpsychologischen Dienst zu Ende, zum 1. Januar wechselt er zur Wiener Sicherheitsakademie, auf eine halbe Stelle. Es ist der Versuch, sich selbständig zu machen, frei zu sein für das, was ihn fasziniert.

Müller will zeigen, dass die Entscheidungen, die ein Täter am Tatort trifft, wie eine Sprache sind, ein Code, ähnlich aufschlussreich wie die DNA. „Wie ein Täter gebaut ist, steht uns zur Verfügung. Wir können es nur noch nicht lesen.“

Müller setzt auf Zusammenarbeit, will, dass Rechtsmediziner und Psychologen, forensische Psychiater und Juristen endlich miteinander reden. „Wir sind Teil einer Bewegung“, hatte Ressler gesagt. „Was wir machen, wird in 20, 30 oder 50 Jahren Polizeialltag sein.“

Müller will den Code knacken.

Das Böse an sich interessiert ihn, die Frage, wo es seinen Ursprung hat, wie es sich tarnt und wann es hervorbricht. Was macht den einen zum Serienmörder und den anderen zum Kriminalpsychologen?

Er will keine Rätsel lösen, er will ein Geheimnis ergründen. ♦

\* „Maske des Bösen“, ZDF. Teil eins am Dienstag, dem 11. Januar, 22.45 Uhr; Teil zwei am Mittwoch, dem 12. Januar, 22.45 Uhr; Teil drei am Donnerstag, dem 13. Januar, 23.00 Uhr.



Festgenommener Briefbomber Fuchs (1997): „Denken Sie daran, da draußen ist einer, der baut verdammt gute Bomben“

## Catwalk der Kopftücher

Ortstermin: Zwischen den Jahren präsentiert sich in einer Berliner Sporthalle die Haute Couture des Islam.

Ein zugiger Betonbau an der Stadtautobahn ist die Sporthalle am Priesterweg. „Okay, ich hätte auch lieber die Freitreppe am Schöneberger Rathaus gemietet“, sagt Firat Demir. „Aber es ging nicht. Die sagten: Das Kopftuch kommt hier nicht rein.“

Firat Demir von der „Evet Entertainment Company“ ist Bauingenieur und Veranstalter des „Walk of Islam – fashion festival 2004“. Er ist heilfroh, dass er die Sporthalle noch bekommen hat, bevor „Stern Marienfelde“ wieder Fußball spielt gegen „BFC Victoria 89“. „Ich will nichts mit Politik am Hut haben“, sagt er, in dem kurzen Moment, bevor wieder sein Handy klingelt. „Nur islamische Mode machen.“

Hinter ihm an der Kasse steht gummikauend ein Mädchen, an dessen hellblauem T-Shirt sich die Nähte spannen.

Sie ist die Verkörperung von Abendland und Morgenland, und sie küsst wohl als Muse den Veranstalter.

Firat Demir ist ein kleiner, drahtiger Mann im silbrig schillernden Nadelstreifenanzug und geht jeden Freitag zum Gebet. Er weist darauf hin, dass „Walk of Islam“ gesponsert wird vom „Öz-Gida“-Supermarkt und dem Freizeitclub der Berliner Verkehrsbetriebe.

Auf dem Spielfeld der Halle ist ein Budenbasar aufgebaut, eine Art Weihnachtsmarkt der Parallelgesellschaft mit türkischen Spezereien, einem Stand des islamischen Begräbnisservices „Hicret“ und gleich gegenüber einem Mobilfunkanbieter.

„Parallelgesellschaft? Ich bin hier geboren“, sagt Demir. „Ich mache hier eine Kulturbrücke von Orient und Okzident. Moment bitte.“ Das Telefon.

Auf den Bänken sitzen vielleicht 60 Leute, Mädchengruppen, junge, gutaussehende Pärchen, eine fröhliche, fortwährend redende Matrone im Tschador.

Die erste Show beginnt ohne große Ansage. Unter einem Portal aus gerafftem Tüll tritt stoischen Gesichts eine junge Frau hervor, mit Pumps und einer stark taillierten Toga in Ochsenblutrot. Wenn der Zweck

von Mode die Betonung erotischer Reize ist, ein Spiel von Zeigen und Verbergen, dann geht es hier in der Schöneberger Sporthalle um etwas ganz anderes.

Der Körper ist verhüllt von Handgelenk bis Knöchelansatz. Abendgarderoben, Straßenmäntel, Blusen – die Schnitte kommen aus der Zeit des Kalifats, die Musik aus den letzten Charts. Es sind meist edle Stoffe in eintönigen Faltungen, fließend und wallend, so dass die Models aussehen wie eine Mischung aus Hohepriesterin und Königindarstellerin aus dem Buxtehuder Märchenpark. Beeindruckend vor allem

worten, dass sie persönlich längst über Kleidervorschriften aus dem Vorderen Orient hinweg sei. Etwas in dieser Art. Aber Selma sagt: „Ich bin eben noch nicht so weit.“

An einem Klapptisch des Basars sitzen in einer Showpause Annika Heinrich aus Friedrichshain und Luisa Hadrossek aus Steglitz, blonde Haare bis zum Gürtel und vor sich einen Plastikteller mit Salat: Models. „Aber noch in der Ausbildung“, sagt Heinrich, die ansonsten bei der Landesversicherungsanstalt für Angestellte arbeitet und beteuert, dass sie glaubensmäßig neutral sei.

Sie hat sich vorher erkundigt, ob „Walk of Islam“ irgendetwas Schlimmes sei: „Der Veranstalter sagte: nein, nichts zeigen, nichts ausziehen. Dann war das okay.“

Neben Annika Heinrich sitzt ihre Familie.

Der Bruder trinkt eine „Cola Turka“. Er ist in der Fleischbranche tätig: „Wir machen auch Halal-Fleisch. Da kommt ein Mufti und kontrolliert, ob die Hühnerköpfe beim Schlachten auch alle nach Mekka schauen. Da darf kein Fehler passieren.“

„Wir Deutschen sind tolerant“, sagt sein Vater, ohne den Kopf zu drehen.

Problematisch seien nur die Maße gewesen, sagt Annika, die Tochter: „Wir sind zu dünn. Die Kleider sind alle so weit und so groß.“ Sie sagt, kein einziges der Models sei mit Kopftuch zur Modenschau erschienen.

Bei Luisa klingelt das Handy. Sie klappt es auf und fängt plötzlich an, fließend Russisch zu reden. Sie hat mit 18 Jahren schon zu viele Kulturwechsel hinter sich gebracht, als dass sie knöchellange Mäntel noch beeindrucken könnten.

Was soll der Glaube, wenn man gut aussieht? Warum soll man sich in die Seele gucken lassen, wenn man große Augen hat? Kulturkampf gibt es nicht auf dem Laufsteg, nur den Krieg der Moden, nur gute Schnitte und schlechte.

ALEXANDER SMOLTZYK



Islamisches Model auf Berliner Schau: „Wir sind tolerant“

FOTOS: NORBERT MICHALKE

die Vielfalt der Möglichkeiten, ein Kopftuch zu knoten.

Den Models ist eingeschärft worden, „wie auf der Straße“ zu laufen, womit gemeint war: kein Hüftenschwingen, kein Rollen mit den Schultern.

Es ist vermutlich die einzige Modenschau, bei der die Frauen im Publikum aufreizender angezogen sind als die Models. In der dritten Reihe sitzt Selma zwischen ihren beiden Freundinnen, alle drei Berliner Ägypterinnen. Selma sieht aus wie die junge Bianca Jagger, nur besser und reizender gekleidet.

Ihre Freundinnen sind islamisch gewandt, auch wenn sie ihre Tücher und Tuniken bei H&M kaufen. Selma ist geborene Berlinerin, für ihre Stiefelspitzen und ihre Jeans müsste ein Waffenschein verlangt werden. Wie verträgt sich das mit „Walk of Islam“? Selma könnte jetzt ant-

INTERNET

## Ebay überlastet

Das schnelle Wachstum des Internet-Auktionshauses Ebay hat offensichtlich weitreichende technische Probleme zur Folge. Aus internen Protokollen von häufigen Nutzern der Plattform, sogenannten Powersellern, geht hervor, dass deren Angebote teilweise nur regional oder aber zeitlich eingeschränkt einsehbar sind. So soll es seit April 2004 immer häufiger vorkommen, dass bei mehrfachen identischen Suchen nach einem bestimmten Produkt unterschiedliche Suchergebnisse angezeigt werden. Zudem führt ein und dieselbe Suche aus unterschiedlichen Regionen Deutschlands häufig zu abweichenden Treffern. Darüber hinaus, so stellen die Powerseller fest, werden Angebote häufig nur aus einer einzigen Region erworben oder nur während einer bestimmten Zeit. Für Käufer bedeute dies einen eingeschränkten Marktüberblick. Verkäufer müssten mit verminderter Nachfrage rechnen. Trotzdem suggeriert Ebay, die Arti-



Ebay-Zentrale (in Kleinmachnow)

kel seien bis zum Ende der Bieterfrist und in allen Regionen gleichermaßen einsehbar, indem das Auktionshaus die volle Gebühr erhebt. Die Probleme resultieren vermutlich aus einer Überlastung der Server sowie der Software und sind bei Ebay bekannt. Genauereres könne man erst nach einer gründlichen Prüfung sagen, so eine Ebay-Sprecherin.



Airbus-Top-Manager

AIRBUS

## Personal-Poker zur Promi-Feier

Ausgerechnet zur Vorstellung seines neuen Mega-Jets A380 drohen dem größten europäischen Luftfahrtkonzern EADS neue Personalquerelen. Auslöser ist diesmal der Top-Job beim Flugzeugbauer Airbus. Der wird im Sommer frei, wenn Amtsinhaber Noël Forgeard, wie geplant, an die Spitze des Mutterkonzerns aufrückt. Am 18. Januar sollen mehrere tausend prominente Gäste zur feierlichen Enthüllung des Supervogels in Toulouse anreisen, darunter auch Bundeskanzler Gerhard Schröder, der französische Staatspräsident Jacques Chirac und der britische Premierminister Tony Blair. Ob die Gastgeber bis dahin allerdings einen Nachfolger für Forgeard präsentieren können, ist völlig offen. Um ein Führungsvakuum beim wichtigsten EADS-Ableger zu verhindern, hatten die Franzosen bereits Kan-

didaten wie Airbus-Vize Gustav Humbert oder Produktionschef Gérard Blanc ins Spiel gebracht. Doch beide Vorschläge stoßen beim Großaktionär DaimlerChrysler auf heftigen Widerstand. Alternativ werden nun drei weitere französische Top-Manager gehandelt, darunter A380-Projektchef Charles Champion und der Leiter des Kundendienstes Patrick Gavin. Die Deutschen lehnen allerdings auch diese ab. Champion werde dringend gebraucht, um die Kostensteigerungen beim A380 im Zaum zu halten, argumentieren sie. Gavin wiederum sei mit dem Airbus-Top-Job vermutlich überfordert. Von dem Streit könnte Mike Turner profitieren, Chef der britischen BAE Systems, die 20 Prozent der Airbus-Anteile hält. Er will bei dem Personalpoker ein gewichtiges Wörtchen mitreden.

FRAPORT

## Kooperation mit Moskau

Fraport, der größte deutsche Flughafenbetreiber, könnte schon bald das Management einer weiteren wichtigen Verkehrsdrehscheibe übernehmen – in Moskau. Wie enge Vertraute von Konzernchef Wilhelm Bender berichten, sollen die Frankfurter helfen, die Abläufe am internationalen Airport Scheremetjewo zu verbessern. Das vereinbarten Unterhändler beider Seiten am Rande des Gipfeltreffens zwischen Bundeskanzler Gerhard Schröder und dem russi-

schen Präsidenten Wladimir Putin kurz vor Weihnachten. Die Gespräche über eine enge Kooperation sollen schon im Januar beginnen. Bewährt sich die Zusammenarbeit, könnten die Hessen Beraterverträge für weitere Moskauer Flughäfen erhalten. Mit dem russischen Prestigeprojekt steigen die Chancen von Fraport, auch in anderen Städten attraktive Aufträge zu ergattern. Nach dem Scheitern eines Terminal-Projekts im

philippinischen Manila will Fraport-Chef Bender riskante Finanzbeteiligungen an ausländischen Airports künftig vermeiden und – wie zuletzt in Kairo – verstärkt das Know-how seiner Mitarbeiter verkaufen.



Flughafen Scheremetjewo

LUXUSAUTOS

## Ein Hit, viele Flops

Sie gelten als Spitze des Automobilbaus, doch wirtschaftlich sind die meisten Luxusautos bislang ein Flop. Der Rolls-Royce, der Bentley Arnage und der Maybach von Mercedes-Benz ließen sich im vergangenen Jahr weitaus schlechter verkaufen als geplant. Die Hersteller haben das Luxussegment offenbar völlig überschätzt. Mercedes-Benz wollte rund 1000 Maybach-Limousinen zu Preisen ab 365 000 Euro verkaufen. Tatsächlich konnten 2004 nur rund 600 Maybach abgesetzt werden. Der Markenname ist in den USA völlig unbekannt. Es wäre besser gewesen, so ein DaimlerChrysler-Manager, das Modell als Mercedes-Maybach einzuführen. Aber auch Rolls-Royce bleibt mit rund 700 Ver-



Modell Maybach 62 (in Seoul)

BYUN YEONGWOOK / AFP



käufen weit hinter dem Ziel von 1000 zurück. Und bei Bentley erweist sich der Arnage (ab 216 000 Euro) mit wenigen hundert abgesetzten Fahrzeugen ebenfalls als schwer verkäuflich. Doch die VW-Tochter hat mit dem deutlich preiswerteren Modell Continental GT (165 000 Euro) auch einen Bestseller im Programm. Rund 5000 Exemplare des GT konnten im vergangenen Jahr verkauft werden, ursprünglich waren 3500 geplant. Das Modell sorgt dafür, dass die VW-Tochter Bentley für 2005 sogar einen kleinen Gewinn erwartet. Weil die Fabrik im britischen Crewe inzwischen voll ausgelastet ist, will VW die neue viertürige Version des Continental auch in seiner gläsernen Fabrik in Dresden fertigen lassen. Die war eigens für ein weiteres Prestigeobjekt des Konzerns, den Phaeton, gebaut worden und ist zu weniger als einem Viertel ausgelastet.

Bentley Continental GT

INFINEON

## Neuer Start für den Ex

Der frühere Infineon-Chef Ulrich Schumacher, 46, will nach seinem endgültigen Ausscheiden aus dem Konzern zur Jahreswende zügig einen neuen Job antreten – trotz einer Millionenzahlung, auf die sich seine Anwälte und das dreiköpfige Aufsichtsratspräsidium kurz vor Weihnachten einigten. Angebote hat der langjährige Siemens-Manager, der Ende März 2004 nach einem Zerwürfnis mit seinen Vorstandskollegen zum Rücktritt gedrängt wurde, offenbar genug, darunter auch von einem namhaften US-Finanzinvestor. Doch bisher musste Schumacher die Anwerber vertragen, weil sich das Infineon-Kontrollgremium nicht auf die Höhe seiner ausstehenden Bezüge einigen konnte und der Ex-Boss deshalb noch immer auf der Gehaltsliste stand.

Nach Darstellung von Ex-Infineon-Managern hätte Schumacher inklusive aller variablen Boni bis zum Ende seiner Vertragslaufzeit 2007 ein höherer zweistelliger Millionenbetrag zugestanden. Doch die volle Auszahlung der Summe stieß im Aufsichtsrat auf erheblichen Widerstand und wurde von Schumacher ohnehin nicht gefordert. Wie ein Mitglied des Kontrollgremiums bestätigt, einigte man sich nun auf einen „einstelligen Betrag, der über fünf, aber deutlich unter zehn Millionen Euro“ liegt.



FALK HELLER / ARGUM

Schumacher

HAUSHALT

## Schneller Verkauf von Postpensionen

Bundesfinanzminister Hans Eichel will die Forderungen der Beamtenversorgungskasse gegenüber der Deutschen Post und der Deutschen Telekom spätestens bis Ende März am Kapitalmarkt verkaufen. Das geht aus einem internen Schreiben des Finanzministeriums hervor. Demnach hat sich Eichel in den vergangenen Wochen für Morgan Stanley als Beraterbank für die Transaktion entschieden. Die Entscheidung über weitere Emissionsbanken werde zu einem späteren Zeitpunkt getroffen, heißt es weiter. Durch den Forderungsverkauf plant Eichel eine Entlastung des Haushalts von 5,5 Milliarden Euro allein für das Jahr 2005. Mitarbeiter der europäischen Statistikbehörde Eurostat haben erhebliche Zweifel, ob die geplante Transaktion das deutsche Staatsdefizit reduziert. „Der Fall ist äußerst kritisch. Es ist denkbar, dass wir zu einem negativen Ergebnis kommen“, sagt ein Eurostat-Beamter. In dem Fall würde Eichel auch 2005 die Schuldengrenze des europäischen Stabilitätspakts verletzen. Mit einer endgültigen Entscheidung rechnet Eurostat erst im Februar.



MANUELA HARTUNG / REUTERS

Eichel

BÖRSE

## Fonds zum Schnäppchenpreis

Die Mehrheit der deutschen Anleger kauft ihre offenen Aktien- und Rentenfonds immer noch direkt von der Bank oder ihrem Vermögensberater – und muss dabei massive Ausgabeaufschläge von durchschnittlich über fünf Prozent des eingesetzten Kapitals in Kauf nehmen. Mit der Gebühr, die unmittelbar die Rendite für den Anleger schmälert, finanzieren die Verkäufer ihre Vertriebsstrukturen. Doch es geht auch deutlich billiger: An den Fondsbörsen in Hamburg und Berlin gibt es Fonds ohne Aufschlag. Der Käufer zahlt lediglich die Differenz zwischen An- und Verkaufspreis, die üblichen Bankspesen für ein Börsengeschäft sowie ein paar Promille Maklerprovision. Wer über einen günstigen Online-Broker häufig gehandelte Fonds kauft, kann über 80 Prozent des Ausgabeaufschlags



Hamburger Börsensaal

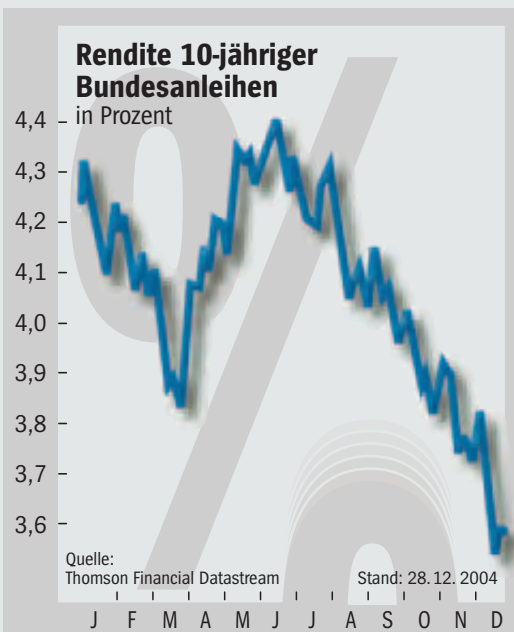
sparen. Noch ist der Umsatz an den beiden Börsen bescheiden, das Wachstum jedoch enorm: Schaffte Hamburg im Jahr 2003 rund 170 Millionen Euro, sind es dieses Jahr bereits 420 Millionen Euro. In Berlin liegt der aktuelle Jahresumsatz bei über 430 Millionen Euro. Wenig Freude an dieser Entwicklung haben dagegen die Banken, die den Ausgabeaufschlag als eine Art Beratungshonorar definieren. Weil sie darauf nicht verzichten wollen, leisten viele passiven Widerstand. „Nicht alle Banken ermöglichen ihren Kunden den Zugang“, sagt ein Makler. Dazu gehörte bisher auch die Citibank, die allerdings jetzt zum Wertpapierabwickler ETB wechselt und den Kunden dann einen Zugang zu den Fondsbörsen bieten will.

ANLEIHEN

## Asien drückt die Euro-Zinsen

Wenn es nach den Prognosen der Banken geht, können die Zinsen 2005 eigentlich nur steigen. Die Rendite von Bundesanleihen mit einer zehnjährigen Laufzeit werde von aktuell äußerst niedrigen 3,6 Prozent im Laufe des Jahres auf 4 bis 5 Prozent wachsen, heißt es bei vielen Kreditinstituten. Das wäre eine schlechte Nachricht für die meisten Anleger, die 2004 über elf Milliarden Euro in Rentenfonds gesteckt haben. Denn Zinsanstiege bedeuten in der Regel Renditeverluste bei Rentenpapieren. Doch es muss nicht so kommen. Schon im Jahr 2004 hatten sich die Banken getäuscht. Unisono hatten sie wegen der weltweiten Konjunkturerholung einen deutlichen Zinsanstieg prognostiziert, tatsächlich fielen die Zinsen fast auf historische Tiefstände. Offenbar haben asiatische Zentralbanken in den letzten Monaten dieses Jahres massiv in Euro-Anlagen investiert, nachdem der Dollar-Fall ihre Währungsreserven immer weiter entwertet hatte. Das könnte auch

2005 für eine Überraschung sorgen. Wenn der Dollar weiter um 1,50 Euro fällt, werden Chinesen und Japaner ihre riesigen, noch immer rund zwei Drittel in Dollar gehaltenen Reserven weiter diversifizieren wollen. Dann bleiben die Zinsen niedrig.

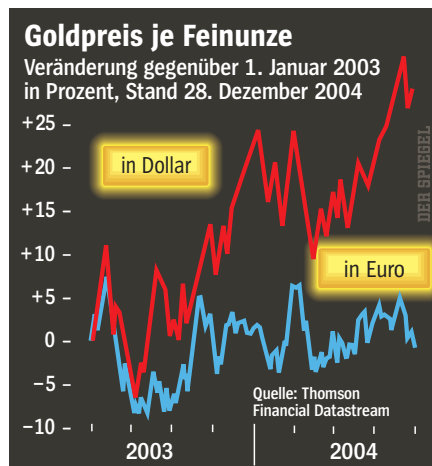


ROHSTOFFE

## Spekulation mit Garantieschein

Seit Anfang 2003 stieg der Goldpreis in Dollar gerechnet um fast 30 Prozent. Das Edelmetall gilt als traditionelle Versicherung gegen Inflationsgefahr und

den Fall des Dollar. Doch Anleger, die in Euro denken, hatten von dem Anstieg wenig: In Euro gerechnet blieb die Unze Gold seit Anfang 2003 in etwa gleich teuer. Wer sogenannte Quanto-Zertifikate erwirbt, kann diesem Dilemma entgehen. Diese von mehreren Banken emittierten Finanzderivate bilden die Kursentwicklung von Gold, Silber oder auch anderen Rohstoffen nach und bauen gleichzeitig eine Währungsabsicherung ein. So kann der Anleger an der Entwicklung der Rohstoffpreise voll partizipieren. Société Générale und J.P. Morgan bieten sogar Rohstoffzertifikate mit 100-prozentiger Garantie auf das eingesetzte Kapital an, die trotzdem voll an den Kursgewinnen teilnehmen. Die Banken ihrerseits verdienen, wie etwa bei Devisen, an dem Unterschied zwischen dem An- und Verkaufskurs sowie an den Order- und Depotgebühren.



GLOBALISIERUNG

# Die Chinesen kommen

Chinas Konzerne auf weltweiter Einkaufstour: Unternehmen wie Lenovo oder TCL investieren Milliarden im Ausland, dahinter steht ein detaillierter Expansionsplan Pekings. Auch deutsche Mittelständler sind begehrt, besonders angeschlagene Betriebe mit klangvollem Namen.

Es gibt sie also tatsächlich, Chinas Liste für den weltweiten Einkaufsbummel: „Leitkatalog von Ländern und Industrien für Übersee-Investitionen“ lautet der Titel, Strategen im chinesischen Außen- und Handelsministerium haben das Papier formuliert. Punkt für Punkt zählen sie darin auf, in welchen Staaten und Branchen in den kommenden Jahren investiert werden soll – ein Dokument globalen Expansionswillens, detailgenau und hochbrisant.

Zum Beispiel im brandenburgischen Rathenow: Dort produzieren die 45 Mitarbeiter der Welz Gas Cylinder GmbH Gasflaschen für Feuerlöcher, Sodamaschinen und Zapfanlagen. Dass ihr neuer Arbeitgeber aus China kommt, offenbart sich allerdings nur zu besonderen Anlässen: Am 9. Februar lädt Geschäftsführer Jiang Zhou zum großen Neujahrsfest, dann beginnt auch im Havelland das Jahr des Hahns.

zu investieren, preist sie als patriotische Tat: „Zou Chu Qu“ lautet die Parole, zu Deutsch etwa: „Schwärmt aus.“

Unternehmen wie der Computerhersteller Lenovo, der Fernsehgerätebauer TCL oder der Autobauer Shanghai Automotive (SAIC) scannen Land für Land nach vielversprechenden Übernahmekandidaten ab und kaufen sich mit Milliarden in die westlichen Märkte ein. Bislang beschränkte sich ihre Rolle darauf, andere



Kaufmotiv  
**TECHNOLOGIE**  
SHANGHAI AUTOMOTIVE steigt 2004 bei ROVER ein.  
**1,4 Mrd. €**



Kaufmotiv  
**WACHSTUM**  
LENOVO GROUP übernimmt 2004 die PC-Sparte von IBM.  
**1,3 Mrd. €**

Rover-Produktion (in Longbridge): Ergebnis bayerischer Ingenieurskunst

Lenovo-Chef Liu\*: Wachstum nur noch jenseits

Demnach haben es die Chinesen in Frankreich unter anderem auf Hersteller von Klimaanlage, Staubsaugern oder Mikrowellenherden abgesehen. In Großbritannien interessieren sie Biomedizinfirmen, in Ungarn sind es Produzenten von Reisekoffern, in Rumänien Fahrradfabriken, in Tschechien ist es die Forstwirtschaft.

Auch in Deutschland haben Pekings Planer Kaufobjekte ausgemacht: Hersteller von Elektrogeräten oder Arzneimitteln stehen ebenso auf dem Wunschzettel wie Speditionen oder Handelsfirmen; die ersten Übernahmen sind schon perfekt.

Jiang hatte in Heidelberg Wirtschaft studiert, bevor er die Huapeng Trading gründete, eine Vertriebstochter des elterlichen Konzerns in Shanghai, wo 3300 Beschäftigte Druckgasflaschen produzieren. Da fügte es sich gut, dass der deutsche Marktführer in diesem Gewerbe finanziell in Schieflage geraten war und Jiang ihn übernehmen konnte, natürlich mit Genehmigung der chinesischen Behörden.

Es ist ein weiterer Stein in einem weltweiten Mosaik: Systematisch treibt die Pekinger Zentralregierung die Expansion der heimischen Wirtschaft voran. Im Ausland

Konzerne zu beliefern: mit billiger Ware von zuverlässiger Qualität. Nun wollen sie selbst das große Geschäft machen.

Lenovo hat sich mit der Übernahme der IBM-PC-Sparte zum drittgrößten Computerhersteller katapultiert. TCL ist nach dem Einstieg bei Thomson die Nummer eins unter den TV-Geräteproduzenten. Und SAIC hat sich an Daewoo beteiligt, Ssangyong übernommen und zuletzt auch MG Rover

\* Mit IBM-Vizepräsident John Joyce auf der Pressekonferenz zur Vertragsunterzeichnung am 8. Dezember 2004 in Peking.

einverleibt: Bis 2010 will der Konzern zu den Top-Autobauern gehören.

Größer, mächtiger, wichtiger: Läuft alles wie von den roten Kapitalisten geplant, werden die Konzerne in zehn Jahren Weltmarken sein, ähnlich klangvoll wie Microsoft, Siemens oder Toyota. Dann sollen 50 der 500 größten Konzerne aus China kommen, außerdem werden bis dahin, so der Plan, 500 mittlere und 5000 kleinere chinesische Multis aufgebaut. „Wir befinden uns im frühen Stadium einer wahrscheinlich gewaltigen Entwicklung“, erwartet Fred Hu, Chefvolkswirt der Investmentbank Goldman Sachs in Hongkong. „Wir werden noch viel mehr solcher Beispiele sehen.“

Geld für den globalen Einkauf haben die Chinesen genug. Weil die Volksrepublik seit Jahren mehr Waren exportiert als importiert, sind die Währungsreserven auf mehr als 500 Milliarden Dollar angewachsen, einen Teil davon will Peking zum Aufbau seiner Konzerne nutzen – und mit der Kapitalanlage auch ein wenig Druck von seiner überbewerteten Währung nehmen.

ven, auf Eroberungstour gezogen ist. In den achtziger Jahren kauften Japaner fast alles auf, was ihnen gefiel: Filmstudios, Unternehmensanteile, Luxusimmobilien. Selbst das Rockefeller Center in Manhattan fiel in japanische Hände, was mächtig am Selbstbewusstsein der Amerikaner kratzte.

Nun heißt es also: „Die Chinesen kommen“ – und mancher mag den Vormarsch aus Fernost erneut argwöhnisch beobachten und sich fragen: Flattern bald die roten Fahnen vor den Wolkenkratzern in New York? Oder ist der chinesische Aufbruch in die Welt, wie einst der japanische, nur ein vorübergehendes Phänomen?

„Kurzfristig werden mehr Misserfolge als Erfolge bei der Internationalisierung chinesischer Unternehmen zu verzeichnen sein“, erwartet Sönke Bästlein, China-Spezialist bei der Beratungsgesellschaft McKinsey. Auf Dauer aber würden die Chinesen schon auf Grund ihrer Kostenvorteile eine immer größere Rolle spielen.

Seit Jahren stehen jedenfalls alle Zeichen auf Expansion. Im Jahr 2000 haben

felder zu bekommen. Allein im Sudan hat CNPC gut 2,7 Milliarden Dollar investiert.

Gleichzeitig expandieren chinesische Firmen, um sich neue Absatzmärkte zu erschließen. Im eigenen Land sind sie längst Marktführer, wachsen kann ein Computerhersteller wie Lenovo nur noch jenseits der Grenzen. Die billige Produktion der Chinesen verbunden mit dem gewaltigen Vertriebsnetz von IBM: Das ist die Verheißung des transpazifischen Deals.

Zudem dürfen die Chinesen den Namen „IBM“ fünf Jahre für ihre Computer nutzen, auch deshalb war Lenovo-Chef Liu Chuanzhi bereit, umgerechnet 1,3 Milliarden Euro zu zahlen. Mit dem Kauf bekannter Marken, so das Kalkül der Chinesen, verschaffen sich die Konzerne auf einen Schlag globale Präsenz.

So hat sich der TV-Gerätehersteller TCL einen ganzen Strauß von Marken zugelegt, die jeweils in ihrer Region für Unterhaltungselektronik stehen: Thomson in Frankreich, Schneider in Deutschland, RCA in den Vereinigten Staaten.



der Grenzen

TCL-Fernseheräte (in Pekinger Warenhaus): Auf einen Schlag globale Präsenz

Die Kauflust der Chinesen eröffnet Bankern wie Beratern ein neues Geschäftsfeld, sie vermitteln Übernahmekandidaten. „Die Zahl der Anfragen steigt enorm“, sagt Ludwig Schmucker von der Hamburger Privatbank Berenberg. Gegenwärtig ist er für einen chinesischen Mandanten auf der Suche nach einem Mittelständler in der deutschen Pharmaindustrie. Gerade Familienbetrieben mit Nachfolgeproblemen, so Schmucker, böte der Verkauf an Chinesen eine neue Option.

Schon einmal haben Europäer und Amerikaner erlebt, wie ein asiatisches Land, ausgestattet mit gewaltigen Dollar-Reser-

die Chinesen für gerade mal 344 Millionen Dollar im Ausland eingekauft. 2005 soll das Volumen nach Schätzung der Analysten von Straszheim Global Advisors auf 14 Milliarden Dollar anschwellen.

Vor allem der Hunger nach Rohstoffen treibt Chinas Unternehmen auf die Weltmärkte: Stahl und Eisenerz, Koks und Rohöl sind knapp und teuer. „Hier ist der Bedarf am größten“, sagt Investmentbanker Hu. Energiekonzerne wie China National Petroleum (CNPC) oder Sinopec setzen ein Vermögen ein, um in Kasachstan, Indonesien oder Algerien Zugriff auf Öl- und Gas-

Und noch etwas wollen die Chinesen im Ausland erwerben: das nötige Know-how. Wenn SAIC die ehemalige BMW-Tochter MG Rover übernimmt, dann auch deswegen, weil die Chinesen damit ihrem Ziel näher kommen, ein Auto komplett selbst zu entwickeln; schließlich sind die aktuellen Rover-Modelle noch das Ergebnis bayrischer Ingenieurskunst.

Den Zugang zu Rohstoffen, zu Absatzmärkten, zu Marken und zu Technologie: Der Zehn-Jahres-Expansionsplan ist wohl-durchdacht – aber er ist eben nur ein Plan. Die Praxis sieht oft anders aus, die deut-

schon Erfahrungen mit chinesischen Geldgebern sprechen Bände.

Schon der erste Versuch im Herbst 1997, als Chinesen in eine Bleistiftfabrik in Mecklenburg-Vorpommern investierten, ging gründlich daneben: Nach einem halben Jahr wurde das Werk geschlossen, da halben selbst staatliche Millionenhilfen nichts.

Auch beim Allgäuer TV-Gerätehersteller Schneider wurden die Erwartungen enttäuscht, die mit dem Einstieg von TCL verbunden waren. Nur noch 60 Beschäftigte sind am Stammsitz in Türkheim übrig, gerade wurde dort die Gerätefertigung abgewickelt und nach Ungarn verlagert. „Wir hatten wirklich gedacht, dass wir die Produktion halten könnten“, versichert Personalchef Kenneth Xiaoping Zhang.

Solche Fehler unterlaufen chinesischen Investoren immer wieder, vielfach fehlt es an der nötigen Marktkenntnis: Sie unterschätzen behördliche Auflagen etwa im Umweltschutz, sie kaufen Marken wie Schneider, deren Glanz längst ermattet ist. Überhaupt investieren sie vorzugsweise in

Chinesen sind bisher oft als Schnäppchenjäger aufgetreten“, sagt Berenberg-Berater Schmucker. Doch wenn es ans Sanieren ging, unterschätzten sie den Aufwand.

So endete etwa das Engagement des chinesischen Mischkonzerns D'Long beim Flugzeugbauer Fairchild Dornier in einem Debakel. Wie Erlöser waren die neuen Herren gefeiert worden, als sie im Sommer 2003 in das notleidende Traditionsunternehmen eingestiegen sind. Dass sie keinerlei Expertise im Flugzeugbau vorweisen konnten, störte in dem Moment kaum jemanden, Hauptsache, es ging irgendwie weiter in Oberpfaffenhofen – bis die Chinesen selbst Insolvenz anmelden mussten.

Kein Wunder also, dass chinesischen Investoren nicht der beste Ruf voraussetzt. Sie seien nur am Ausschachten interessiert, wird allenthalben unterstellt, und nicht am Aufbau. Anwälte wie Bernd-Uwe Stucken vom Shanghaier Büro der Kanzlei Haarmann Hemmelrath, bekommen dies zu spüren, wenn sie im Auftrag von Chinesen bei deutschen Insolvenzverwaltern anru-

nen brauchen unser Know-how.“ Zum Verkauf gebe es aber keine Alternative: „Wir müssen es als Chance betrachten.“

Bisweilen sind es auch handfeste Vorurteile, die die Kooperation zwischen Chinesen und Deutschen erschweren. „Am Anfang gab es erhebliche Berührungsängste“, sagt Helmut Panitz, Chef der Firma Lutz in Neuhaus am Inn, einem Spezialisten für Trennmaschinen, der vor einem Jahr von der Shanghaier Firmengruppe ZQ Tools gekauft wurde. Sein Beispiel: Bei einem Besuch in Neuhaus wollte sich der ZQ-Präsident, ein passionierter Hundezüchter, einen Schäferhund besorgen, doch die Verkäuferin wollte das Tier nicht hergeben: Sie fürchtete, es werde verspeist. „Meine wichtigste Aufgabe ist es, Ängste zu nehmen“, sagt Panitz.

Ansonsten aber funktioniert die Zusammenarbeit mit der Muttergesellschaft tadellos. Vor dem Werk flattern seit an Seit die deutsche und die chinesische Fahne, im vorigen Sommer wurde dem ZQ-Chef vom Passauer Landrat sogar der Ehrentitel „Botschafter Niederbayerns“ verliehen.

Auch beim Maschinenbauer Schiess ist man voll des Lobes über die neuen Besitzer aus Shenyang. „Ich habe lange nach dem Haar in der Suppe gesucht“, sagt René Nitsche, Chef des Ascherslebener Unternehmens, „aber bisher habe ich keines gefunden.“ Er genießt volle Handlungsfreiheit, sagt Nitsche, nur ab und zu schaue mal jemand aus China vorbei.

So scheint sich ein neuer Stil durchzusetzen, wenn Chinesen ausländische Firmen aufkaufen. Dass die Übernahme auf die ruppige Art nicht funktioniert, hat sich wohl bis zu den Pekinger Strategen herumgesprochen. Und ebenso die Erkenntnis, dass es mehr Erfolg verspricht, die Expertise einheimischer Manager zu nutzen.

Dazu passt, dass expandierende Konzerne in China immer häufiger Top-Kräfte von Westunternehmen abwerben. Sie sind gut vernetzt und können bestens beurteilen, wo es sich lohnt zuzugreifen.

Jörg Buchholz etwa war verantwortlich für das China-Geschäft des Autozulieferers Magna Steyr, bis ihm der Chefposten bei Sinoc Automotive angeboten wurde, einem jungen Pekinger Autozulieferer. Zu seinen Aufgaben gehört auch, europäische Mittelständler aufzufindig zu machen, die zu Sinoc passen: „Wir haben schon erste Gespräche geführt“, sagt Buchholz.

Sein Boss Somo Zhou, 37, hat innerhalb weniger Jahren ein Firmenimperium aufgebaut, die Zhou Dynasty International Group, Umsatz 2003: rund 240 Millionen Dollar. Deutschland gehört sein besonderes Augenmerk, hier hat Zhou Betriebswirtschaft studiert. Seine Dissertation lässt ahnen, dass er noch einiges vorhat: Darin geht es um die Übertragbarkeit chinesischer Militärstrategien auf die Unternehmensführung.

ALEXANDER JUNG,  
WIELAND WAGNER



Kaufmotiv

**ROHSTOFFE**

PETROCHINA kauft 2004  
Ölfelder u. a. in Kasachstan.  
Geplante Investitionen von  
**7,6 Mrd. €**

**Ölplattform (im Kaspischen Meer):** Kaum stillbarer Hunger nach Rohstoffen

Branchen, die ihren Zenit überschritten haben. Und sie setzen zuweilen Statthalter ein, die kaum ein Wort Deutsch sprechen.

„Die Chinesen begehen dieselben Fehler wie die Deutschen vor 20 Jahren in China“, sagt der Münchner Unternehmensberater Engelbert Boos: „Sie wählen den falschen Standort, die falsche Rechtsform, das falsche Produkt, die falschen Partner.“

Als besonders folgenschwer hat sich die Neigung der Chinesen erwiesen, am liebsten angeschlagene Betriebe zu kaufen, häufig mit klangvollem Namen, die tief in finanziellen Schwierigkeiten stecken. „Die

fen. Häufig würden sie abgebügelt mit dem Hinweis, man werde „einen Ausverkauf Deutschlands nicht zulassen“, sagt Stucken.

In diesen Tagen geht auch in Bielefeld die Angst um, den Nähmaschinenspezialisten Dürkopp Adler könne ein solches Schicksal ereilen. Ende Oktober hatte der bisherige Eigentümer FAG Kugelfischer den Verlustbringer an die Shanggong-Gruppe verkauft, der Vertrag enthält keine Klauseln zur Beschäftigungssicherung.

Gewiss sehe er die Gefahr, dass die Firma ausgeschachtet werden könnte, räumt Betriebsrat Werner Horst ein: „Die Chi-

# Phoenix in der Asche

Im dritten Anlauf hat Continental den Hamburger Autozulieferer Phoenix geschluckt. Jetzt werden viele Stellen gestrichen – obwohl das Unternehmen gut verdiente.

Die Beerdigung der alten Firma fand im engsten Aktionärskreis statt. Ihr Ableben kam überraschend, sie war noch gut in Form. Fast 150 Jahre hatte sie überstanden und zeitweise über 10 000 Menschen beschäftigt. Das vergangene Jahr war das beste in der Firmengeschichte. Doch nun, so sagt der Chef der Firma, gebiete die „industrielle Logik“, sich als Unternehmen zu verabschieden, um mit einem größeren zu verschmelzen.

Und sich von diesem melken zu lassen. Früher, als diese Art globalisierte Logik noch nicht so populär war, hätte eine solche Untergangssehnsucht Protest ausgelöst. Das Hamburger Stadtviertel Harburg, das um die Fabrik gewachsen ist wie Essen um Krupp, wäre auf die Barrikaden gegangen.

An diesem Dienstag nach Weihnachten stehen zwei Gewerkschafter vor der Mehrzweckhalle in Hittfeld, südlich von Hamburg. Sie haben Trillerpfeifen dabei. Ein kleines Mädchen hilft ihnen, Info-Zettel zu verteilen. Auf der letzten Hauptversammlung des Hamburger Autozulieferers Phoenix sollen die Aktionäre die Übernahme durch den Konkurrenten Continental abnicken. Sie sollen einem Beherrschungs- und Gewinnabführungsvertrag und einem Verschmelzungsvertrag zustimmen. Sie sollen Phoenix zu Asche werden lassen.

Das träge Trillern der Gewerkschafter erreicht nicht einmal den Versammlungs-saal. Dort bereiten sich die letzten 400 kritischen Aktionäre auf ihre Abrechnung mit der Phoenix-Führung vor. Angesichts der 75-Prozent-Übermacht von Continental ein aussichtsloses Unterfangen – aber einen Versuch scheint es wert.

Schon zu Beginn, als einige Kleinaktionäre wütend Tische fordern, um den Papierwust bändigen zu können, entgleitet dem Aufsichtsratsvorsitzenden Claas Daun die Veranstaltung. Daun war Großaktionär des Unternehmens und hat mit dem Verkauf seiner Anteile Anfang vergangenen Jahres nicht nur einen Gewinn von etwa 25 Millionen Euro gemacht, sondern auch das Ende von Phoenix eingeleitet.



Phoenix-Hauptversammlung: Antworten von der Souffleuse diktiert

Eine Juristin sitzt die ganze Zeit hinter ihm. Ein Knopf im Ohr verbindet sie mit dem Backoffice hinter der Bühne, von wo aus 50 Finanzexperten und Berater die Veranstaltung steuern und vorformulierte Antworten nach vorn durchgeben. Die Souffleuse diktiert dem Aufsichtsrat ungeniert Antworten und kramt ungenehmigt in dessen Schriftstücken herum.

Karl-Walter Freitag, Spezialist für Hauptversammlungen aller Art, erwägt eine Anfechtungsklage. Statt den Phoenix-Aktionären Conti-Aktien anzubieten, werde man auf „perfide Weise“ mit wertlosen Anteilen der schnell noch gegründeten, aber nicht börsennotierten ContiTech AG erpresst und so zum Verkauf gedrängt.

Mit der Verschmelzung von ContiTech und Phoenix will Continental-Chef Manfred Wennemer, 57, offenbar beweisen, dass seine Sanierungskuren auch im Kleinen funktionieren: Wer aus einem schlängelnden Reifenhersteller wie Conti mit ein paar Werksschließungen und ein wenig Arbeitsplatzverlagerung gen Osten einen erfolgreichen Automobilzulieferer und Dax-Highflyer machen kann, wird aus zwei Autoschlauchbauern wohl noch ein Spezialunternehmen der Kautschuk- und Kunststofftechnologie hinbekommen.

Der Mathematiker Wennemer verfolgt die Hauptversammlung in einem Lokal neben der Mehrzweckhalle. Er konnte diesen Tag offenbar gar nicht abwarten: Bereits im

November ließ er Produktionsmaschinen in Harburg demontieren, um sie in ein Werk in Spanien zu schaffen – was der Betriebsrat per einstweiliger Verfügung stoppen ließ.

Bei Phoenix, so Wennemer, habe es einen „Reformstau“ gegeben. 860 der 2700 Arbeitsplätze im Hamburger Stammwerk will der Manager 2004 deshalb streichen. Durch ein Standortsicherungsabkommen habe sich der Phoenix-Vorstand selbst „gefesselt“, kritisiert er.

Es müssen seltsame Fesseln sein, mit denen sich das beste Ergebnis in der Geschichte des Unternehmens erzielen lässt.

Phoenix-Chef Meinhard Liebing wollte nicht so schnell entlassen. Nun winkt ihm ein Conti-Posten oder eine Abfindung von 1,3 Millionen Euro. Die Übernahme rechtfertigt er mit dem „Preis- und Innovationsdruck“ in der Branche – einem Phänomen, mit dem Phoenix schon seit der Gründung im Jahre 1856 leben musste.

Bereits zweimal zuvor hatte der hannoversche Reifenhersteller das Werk des Harburger Konkurrenten belagert – 1929 und 1977. Manuel Laureiro erinnert sich an den letzten fehlgeschlagenen Übernahmever-such vor 27 Jahren. Auch damals sei ihnen eine blühende Zukunft mit Conti suggeriert worden, erinnert sich der Portugiese, der 1965 als Gastarbeiter zu Phoenix kam.

Es war einer der Sonntage während der Schleyer-Entführung, als Vorstandschef Peter Weinlig die Betriebsräte zusammenrufen ließ, um gegen die drohende Übernahme mobilzumachen. „Dann wurde Herbert Wehner, der aus Harburg kam, angerufen“, erzählt Laureiro. Wehner habe das Kartellamt informiert, „und dann war das vom Tisch“.

9,3 Prozent des Aktienkapitals, darunter auch Kleinaktionär Laureiro, stimmte an diesem Abend mit Nein. Am Untergang von Phoenix ändert das nichts. Laureiros Geschichte bei Phoenix allerdings ist gerettet. Das Hamburger Museum der Arbeit hat sie dokumentiert. Auf einem Foto ist der Portugiese mit seinem ersten Werkzeug abgebildet, einem 36er Maulschlüssel. NILS KLAWITTER



Schlauchproduktion: Globalisierte Logik

SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Zum Wachstum verurteilt“

Hasso Plattner, SAP-Mitbegründer und -Aufsichtsratschef sowie Multimilliardär, über sein Spenden-Engagement in Deutschland und die Verantwortung der Reichen für die Republik, den Druck der Globalisierung und die Frage, wann Geld glücklich macht



**SPIEGEL:** Was ist am Hasso-Plattner-Institut (HPI) eigentlich anders als an anderen deutschen Universitätsinstituten für Informatiker?

**Plattner:** Es wäre Hybris zu sagen, wir wollten besser sein. Selbst eine komplett private Universität unterliegt letztlich denselben Sachzwängen, die für jede andere Hochschule gelten. An einige Restriktionen musste auch ich mich erst gewöhnen.

**SPIEGEL:** Wenn Sie schon nichts besser machen können, was möchten Sie in Potsdam anders machen?

**Plattner:** Wir wollten ursprünglich verschiedene Disziplinen vor einen Forschungskarren spannen. Dieser interdisziplinäre Ansatz funktionierte nicht. Nun kommt der zweite Anlauf: Jeder kann forschen, was er will. Es gibt dann nur noch ein paar gemeinsame Geldtöpfe.

**SPIEGEL:** Wie misst ein Ingenieur und Zahlenmensch wie Sie eigentlich den Erfolg einer Bildungseinrichtung?

**Plattner:** Entscheidende Kriterien sind letztlich Image, Karriere und wissenschaftlicher Beitrag der Studenten.

**SPIEGEL:** Und wie viele Absolventen hat SAP bislang übernommen?

**Plattner:** SAP keinen, aber alle anderen – von IBM über Oracle bis Microsoft.

**SPIEGEL:** Wie bitte?

**Plattner:** Das ist ein freier Markt. Wenn SAP und HPI-Studenten nicht aneinander interessiert sind, gibt es da eben keinen Austausch.

**SPIEGEL:** Das kann Sie als SAP-Gründer ja wohl nicht glücklich machen.

**Plattner:** Ach, wissen Sie ... Das hat sich eben so entwickelt. So etwas kann alle möglichen Gründe haben.

**SPIEGEL:** Sie fördern also letztlich den Nachwuchs der Konkurrenz?

**Plattner:** Das ist mir völlig egal. Ich finanziere eine unabhängige Forschungseinrichtung, kein SAP-Labor.

**SPIEGEL:** Na, na!

**Plattner:** Natürlich läge es nahe, Drähte zu SAP zu knüpfen, das

**SPIEGEL:** Herr Plattner, wohl kaum ein Privatmann ist 2004 derart stiften gegangen wie Sie: Kürzlich kündigten Sie an, die Mittel für das nach Ihnen benannte IT-Institut an der Universität Potsdam von zunächst 63 auf 200 Millionen Euro zu erhöhen. Sind Sie zufrieden mit sich selbst?

**Plattner:** Ehrlich gesagt – weder mit mir noch mit der momentanen Situation in Potsdam. Zwar finde ich es nach wie vor richtig, notwendig und finanziell auch verkraftbar, dass jemand wie ich sich dort engagiert. Aber gerade erst musste ich feststellen: Wenn meine eigene Stiftung nun SAP-Aktien von mir verkauft, um das Geld in den Studienbetrieb zu stecken, muss ich darauf Kapitalertragsteuer zahlen. So droht mir nächstes Jahr eine Nachzahlung in Millionenhöhe. Die Dummheit des Systems ist, dass dieses Passus im deutschen Stiftungsrecht überhaupt existiert – anders als in den USA. Meine Dummheit ist, dass ich davon schlicht nichts wusste.

**SPIEGEL:** Heißt das, Sie haben den Spaß am Stiften schon wieder verloren?

**Plattner:** Nein, aber er reduziert sich doch erheblich angesichts solcher Umstände.

## Hasso Plattner

zählt zu den größten privaten Wissenschaftssponsoren in Deutschland. Rund 200 Millionen Euro will der gebürtige Berliner in ein von ihm 1998 gegründetes IT-Institut an der Universität Potsdam investieren. Zu Reichtum gekommen ist der 60-Jährige durch eine geniale Idee: Statt Computer-Software für jedes Unternehmen wie einen Maßanzug individuell zu schneiden, entwickelten Plattner und vier Kollegen, die 1972 die Firma SAP gründeten, eine Art Software von der Stange. Heute ist SAP mit weitem Abstand weltweit die Nummer eins in diesem Geschäft. Im Mai 2003 zog sich Plattner aus dem Vorstand des Konzerns zurück und leitet seither den Aufsichtsrat von SAP in Walldorf.



SAP-Zentrale in Walldorf

Das Gespräch führten die Redakteure Klaus-Peter Kerbusch und Thomas Tuma.



PAUL LANGROCK / ZENIT

**Potsdamer Hasso-Plattner-Institut:** „Wir dürfen den Staat mit den Kosten nicht allein lassen“

schließlich als einzige deutsche Software-Schmiede international eine bedeutende Rolle spielt. In Helsinki ginge so etwas auch nicht ohne Nokia. Aber das entwickelt sich – oder eben nicht.

**SPIEGEL:** Sie scheinen inzwischen eine Menge Respekt zu haben vor den finanziellen Irrungen und alltäglichen Wirrungen des deutschen Bildungswesens.

**Plattner:** Diesen Respekt hatte ich immer. Nun weiß ich, dass es noch viel teurer ist, als ich ohnehin ahnte. Eigentlich dachte ich, dass man mit 100 bis 200 Millionen Euro mehr machen kann. Aber ich habe inzwischen erkennen müssen, dass eine gute Hochschule extrem kostspielig ist. Das ist das Privileg, aber auch das Problem reicher Länder wie des unseren. Denn wenn wir uns solche Einrichtungen nicht leisten, werden wir von erwachenden Volkswirtschaften wie China irgendwann abgehängt. Nur über Steuern ist Bildung aber gar nicht finanzierbar. Der Staat kann und soll das auch nicht allein leisten. Wir dürfen ihn mit den Kosten nicht allein lassen. Da braucht es das Engagement von Unternehmen wie vermögenden Privatleuten.

**SPIEGEL:** Sonderlich spendabel sind die wenigsten deutschen Superreichen.

**Plattner:** Für die ich erstens nicht den Sprecher spielen möchte und die – zweitens – auch nicht allein angesprochen sind. Es gibt Studien, wonach Amerikaner ab einem Besitz von rund zehn Millionen Dollar anfangen, sich richtig stark sozial zu engagieren. Das sind noch keine Superreichen. Und davon gibt es auch in der Bundesrepublik etliche tausend. Ausgeben können selbst die ihr Geld ja gar nicht. Warum also nicht versuchen, ein bisschen was Gutes damit zu tun?

**SPIEGEL:** Weil es offenbar mehr Spaß macht, es am deutschen Fiskus vorbei ins Ausland zu schaffen.

**Plattner:** Ich persönlich zahle meine Steuern noch immer hier. Und ich habe auch nicht vor, das zu ändern. Aber Sie haben ja Recht: Vermögende hierzulande sollten ihre Kreativität nicht so sehr darauf vergeuden, dauernd nach Steuerschlupflöchern zu suchen. Ich halte es für wirklich fatal, wenn man als Privatmann wie auch als Unternehmer wesentliche Teile seiner Energie nur darauf verwendet.

**SPIEGEL:** Ihr eigener Software-Konzern gründete auch deshalb seine Welt-Holding einst im schweizerischen Biel, weil dort zehn Jahre praktisch keine Steuern anfielen.

**Plattner:** Ich habe nichts gegen kaufmännische Optimierung in einem Unternehmen. Aber was wurde aus der SAP in Biel? Da saßen damals 100 Leute, da sitzen heute 100

Leute. Steuertricks bringen keine Innovationen, keine Produktivität, keine Jobs ...

**SPIEGEL:** ... locken aber immer mehr deutsche Konzerne ins Ausland.

**Plattner:** Ihre Standorte sollen die durchaus frei wählen können. Aber letztlich reden wir ja nicht mal übers Steuernsparen, sondern übers -verschieben. Das sage ich aus eigener Erfahrung. Alles, was ich besitze, ist über die Welt verstreut: Deutschland, Südafrika, die USA. Stellen Sie sich vor, ich würde morgen nach Monaco verschwinden. Sobald ich in einem der drei Länder wieder auftauche, würde ich abkassiert. Das muss ich mir wirklich nicht antun.

**SPIEGEL:** Sie haben also eher Mitleid mit den Michael Schumachers und Boris Beckers dieser Welt?

**Plattner:** Die glauben an Steuertricks, die ihnen irgendwelche Berater einreden. Was daraus wird, kann man regelmäßig in den Zeitungen lesen. Bei mir jedenfalls würden solche Strategien wohl nur aufgehen, wenn ich für den Rest meines Lebens in Monaco sitzen bliebe und allenfalls mal mit dem Segelboot rausführe. Sobald man in einem Haus in Saint-Tropez auch nur eine Zahnbürste von mir fände, wäre ich dran. Dazu kommt allerdings die unselige Neiddebatte in der Bundesrepublik. Denn wie reich bin ich denn wirklich?

**SPIEGEL:** Wir würden schätzen, dass allein Ihr SAP-Aktienpaket etwa fünf Milliarden Euro wert ist.

**Plattner:** Eben, der Wert steht nur auf dem Papier und ändert sich täglich.

**SPIEGEL:** Sie dürften auch ohne Aktien nicht mehr zum Sozialfall werden.

**Plattner:** Ich segle mit Leidenschaft, ich fahre gern schnelle Autos, ich sammle Kunst. Aber was ich privat verbrauche, ist doch kaum der Rede wert im Vergleich zu jenen Summen, die ich über Aktien im Un-

## Aus vollen Kassen

Vermögen der größten Stiftungen privaten Rechts, in Millionen Euro  
(ohne Träger- und parteinahe Stiftungen, Stand 2003)

Robert Bosch Stiftung

5103

Landesstiftung Baden-Württemberg

3027

Volkswagen-Stiftung

2145

Deutsche Bundesstiftung Umwelt

1605

Klaus Tschira Stiftung

822

**Hasso Plattner Förderstiftung**

803

Quelle: Bundesverband Deutscher Stiftungen, SAP

DER SPIEGEL

ternehmen gebunden habe. Okay, ich bekomme Dividende. Aber den Rest des Jahres kann ich mich nur freuen, wenn es dem Unternehmen gut geht.

**SPIEGEL:** Spekulanten agieren deutlich kurzatmiger.

**Plattner:** Die gibt es, klar. Aber daneben gibt es noch zwei deutlich angenehmere Anlegergattungen: den mittelfristigen Strategen und Langfristdenker, zu denen Unternehmensgründer wie ich selbst gehören. Für mich ist das Aktienpaket auch eine soziale Verpflichtung.

**SPIEGEL:** Trieb Sie eigentlich auch Unzufriedenheit über das deutsche Hochschulwesen in Ihr Potsdamer Engagement?

**Plattner:** Überhaupt nicht. Im Gegenteil. Als ich bis 1968 in Karlsruhe studierte, war der dortige Campus eine Art Dauerausstellung moderner Architektur. Ich weiß gar nicht, wo damals das viele Geld herkam. Es war einfach da. Heute müssen die Universitäten um jeden Cent kämpfen. Leider.

**SPIEGEL:** Das können Sie letztlich auch nicht ändern.

**Plattner:** Aber ich will meinen kleinen Beitrag dazu leisten. Alle reden davon, wie wichtig Bildung ist. Dann muss man auch endlich investieren. Unsere wichtigste, ja, die einzige Zukunftschance ist: Wir müssen so schlau sein wie nur irgend möglich. Was aber wird getan? Es finden Debatten darüber statt, dass die deutschen Regelstudienzeiten zu lang seien. Dabei stimmt das gar nicht. Ein US-Betriebswirtschaftsstudent braucht heute fünf Jahre, also 10 Semester. Sein deutscher Kommilitone kommt durchaus mit 9 aus. Aber die Erregung ist gewaltig, wenn jemand mal 20 Semester Geschichte studiert. Meine Güte, als ob solche Ausnahmen eine Rolle spielen!

**SPIEGEL:** Führen wir Deutschen womöglich immer die falschen Debatten?

**Plattner:** Ich habe eher den Verdacht, dass bei uns zwar die richtigen Debatten geführt werden, aber von den falschen Leuten. Im US-Senat sitzen auch nicht nur intellektuelle Glanzlichter. Aber das sind Menschen, die schon etwas geleistet haben und von der Politik nicht abhängig sind. Das ist in Deutschland anders. Da wird viel zu sehr mit Emotionen gespielt und auf die vermeintliche öffentliche Meinung geschickt.

**SPIEGEL:** Wie sollen ausgerechnet die Hochschulen aus diesem fremdbestimmten Dilemma herauskommen?

**Plattner:** Sie müssten viel größere Freiheit haben, selbst zu entscheiden, was sie mit ihrem Geld machen. Sie müssten sich als

Bildungsunternehmen begreifen, wie zum Beispiel Stanford oder Yale, und nicht als Verwaltungsapparate. Der deutsche Verteilungsschlüssel für Gelder und Studenten hilft da nicht. Er verhindert nur den notwendigen Wettbewerb. Warum können Hochschulen und Studenten sich nicht wechselseitig aussuchen?

**SPIEGEL:** Ihr Institut konnte das auch nur anfangs. Mittlerweile werden Ihnen Studenten zugewiesen, weil es an Bewerbern fehlt.

**Plattner:** Deshalb muss da jetzt auch was passieren: Marketing, Wissenschaftswerbung, Imagekampagne, Veranstaltung von Kongressen. Es ist absolut entscheidend, dass sich ein Institut in gewissem Maße auch seine Studenten aussuchen kann. Da helfe ich ab jetzt mit.

**SPIEGEL:** Sie wollen eine Eliteschule.

**Plattner:** Obwohl schon der Begriff verpönt ist, habe ich zumindest nichts gegen Eliten. Ich möchte aber, dass die sich durch Leistung selbst begründen. Stattdessen sollen



Steuersparer Engelhorn, Schumacher\*: „Spendenbereitschaft erwartet“



RAINER JENSEN / DPA

sie neuerdings von der Politik staatlich verordnet werden. Der völlig falsche Weg! Wahre Eliten sind erst die, die das Etikett gar nicht mehr brauchen. Solche Eliten können Sie auch mit noch so viel Geld nicht künstlich erzeugen.

**SPIEGEL:** Aber es hilft schon sehr.

**Plattner:** Wissen Sie, ich habe gerade ein Stiftungsprojekt mit der Stanford University begonnen. Die Verantwortlichen sagten mir ganz freundlich: Um Geld geht's nicht so sehr. Denk bitte nach, was du selbst an Engagement miteinbringen möchtest. Daran glaube ich auch. Ich bin doch emotional gar nicht gebunden, wenn ich einfach irgendwohin Geld überweise. Stattdessen werde ich selbst in die Pflicht genommen. Das tut richtig gut.

\* Links: mit Gattin Heidemarie und Uhrendesignerin Caroline Scheufele bei einer Gala im Schloss Versailles im September 2002; rechts: mit Ferrari-Teamchef Jean Todt und Ehefrau Corinna.

**SPIEGEL:** Leistet die deutsche Wirtschaft in toto schon genug?

**Plattner:** Das Dilemma, das ich beobachte: Wir Deutschen suchen zu wenig nach Lösungen und zu viel nach Schuldigen. Wir brauchen den Willen zum Erfolg. Dazu gehört auch, dass wir nicht immer nur weinen und kritisieren. Letztlich sollte jeder von uns endlich bei sich selbst anfangen. Eigeninitiative als Antriebskraft fehlt der Politik, den Unternehmen, den Managern und auch den Bürgern.

**SPIEGEL:** Der Fisch stinkt doch vom Kopf: Wir sehen Manager, die für Entlassungsrunden mit höheren Gagen belohnt werden. Wir erleben Steuersparstars wie Schumacher. Und so lange Clans wie die Familie von Curt Engelhorn ihr Unternehmen Boehringer Mannheim für viele Milliarden verkaufen und sich danach damit brüsten, dass der deutsche Fiskus leer ausgeht, können Sie nicht hoffen, die Bundesbürger zu spendableren Menschen zu machen.

**Plattner:** Solchen Leuten sollte vielleicht mal jemand einen Brief schreiben, dass sie einen Teil ihres Reichtums den komfortablen Rahmenbedingungen der Bundesrepublik verdanken und schon deshalb eine gewisse Spendenbereitschaft von ihnen erwartet wird. Das hielte ich für durchaus legitim. Aber wir sollten auch nicht immer die Moralkeule schwingen, sondern ein Bewusstsein dafür schaffen, dass es Spaß machen kann, Geld zu investieren, wenn man damit irgendetwas besser machen kann – egal, ob das am Ende ein Kindergarten ist, eine Hochschule oder eine Suppenküche.

**SPIEGEL:** Selbst unter rotgrüner Regierung wurden

die Armen immer ärmer und die Reichen immer reicher.

**Plattner:** Ich persönlich fühle mich da nicht angesprochen. Seit dem Regierungsstart von Gerhard Schröder hat mein Vermögen etwa 50 Prozent an Wert verloren.

**SPIEGEL:** Schröder kann man kaum für die geplatzten Börsenträume verantwortlich machen. Zudem tun Sie jetzt das, was Sie anderen vorwerfen: Sie rechnen mit fiktiven Börsenwerten.

**Plattner:** Ich bin auch privat deutlich ärmer geworden. Ein Kunstwerk, das ich vor vier Jahren gekauft habe, ist heute ebenfalls weniger wert, weil die Preise von damals heute schlecht nicht mehr bezahlt werden. Mein Pech. Ich beklage mich nicht. Gerechte Verteilung ist aber eine andere Frage. Die kann ein durchaus hehres Ziel sein. Dann muss man aber auch mit Konsequenzen rechnen: Besteuern wir die Vermögenden stärker,



JOCHEN SIEGLE / SKPHOTO.NET

**US-Universität Stanford:** „Wahre Eliten sind erst die, die das Etikett gar nicht mehr brauchen“

kann es sein, dass sie sich noch weiter zurückziehen – das Land folglich noch schneller schrumpft, wir also noch weniger zu verteilen haben. Soziale Gerechtigkeit bedeutet nicht Umverteilung, sondern alle am Wachstum teilhaben zu lassen. Daran hapert es. Wir sind aber zum Wachstum verurteilt.

**SPIEGEL:** In den vergangenen Jahren wuchsen vor allem die Vorstandsgehälter, während von den Belegschaften eine Nullrunde nach der anderen verlangt wird.

**Plattner:** Das müssen Sie doch heute im Weltmaßstab sehen. Wenn die USA oder andere Länder für Manager oder Wissenschaftler lukrativer sind, gehen die eben da hin. Diesen Aderlass hat Deutschland schon erlebt.

**SPIEGEL:** Bei Forschern mag das zutreffen. Aber deutsche Top-Manager werden in Amerika doch gar nicht gebraucht. Die fordern zwar gern die dort üblichen Traumgagen, aber dazu dann die hiesigen Sicherungsnetze.

**Plattner:** Deshalb müssen auch deutsche Manager in die Pflicht genommen werden. Wenn sie erfolgreich sind, sollen sie richtig kräftig verdienen. Und wenn sie floppen, darf es auch keine obszönen hohen Abfindungen und Pensionen geben.

**SPIEGEL:** Es geht nicht nur um die Manager, sondern auch um die Konzerne dahinter. Neuerdings fahren viele wieder satte Gewinne ein, fordern von den Arbeitnehmern aber weiter Enthaltensamkeit, drohen mit Entlassungswellen und Jobverlagerung.

**Plattner:** Sind wir uns darin einig, dass deutsche Großkonzerne heute auf dem Weltmarkt konkurrieren müssen?

**SPIEGEL:** Durchaus.

**Plattner:** Also spielen sie auch an einem Weltkapitalmarkt. Den kann man gut oder böse finden, aber er bestimmt nun mal die Spielregeln. Dort können wir nicht mit 5 Prozent Rendite bestehen, wenn andere 40 haben.

**SPIEGEL:** Wieso eigentlich nicht?

**Plattner:** Weil Investoren dorthin gehen, wo sie die größten Profite erwarten. Diese Unternehmen haben dann das Geld, die kleineren zu kaufen. So hätte auch Microsoft SAP einfach schlucken können, wenn wir Gründer einverstanden gewesen wären. Warum? Weil SAP an der Börse einfach nicht teuer genug ist, um solche Versuche abzuwehren. Wäre Ihnen das lieber gewesen? Was Profitabilität angeht, ist SAP noch weit von Oracle oder Microsoft

nicht mehr Umverteilung oder sozialer Frieden, sondern das bloße Überleben.

**SPIEGEL:** Was schlagen Sie als Akutmaßnahme für den Patienten Deutschland vor?

**Plattner:** Wir müssen mehr arbeiten. Alle.

**SPIEGEL:** Das kennen wir schon.

**Plattner:** Und es stimmt, weil es sofort wirken würde. Ich halte es für völlig gerechtfertigt, wenn Betriebsräte im Gegenzug Arbeitsplatzgarantien fordern – und auch bekommen. Noch immer träumen wir den Traum, für weniger Arbeit mehr zu verdienen, Maschinen unsere Arbeit machen zu lassen, als Lohn an der Weltspitze zu stehen und derweil das permanente Mallorca feiern zu können, um es mal sehr überspitzt zu formulieren. Dieser Traum ist längst zerplatzt.

**SPIEGEL:** Das wissen die Deutschen doch auch.

**Plattner:** Nein, sie ahnen es bislang allenfalls. Die Diskussionen sind nach wie vor sozialideologisch geprägt. Hartz IV bedeutet Schmerzen. Aber die bleiben uns nicht erspart, wenn wir aus der Abwärtsspirale herauskommen wollen. Und neben Mehrarbeit kann es dann letztlich nur der Faktor Bildung sein, der uns rettet.

**SPIEGEL:** Macht Geld eigentlich glücklich?

**Plattner:** Klare Antwort: Nein. Es gibt sicher Untergrenzen. Wenn man gar keines hat, ist die Wahrscheinlichkeit eines eher unglücklichen Lebens größer. Aber ab einem gewissen Reichtum ist auch Glücklichkeit deutlich schwerer. Glauben Sie mir, ich weiß, wovon ich rede.

**SPIEGEL:** Herr Plattner, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



SEA & SEE / PICTURE-ALLIANCE / ASA

**Segler Plattner\*:** „Auch privat deutlich ärmer geworden“

\* Auf seiner Yacht „Morning Glory“ im Dezember 2001.



Wintersportlerinnen mit Snowboard: „Die Branche braucht dringend einen neuen Trend“

UNTERNEHMEN

## Weibliche Wedeltechnik

Überkapazitäten, teure Rohstoffe und geizgeile Kunden: Viele Skihersteller kämpfen ums Überleben. Sie verlagern die Produktion, hoffen auf bessere Winter – und setzen auf neue Modelle.

Das Gerücht überrollte das 45 000-Seelen-Städtchen Straubing Anfang Dezember wie eine Lawine. Der wichtigste Arbeitgeber am Ort, der weltbekannte Skihersteller Völkl, wolle seine Produktion von Niederbayern nach China verlagern, mutmaßte die IG Metall über geheime Pläne der Geschäftsführung.

Das Szenario scheint real. Erst im Sommer hatte der US-Sportartikelkonzern K2 (720 Millionen Dollar Umsatz, 3500 Mitarbeiter) Völkl, bis dahin die Nummer sechs im Skizirkus, geschluckt. Und weil K2 seine Bretter seit zwei Jahren in China fertigen lässt, schwante den Arbeitnehmervertretern nichts Gutes. Die erste Fertigungslinie sei schon abgebaut und werde umgehend nach Asien verschifft, wurde bei Deutschlands letztem verbliebenen Skiproduzenten schnell kolportiert. Ein Großteil der 530 Arbeitsplätze des mehr als 80 Jahre alten Traditionsbetriebs sei in Gefahr, wenn künftig nur noch Marketing, Vertrieb und Entwicklung in Bayern blieben. Ein Horror-szenario für die strukturschwache Region.

Der Niederschlag in den Medien, von „Handelsblatt“ über „Frankfurter Rundschau“ bis hin zur „Süddeutschen Zeitung“, war entsprechend groß. „Deutsche Bretter fliegen von der Piste“, titelte etwa der „Kölner Stadt-Anzeiger“.

Für die Freunde des Skisports ist das ungefähr so, als würden die beiden bajuwarischen Vorzeigefirmen BMW und Audi ihre Autos nur noch im Reich der Mitte fertigen lassen. Immerhin galten die Rennlatten, mit denen deutsche Skistars wie Hilde Gerg oder Katja Seizinger auf das Siegereppchen fuhren, bislang als technisch extrem anspruchsvolle Spitzenski in einer weitgehend von österreichischen Herstellern dominierten Branche. Ein „Völkl Renntiger – made in China“ – bislang völlig undenkbar.

Inzwischen ist in Straubing wieder etwas Ruhe eingekkehrt. Völkl-Chef Christoph Bronder kündigte an, den derzeit vollausgelasteten Produktionsstandort Straubing zu erhalten – aber nur, wenn die Mitarbeiter zu erneuten Zugeständnissen unter anderem

bei Arbeits- und Urlaubszeiten bereit seien. Das heißt, die Produktionskosten müssen um mindestens 20 Prozent sinken. „Die Lohnkosten in Österreich liegen rund 27 Prozent unter denen in Straubing, das können wir uns in Zeiten wie diesen nicht erlauben“, sagt der ehemalige Metro-Manager.

Die Zeiten sind hart – nicht nur für die Straubinger. Zuletzt brach der Markt um 7 Prozent ein. Gerade noch rund 4,2 Millionen Bretter wurden verkauft. In den achtziger Jahren, als es in den europäischen Mittelgebirgen noch richtige Winter gab, waren es einmal rund 8 Millionen. Experten schätzen die Überkapazitäten der Branche auf weit über 20 Prozent – also mehr als eine Million Paar Skier.

Das drückt auf die Preise, vor allem in Deutschland. Denn der größte europäische Markt für Skier ist zugleich das Land der Schnäppchenjäger. „Die Durchschnittspreise für Skier mit Bindung sind hierzulande in den vergangenen Jahren bei fast allen Herstellern auf 200 Euro zurückgegangen“, klagt Völkl-Chef Bronder.

Doch Überangebot und knallharter Preiskampf sind beileibe nicht die einzigen Ursachen für die Krise der Branche:

- ▶ Kunststoffe und Stahl machen rund 80 Prozent der Produktionskosten an einem Ski aus, die Rohstoffpreise für diese Produkte stiegen im vergangenen Jahr um weit mehr als 50 Prozent.
- ▶ Die Dollar-Schwäche frisst die Margen auf dem Skiwachstumsmarkt USA fast vollständig auf.

► Statt sich alle paar Jahre ein Paar neue Skier zu kaufen, mieten sich die Wintersportler immer häufiger ihre Bretter am Urlaubsort. Inzwischen geht schon fast ein Drittel der Skiproduktion direkt in den Verleih – Tendenz steigend. Die Vorteile für den Kunden: weniger Reisegepäck und immer die neuesten, gut präparierten Modelle.

Experten schätzen daher, dass von den bislang noch 9 bis 10 Skibauern in ein paar Jahren noch höchstens 5 bis 6 eigenständig sein werden – in den sechziger Jahren waren es allein in Bayern noch 90. Schon heute teilen die großen vier, Rossignol, Atomic, Salomon und die neufundierte K2/Völkl-Gruppe, rund 80 Prozent des Marktes unter sich auf. „Für alle, die weniger als 400 000 Paar Skier im Jahr bauen, wird es schwer“, sagt Atomic-Chef Michael Schineis. „Die braucht man schon, um eine Fabrik profitabel laufen zu lassen.“ Vor allem die kleineren Hersteller werden laut Schineis den Kampf nicht überleben.

Schon einmal stand die Skibranche vor einer ähnlich großen Herausforderung. Anfang der neunziger Jahre rutschten etliche Marken, etwa Blizzard oder Elan, beinahe in die Pleite – Staat oder Banken mussten eingreifen.

Andere, wie Atomic oder Völkl, überlebten nur dank der Millionen von Investoren. Im Fall der Straubinger war es der damalige Metro-Finanzchef Hans-Dieter Clevén, der zusammen mit einem Schweizer Geschäftsfreund das Unternehmen rettete. Firmeninhaber Franz Völkl, einem genialen Tüftler, war es wie vielen seiner Kollegen ergangen. Den meist aus Familienbetrieben entstandenen Skiherstellern fehlte es an Kapitalkraft und Management-Know-how, um auf dem globalen Sportartikelmarkt bestehen zu können.

Zudem schnallten sich immer mehr Jugendliche lieber direkt die schneller zu beherrschenden Snowboards unter, statt mühsam Stemmbogen und Parallelschwung zu üben. Boarden hieß coole Klamotten tragen, Loops in der Halfpipe springen und Guano Apes hören; auf zwei Brettern durch den Tiefschnee schwingen war etwas für die Eltern – und die Spießler.

Dann kamen die ersten Carving-Skier auf den Markt und machten Skilaufen wieder attraktiv. Sie waren taillierter und

kürzer als die bisherigen Latten, fuhren sich wie auf Schienen und konnten so herrliche Bögen in die Piste fräsen. Anfänger waren dank der höheren Drehfreudigkeit der Carver schon nach einer Woche Kurs in der Lage, auch schwierigere Pisten zu bewältigen – früher waren dafür mindestens zwei Skilurlaube nötig.

Der Boom ging schnell vorüber. 2001 erreichte die Carving-Welle ihren Höhepunkt – jetzt ist der Markt weitgehend gesättigt, die Absatzzahlen sinken.

„Die Branche braucht dringend einen neuen Trend“, sagt Andreas Kreuzer von der Wiener Unternehmensberatung Kreuzer Fischer & Partner. Bis der in Sicht ist, heißt es für die Unternehmen erst mal: runter mit den Kosten. Und da lockt nicht nur Völkl der Produktionsstandort China.

Die Snowboard-Produktion läuft Mitte 2005 in Straubing aus und wird in die K2-Fabriken in Asien verlagert, als Nächstes dürften die Kinderskier folgen, die Völkl bislang bei Elan bauen lässt. Und trotz aller Dementis der Völkl-Führung – auch die ohnehin margenschwachen Einstiegsmodelle werden sich im Hochlohnland Deutschland künftig nicht mehr rechnen.

Die Konkurrenz schafft bereits Fakten. Ende Dezember kündigte der Sportarti-

kelriese Adidas-Salomon an, seine Boards künftig im Reich der Mitte fertigen zu lassen. Zudem soll sich der Anteil der Salomon-Skiproduktion in Frankreich bis zum Jahr 2007 von 55 auf 35 Prozent reduzieren, und zwar vor allem durch die Verlagerung nach Rumänien. Konkurrent Atomic lässt schon seit einiger Zeit in Bulgarien jedes Jahr rund 150 000 Kinderskier bauen, Fischer fertigt einen Großteil seiner Modelle in der Ukraine.

Um die Erträge zu steigern, geht bei den großen Herstellern der Trend zum Systemanbieter: Schon heute bieten Atomic, Rossignol und Salomon Skier, Bindung und den passenden Schuh als Gesamtpaket an. Atomic kaufte dafür den Schuspezialisten Koflach, Rossignol den Bindungshersteller Look. Head baut Skier und Schuhe unter eigenen Namen, und die Konzerntochter Tyrolia liefert die Bindungen. Völkl setzt auf die Allianz mit seiner Schwesterfirma Marker und dem italienischen Schuhhersteller Tecnica, der mit den Straubingern inzwischen einen gemeinsamen weltweiten Vertrieb hat. Der Zugang zu Bindungen und Schuhen war auch ein Grund, warum K2 sich im Sommer Völkl einverleibte.

Der Rest ist Hoffnung: auf bessere Winter, neue Märkte in Asien und auf gute Ergebnisse der Top-Läufer im Skiweltcup, denn jeder Siegerski, der in die Fernsehkameras gehalten wird, kurbelt den Absatz an – auch wenn die Investitionen in die Pisten-Formel 1 bei den Herstellern bis zu 60 Prozent des Marketingetats verschlingt.

SCHULZ / IMAGO



Skiaufarbeitung (bei K2): Preisschub bei Rohstoffen

CALLE TOERNSTROM / REUTERS



Riesenslalom-Siegerehrung\*: Gewinnerski den Kameras gezeigt

\* Didier Cuche, Thomas Grandi, Bode Miller am 21. Dezember 2004 in Flachau.

JÖRG SCHMITT

TV-PREMIEREN

## Lustig gewinnt

Um als Kinofilm 2004 auch im deutschen Fernsehen Erfolg zu haben, musste es in dem Streifen möglichst lustig zugehen. Michael „Bully“ Herbig's „Der Schuh des Manitu“ in der extralangen Fassung war mit Abstand der meistgesehene Spielfilm des Jahres. Pro7 erreichte im März knapp 11,86 Millionen Zuschauer. Platz zwei und drei der erfolgreichsten Kinofilme im TV belegte RTL mit den Lachern „Ice Age“ (7,56 Millionen) am 1. Weihnachtstag und Ed-die Murphys „Dr. Dolittle 2“ (7,45). Eine von RTLs Quotenhoffnungen, das Weltkriegsdrama „Pearl Harbour“, kam mit 5,58 Millionen Zuschauern nicht einmal unter die Top Ten der meistgesehenen Spielfilme im Fernsehjahr 2004. Damit bestätigt sich der Trend aus der Kino-



Szene aus „Der Schuh des Manitu“

wirtschaft. Auch dort lieferten Herbig und sein Team den Hit des Jahres – mit der Schwulenkomödie „(T)Raumschiff Surprise“, die den dritten „Harry Potter“-Film und die Otto-Klamotte „7 Zwerge – Männer allein im Wald“ hinter sich ließ.

COMEDY

## Türkischer Klamauk

Nach überforderten Eltern („Die Super Nanny“), Ex-Stars („Dschungelcamp“) und Homosexuellen („Schwul macht cool!“) haben Deutschlands Privatsender für 2005 die nächste Minderheit ins Visier genommen: junge Türken. Passend zur Diskussion um den EU-Beitritt Ankaras hat Sat.1 mehrere Folgen seiner Berliner Serie „Der König von Kreuzberg“ gedreht. Es geht in der Sitcom nicht um Parallel-



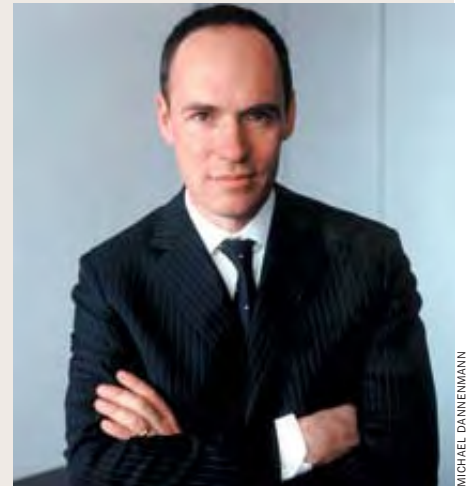
Yanar

gesellschaften und Sprachkurse, sondern um eine Dönerbude und ihren Betreiber. Auch RTL arbeitet an einer entsprechenden Comedy – im „Halbmond über Neukirchen“ soll es, so eine Sprecherin, um die Probleme einer „ziemlich gutintegrierten“ und wohlhabenden türkischen Großfamilie gehen. Dass deutsch-türkischer Klamauk funktioniert, haben schon Kaya Yanar („Was guckst Du?!“) sowie Erkan und Stefan („Headnut.TV“) gezeigt. Im November schaffte es die türkische Science-Fiction-Satire „Gora“ sogar auf Platz fünf der deutschen Kinocharts.

SONNTAGSPRESSE

## „Wir haben die Zeitung schärfer gemacht“

„Welt am Sonntag“-Chefredakteur Christoph Keese, 40, über das erste halbe Jahr seit seinem Antritt, die Abgrenzung zur Konkurrenz und neue Projekte



MICHAEL DANNENMANN

Keese

**SPIEGEL:** Zu Ihrem Amtsantritt erklärten Sie, die „Welt am Sonntag“ solle in Zukunft Agenda-Setter werden. Glauben Sie, Sie haben Ihr Ziel erreicht?

**Keese:** Wir berichteten als Erste über den Plan der Regierung, den 3. Oktober als Feiertag abzuschaffen, oder wir stellten zuerst Eichels neue Steuerpläne vor. Agenda-Setting bedeutet nicht nur, Nachrichten zu produzieren, sondern Meinungsstärke zu zeigen. Uns ist es nach wenigen Monaten gelungen, die Zeitung wesentlich schärfer zu machen.

**SPIEGEL:** Vor zwei Jahren lag die Auflage noch bei rund 421 000, das jüngste Quartal schloss mit etwa 403 000 ab. Damit können Sie nicht zufrieden sein.

**Keese:** Wir haben die Auflage stabilisiert. Es ist nicht unser unmittelbares Ziel, Auflage zu steigern. Wir wollen eine sehr gute Zeitung machen. Dabei ist mir wichtig, dass wir in der Redaktion Pluralismus praktizieren und liberal denken. Einseitigkeit und stramme Linien gibt es nicht. Intelligente Argumente zeichnen eine gute Zeitung aus. Und einer gutgemachten Zeitung folgen auch Auflagengewinne.

**SPIEGEL:** Der Layouter Lukas Kircher hat nicht nur Ihre, sondern auch die „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“ („FAS“) gestaltet. Wo grenzen Sie sich von der „FAS“ ab?

**Keese:** Unser Layout unterscheidet sich elementar von dem der „Frankfurter

Allgemeinen Sonntagszeitung“. Es ist alles andere als eine Kopie. Wir verwenden eine andere Typografie, arbeiten mit mehr Grafiken und noch stärker mit Illustrationen. Wir orientieren uns viel mehr am angelsächsischen Modell, Zeitung zu gestalten. Dadurch wirkt das Blatt lebendiger.

**SPIEGEL:** Ist die Zukunft mit dem Relaunch der Zeitung abgeschlossen, oder gibt es neue Projekte, eine kleinformatige Ausgabe beispielsweise?

**Keese:** Wir arbeiten an keinem Tabloid. Vor allem innerhalb der Zeitung wollen wir innovativ sein. Dazu gehört etwa der Abdruck großer Stoffe, Bücher oder Serien. Außerdem werden wir zum Beispiel mit CDs und DVDs zusätzliche Erlöse erzielen. Erste Versuche verliefen sehr erfreulich.

## TV-Vorschau

### Flug über den Everest

Montag, 19 Uhr, Arte

Der höchste Berg der Erde ist das Ziel Gipfelverrückter: Beinamputierte wie blinde Rekordjäger standen oben, Menschen mit Snowboard oder Gleitschirm – und doch zeigt die zweiteilige Dokumentation (2. Folge: Dienstag, 19 Uhr) über den ersten Überflug mit einem Hanglider mehr als die Tat eines Extremsportlers. Spektakuläre Aufnahmen hat der Sizilianer Angelo d'Arrigo aus dem Himalaja mitgebracht, auch von seiner glimpflich ausgegangenen Bruchlandung auf einem Geröllfeld. Der erste Teil widmet sich der Arbeit mit einem Steinadler-Pärchen, dessen Flugtechnik d'Arrigo zu kopieren versuchte, und seinem Aufstieg zum Mount Everest mit ebenso exzellenten Bildern.

### Die Patriarchin

Montag, Mittwoch, Sonntag, jeweils 20.15 Uhr, ZDF



DIRK FLAMBOCK/ZDF

Berben in „Die Patriarchin“

Auch Fernsehsender beginnen das neue Jahr mit guten Vorsätzen: „Ein Plädoyer für Verantwortung und Menschlichkeit“ sei dieser dreiteilige TV-Film, lobt sich das ZDF. In der Tat: Nachdem Nina Vandenberg (Iris Berben) im Suff das eheliche Speisezimmer abgefackelt hat, ist ihr Gatte Gero (Michael König), ein Hamburger Kaffeekaufmann, mit warmen Worten und heißen Getränken zur Stelle: „Und jetzt brühe ich dir den besten Kaffee, den du je getrunken hast.“ Doch dann, ach, stürzt der Ehemann mit dem Flugzeug ab und stirbt. Er hinterlässt einen Koffer mit Schwarzgeld und ein Unternehmen am Rande der Pleite, das seine Witwe in drei mal 90 Minuten (Buch: Christian

Schnalke, Regie: Carlo Rola) zu retten versucht. Es stellen sich der Dame in den Weg: ein dubioser Geschäftsmann (gespielt von Ulrich Noethen), diverse missgünstige Verwandte (Christoph Waltz, Sophie Rois, Ina Weisse) und ein Steuerfahnder (Jürgen Tarrach). Als dramaturgischer Höhepunkt dieser polyglotten Produktion – gedreht wurde der 5,5 Millionen Euro teure Film in Hamburg, Berlin, Salzburg, New York, auf Malta und in Kenia – muss jedoch der Auftritt eines schlechtgelaunten Nashorns gelten, das eine Kaffeeplantage unsicher macht.

### Die Geierwally

Freitag, 20.15 Uhr, ARD

Gekränkter Stolz einer Frau, ein hartherziger Vater, böse List einer Magd, ein halbzahmer Raubvogel als Symbol für Freiheit und Zwang – der Nazi-Film ließ sich den Romanstoff der Wilhelmine von Hillern, 1875 veröffentlicht, nicht entgehen. Die Schauspielerinnen Heidemarie Hatheyer schuf im Jahr 1940 trotz der herrschenden Ideologie das eindrucksvolle Porträt einer nicht angepassten Frau. Die neue „Geierwally“ mit Christine Neubauer in der Hauptrolle knistert weniger vor innerer Spannung, die Berge sehen touristischer aus,



MARGO ORLANDO FICHLER/ARD/DEGETO

Martin Feifel, Neubauer in „Die Geierwally“

doch der Unterhaltungswert (Regie: Peter Sämann) ist trotzdem enorm.

### Tatort: Die Spieler

Sonntag, 20.15 Uhr, ARD

Man ahnt, worauf dieser Krimi (Buch: Fred Breinersdorfer, Regie: Michael Verhoeven) hinauswollte: auf ein Duell zwischen Mörder und Ermittlerin, ausgetragen als raffiniertes Glücksspiel in einem Milieu von Avantgarde-Künstlern. Leider bleibt es auf weiten Strecken nur bei der Absicht, denn die Erzählweise ist reichlich verwirrend. Eva Mattes als Kommissarin Blum soll hier mal zur Abwechslung eine risikobewusste Zockerin verkörpern – doch bei aller raffinierten Charakterzeichnung erscheint sie, wenn sie etwa mit ihren Kollegen zusammensitzt, vor allem sehr lieb.

## TV-Rückblick

### Sternflüstern: Jenseits des Polarkreises

Seit 28. Dezember, ZDF

Der Alltag als solcher ist langweilig, der Urlaub selbst in den entlegensten Gegenden der Welt ohne Risiko – dieser Irrglaube treibt Doku-Dramatiker und Kandidaten in immer neue Extremsituationen. Die ARD schickte Familien in ein hundert Jahre altes Gutshaus und ins „Schwarzwaldhaus 1902“; eine Atlantik-Passage auf einem schwankenden Auswandererschiff wie anno dunnemals ist bereits abgedreht. Das ZDF setzte Freiwillige als „Traumfischer“ auf einer Insel im Pazifik aus und verfrachtete andere an den Baikalsee. Jetzt mussten sich zwei Familien in der sibirischen Tundra bewähren – drei Monate lang, die die Macher um Regisseur Bernd Reufels zu vier Episoden à 45 Minuten verdichteten. „Wie lange wer-

den sie durchhalten?“, fragte der Sprecher aus dem Off. Die freiwillige Verbannung aus der heimischen Idylle ins menschenfeindliche Nirgendwo, wo Dauerfrost herrscht und sich allenfalls Kakerlaken wohl fühlen, macht die schaurige Faszination der Doku-Dramen aus. Nur ein Genre-Problem bleibt beim wohligen Gruseln vor dem Fernseher: Unwirtliche Lebensumstände sind für viele Menschen kein TV-Abenteuer mit Rückfahrkarte, sondern Alltag.



PAVEL RYBAREV / ZDF

„Sternflüstern“-Dreharbeiten



MICHAEL TINNEFELD / PEOPLE IMAGE

JOERG MUELLER / VISUM



Milchstraße-Gründer Manthey (mit Verlagsprecherin Yvonne von Stempel), Verlagszentrale: Von den prächtigen Renditen ist wenig geblieben

VERLAGE

# Münchner Beruhigungsspiele

Nach langem Kampf übernimmt Burda die Glamourzeitschriften-Gruppe Milchstraße. Die Mitarbeiter, von jahrelangen Querelen zermürbt, schwanken zwischen Hoffen und Bangen. Sie hoffen, dass es nun wieder vorangeht – und bangen, dass der Verlag zerschlagen wird.

Jetzt gilt es erst einmal zu beruhigen, Mut zu machen, Ängste abzubauen. Da ist es gut, den persönlichen Briefkopf mit der elegant geschwungenen Schreibschrift zu nehmen und möglichst positive Formulierungen zu finden. Etwa so: „Nun verfolgen wir das Ziel, die Titel der Verlagsgruppe Milchstraße in eine starke und sichere Zukunft zu führen.“

So jedenfalls klang es vergangenen Montag in einem Schreiben von „Prof. Dr. Hubert Burda – Vorsitzender des Vorstandes“ an die Mitarbeiter der Verlagsgruppe Milchstraße, die der Münchner Medienunternehmer mit seinem Großverlag kurz vor Weihnachten übernommen hatte. Allerdings wollte der neue Machthaber auch gleich betont wissen: „Veränderungen sind nicht immer einfach.“

Doch die Mitarbeiter der Hamburger Verlagsgruppe wird die darin versteckte Andeutung bevorstehender schwieriger Zeiten kaum schrecken – schließlich stecken sie schon lange mitten drin. Seit Jahren kämpft der einst so glamouröse

Vorzeigeverlag mit einer schweren wirtschaftlichen wie kreativen Krise.

Die vollständige Übernahme der strahlenden Hamburger Zeitschriftengruppe mit einem Jahresumsatz von 165 Millionen Euro zeigt, wie schwer sich mittelständische Verlage nach vier Jahren anhaltender Anzeigenflaute tun. Die finanzstarken Großverlage dagegen, die Kosten sparen, indem sie etwa Vertrieb, Anzeigen und Marketing bündeln, gehen zunehmend auf Angriffskurs: Erst vor wenigen Wochen hatte bereits Gruner+Jahr die Stuttgarter Motorpresse übernommen. Nun zieht Burda als zweiter Großverlag nach und gliedert einen Mittelständler ein. Schon gilt der Hamburger Jahreszeiten Verlag in der Branche als nächster möglicher Übernahmekandidat.

Der Verlagsgruppe Milchstraße jedenfalls ist es auch nach dreijährigem Sanierungsprogramm nicht gelungen, der Werbekrise zu trotzen. Der Umsatz stürzte seit 2000 um rund 85 Millionen Euro ab, die Mitarbeiterzahl schrumpfte von 800 auf 490. Das Monatsmagazin „Cinema“ etwa

wird noch mit insgesamt 11 Mitarbeitern gemacht, „Max“ muss mit knapp 20 Redakteuren auskommen.

Die Auflagen sinken – bei allen Objekten. „Amica“ verkauft nur 175 000 Hefte, vor zwei Jahren waren es noch 274 000, „Fit for Fun“ fiel von zeitweilig 390 000 auf 249 000 Exemplare, „Max“ ist von den einstigen Auflagenhöhen mit mehr als 300 000 Exemplaren mit aktuell 184 000 dramatisch weit entfernt.

Dabei galten die Hamburger Zeitschriftenmacher um ihren Verleger Dirk Manthey lange als die innovativsten, schnellsten und erfolgreichsten, wenn es darum ging, neue Magazine für die schnellelebige Spaßgesellschaft auf den Markt zu werfen.

1990 boomten Privats Fernsehen und Programmvielfalt: Die Milchstraße brachte mit „TV Spielfilm“ die erste 14-tägliche Programmzeitschrift auf den Markt. Werbung, Lifestyle und Hochglanz waren in: 1991 startete „Max“. Drei Jahre später erschien „Fit for Fun“ für die Jünger des Körperkults, es folgte „Amica“ für die neue Frau.



## In vielen Händen

Eigentümer der Milchstraßen-Verlagsgruppe vor der kompletten Übernahme durch Burda

Umsatz 2003: **165 Millionen Euro**

Beschäftigte: **490**

Gründer: **Dirk Manthey**

Geschäftsführer aller Verlage: **Michael Fischer**

### VERLAGE

### EIGENTÜMER

<b>Amica</b>	<b>100 %</b> Burda Rizzoli Verlagsbeteiligungen
<b>Cinema</b>	<b>100 %</b> Burda Rizzoli Verlagsbeteiligungen
<b>TV Spielfilm</b>	<b>80 %</b> Burda Rizzoli Verlagsbeteiligungen <b>20 %</b> Burda Holding International
<b>Fit for Fun</b>	<b>80 %</b> Burda Rizzoli Verlagsbeteiligungen <b>20 %</b> Manthey (sollen bei Manthey verbleiben)
<b>Max</b>	<b>75 %</b> Rizzoli <b>25 %</b> Manthey
<b>Tomorrow</b>	<b>75 %</b> Burda Holding International <b>25 %</b> Manthey

DER SPIEGEL

Und als das Internet sich durchsetzte, antwortete die Milchstraße mit „Tomorrow“.

Die Milchstraße und Manthey, das war eine einzige Erfolgsgeschichte: der Verleger gefeiert als „Sonnyboy“ mit dem „Midas“-Touch und ausgezeichnet als „Medienmann des Jahres“ (1991), sein Verlag verklart als „Robinson-Club an der Alster“. „Wir sind der Verlag mit der geringsten Flop-Rate“, feierte Manthey sich selbst. Und: „Ich kann es mir leisten, Dinge allein zu machen.“

Jetzt macht Burda seinen Verlag allein – und das war offenbar von Anfang an so geplant.

Ohne Unterstützung finanzkräftiger Großverlage hatte Manthey seinen Verlag zwar nie führen können. Nur seine erste Gründung, das Filmmagazin „Cinema“, brachte der Hamburger Arztsohn 1975 nach „aus Langeweile“ abgebrochenem BWL-Studium noch mit öffentlichen Fördermitteln an den Start. Das notwendige Startkapital für „TV Spielfilm“ aber besorgte er sich, indem er den italienischen Verlag Rizzoli ins Boot holte.

1995 kam plötzlich Burda als Gesellschafter dazu, weil Rizzoli unter anderem mit einer Hollywood-Beteiligungsfirma viel Geld verloren hatte und über den Verkauf der deutschen Verlagsanteile an Burda frisches Geld reinholen wollte. Die Milchstraßen-Führung wusste davon nichts. Und sie wollte es auch nicht. Der Einstieg des mächtigen Burda-Verlages kam Manthey gänzlich ungelegen.

Hinter den Kulissen tobte deshalb seit Mitte der neunziger Jahre ein mit harten Bandagen ausgetragener Machtkampf, der seinen ersten Höhepunkt 1999 erreichte:

Manthey übergab die Geschäftsführung an Martin Fischer, wurde nach außen aber noch als Verleger präsentiert.

Jetzt sind die Münchner Gesellschafter am offenbar schon fast zehn Jahre verfolgten Ziel angelangt: der vollständigen Übernahme zu einem äußerst günstigen Preis. Die Italiener verkauften ihren Anteil nach eigenen Angaben für magere 28 Millionen Euro. Nur an „Fit for Fun“ hält Manthey selbst noch 20 Prozent – er sieht sich als Opfer einer feindlichen Übernahme (siehe Interview Seite 68).

Doch die Übernommenen in den Hamburger Redaktionen geben sich seltsam gelassen. Zu groß ist der Frust im Verlag über den anhaltenden Niedergang der letzten Jahre, zu laut sind die Klagen über „Konzeptlosigkeit“ und „fehlende Kreativität“ der bisherigen Verlagsführung.

Und in der Tat lebt die Milchstraße vor allem vom Erfolg kreativer Zeiten, die bereits im vorigen Jahrzehnt endeten –

etwa zeitgleich mit dem Burda-Einstieg. Denn seit der Gründung von „Amica“ im Jahr 1996 floppte nahezu alles.

Das Internet-Blatt „Tomorrow“? Verkaufte zuletzt gerade noch 84 000 Exemplare. Das Wirtschaftsjournal „Net-Business“? Starb mit der New Economy. „Amico“, die Frauenzeitschrift für den Mann? Eingestellt. „Stars“, das „Peoplemagazin“ für junge Leute? Nach einer Ausgabe auf Eis gelegt. Der Angriff mit „Max“ auf den „Stern“? Nach geschätzten Verlusten von 25 Millionen Euro schleunigst aufgegeben.

Zwar erwirtschaftet die gesamte Verlagsgruppe noch einen Gewinn. Doch Geld verdient wird vor allem mit „TV Spielfilm“, die rund zwei Drittel zum Milchstraßen-Umsatz beiträgt. Von den einst prächtigen zweistelligen Renditen ist wenig geblieben.

Umso desaströser wirkten sich die verworrene Machtstruktur und anhaltende Machtkämpfe auf den strauchelnden Verlag aus. Vor allem in den letzten Monaten blockierten sich Geschäftsführung und die beiden Gesellschafter Rizzoli und Burda bis zur völligen Erstarrung: Das italienische Medienunternehmen wollte offenbar schon vor zwei Jahren aus der Milchstraße aussteigen, konnte aber wegen vertraglicher Bedingungen praktisch nur an Burda verkaufen. Der Münchner Verlag dagegen pokerte beim Preis. Die Folge: Investitionen und Entscheidungen blieben aus. Selbst auf ihre Budgets für das nächste Jahr warten die Redaktionen bislang vergebens.

Kein Wunder, dass die Übernahme jetzt bei vielen Milchstraße-Mitarbeitern letztlich eher Erleichterung als große Befürchtungen auslöste – obwohl Verlagskenner fürchten, dass über 200 Arbeitsplätze auf dem Spiel stehen. Doch die Mitarbeiter setzen darauf, dass es nun wieder vorangeht und dass Burda, angesichts des niedrigen Kaufpreises, auch Geld in den Verlag investiert. Zum Beispiel in vernachlässigte Objekte wie „Amica“, die unter dem jahrelangen Sparzwang litten.

Dass Burda „Focus“-Chefredakteur Helmut Markwort als Kontrolleur an die Alster schicken will, wird im Verlag als gutes Zeichen gewertet. Der habe wenigstens Erfahrungen als Blattmacher und Journalist, heißt es in den Milchstraße-Redaktionen.

Eine Burda-Delegation mit Markwort an der Spitze wird Anfang Januar in Hamburg erwartet. Seine Aufgabe hat Hubert Burda den Milchstraße-Mitarbeitern in seinem Schreiben allerdings bereits deutlich gemacht: „Er wird zusammen mit den Journalisten und Ma-

**Verleger Burda, Blattmacher**

**Markwort: Beim Preis gepokert**



MICHAEL PANICOW / ACTION PRESS

nagern der Verlagsgruppe analysieren, welche strategischen Ausrichtungen notwendig sind und zugleich die Synergien mit Hubert Burda Media zu nutzen wissen.“

Was aus den einzelnen Zeitschriften wird, ist völlig offen. Eine Bestandsgaran-

tie wollte Burda im Vorfeld nicht abgeben. Zumindest sind die Verluste der defizitären Objekte nicht allzu hoch: „Max“ etwa verlor im vergangenen Jahr rund eine Million Euro, 2005 sollen es nur noch 200 000 Euro werden.

Es besteht dennoch die Wahrscheinlichkeit, dass die Verlagsgruppe Milchstraße zerschlagen wird und die Magazine einzeln in Burdas Zeitschriftenreich eingliedert werden.

THOMAS SCHULZ

## „Feindliche Übernahme“

Dirk Manthey, 50, Gründer der Verlagsgruppe Milchstraße über die Zukunft des Hamburger Unternehmens

**SPIEGEL:** Herr Manthey, die Verlagsgruppe Milchstraße galt stets als mittelständischer Vorzeigeverlag. Woran ist das Projekt Milchstraße gescheitert?

**Manthey:** Vor allem an den Gesellschaftern, die keine Milchstraße mehr wollten. Ich hatte zwei Konzerne als Partner: Der eine, der italienische Verlag Rizzoli, wollte seit Jahren seine Anteile verkaufen, weil er sich nur noch auf den Heimatmarkt Italien konzentrieren wollte. Und der andere, Burda, wollte die Milchstraße eigentlich von der ersten Minute an übernehmen, zerschlagen, ins eigene Reich einverleiben. Das waren schlechte Voraussetzungen für ein langfristiges Überleben.

**SPIEGEL:** Das klingt nicht gerade nach einer freundschaftlichen Beziehung zum Burda-Verlag, der vor der Übernahme immerhin schon fast zehn Jahre an der Milchstraße beteiligt war.

**Manthey:** Man darf Burda für die feindliche Übernahme keinen Vorwurf machen: Die Münchner müssen aufpassen, dass sie nicht selbst zum Übernahmekandidaten werden. Auf dem Weltmarkt ist Burda nur ein kleiner Fisch, und nach dem Einstieg von Haim Saban bei ProSiebenSat.1 haben viele in Amerika ein Auge auf den deutschen Markt geworfen. Die deutsche Presselandschaft wird sich die nächsten zehn Jahre erheblich verändern.

**SPIEGEL:** Also ist auf dem deutschen Medienmarkt für mittelständische Verlage kein Platz mehr?

**Manthey:** Die Werbekrise hat den Verlagen dramatischer zugesetzt, als sie zugeben. Und in Krisenzeiten gibt es immer Chancen für große Konzerne. Sie haben einfach mehr Substanz und Finanzmittel. Der Größere schluckt den Kleineren, das wird sich nie ändern. In Amerika nennt man das „economies of scale“.

**SPIEGEL:** Würden Sie sich trauen, heute noch einmal ein ähnlich ambitioniertes Verlagsprojekt zu starten?

**Manthey:** Noch einmal so etwas wie die Milchstraße? Ausgeschlossen. Wenn man nicht ein paar hundert Millionen geerbt hat, sollte man vom Verlagsgeschäft die Hände lassen. Und selbst dann ist höchste Vorsicht geboten, jede Idee wird gnadenlos kopiert und im Preis unterboten. Es ist fürchterlich.

**SPIEGEL:** Waren Sie zu übermütig, und haben Sie sich mit Projekten wie „Tomorrow“ und dem Angriff mit „Max“ auf den „Stern“ schlicht verhoheit?

**Manthey:** Keine Frage, Projekte wie „Tomorrow“ und die „Max“-Offensive hatten schlechtes Timing. Wir standen voll auf dem Gaspedal, als überall die Werbekrise losbrach. Dafür lagen wir mit „TV Spielfilm“ oder „Fit for Fun“ genau richtig in der Zeit.

**SPIEGEL:** Bleiben Sie den Milchstraße-Magazinen als Herausgeber erhalten?

**Manthey:** Ich werde immer Zeitschriften machen. Ich kann nichts anderes. Bloß ist die Rolle des Herausgebers manchmal etwas unbefriedigend. Lieber möchte ich wieder neue Produkte erfinden, auch und gerade in schwierigen Zeiten. Hier sehe ich noch Chancen.

**SPIEGEL:** Was passiert mit Ihren bislang verbliebenen Beteiligungen?



Verleger Manthey  
„Kleine Tragödie“

**SPIEGEL:** Gibt es Vereinbarungen mit Burda über die Zukunft der Milchstraße-Zeitschriften? Etwa eine Bestandsgarantie für Verlustbringer wie „Max“?

**Manthey:** Wenn man will, bringt man kleinere Objekte wie „Max“ oder „Amica“ immer durch. Man muss es nur wollen. Aber gerade in den Großkonzernen haben Controller häufig zu viel

Macht. Verlage sind nun mal keine Schraubenfabriken.

**SPIEGEL:** Allerdings fehlte es der Milchstraße in den vergangenen Jahren auch an Innovationen.

**Manthey:** Auch in jüngster Zeit gab es kreative Entwicklungen. „My Life“ etwa für den immer größer werdenden Markt der über 40-Jährigen, das könnte eine große Zukunft haben. Und wir hatten auch weitere neuartige Konzepte in der Schublade. Aber die hatten bei den Gesellschafterverhältnissen überhaupt keine Chance.

**SPIEGEL:** Fehlt der Gruppe mit Ihrem endgültigen Abgang nun der kreative Kopf, der Konzepte anschiebt?

**Manthey:** Sie meinen, wenn die Gruppe nicht ohnehin total zerschlagen wird. Ich fürchte, es wird in den nächsten Jahren in der Milchstraße überhaupt nicht darum gehen, neue Konzepte zu finden, sondern das Heil in Kosten, Synergien und Entlassungen zu suchen. Es ist eine kleine Tragödie, was da passiert.

**SPIEGEL:** Wie geht es für Sie weiter?

**Manthey:** Ich werde in den nächsten Wochen eine Gesellschaft gründen, um neue Objekte für den deutschen und den internationalen Markt zu erfinden. Es wird auch um Beteiligungen an Presseprodukten gehen. Für mich ist das Ende der Milchstraße durchaus eine Chance.



Milchstraße-Zeitschriften: „Jede Idee wird gnadenlos kopiert“

SCHAUSPIELER

# Schillernder Kotzbrocken

In der ZDF-Reihe „Unter Verdacht“ spielt Gerd Anthoff wieder einen korrupten Kommissar – längst hat er das Ekel zum Zuschauerliebling gemacht.

Nur für einen Stolperschritt mimt Kommissariatsleiter Reiter den Fürsorglichen, als die Kollegin Prohacek asthmatisch zu husten beginnt. Er lauscht, wie sie nach Atem ringt, und fragt – mehr neugierig als teilnahmsvoll – in den Anfall hinein: „Ist dir nicht gut, Eva?“

Doch gleich ist er wieder das Scheusal vom Dienst. Sie will im eigenen Haus gegen einen verdächtigen Polizisten ermitteln; er warnt sie, weil der zwielichtige Kollege höheren Orts überaus angesehen ist. Amigo-Angelegenheiten. Reiter befindet: „Aufgrund vager Vermutungen und weiblicher Intuition gibt es hier kein Ermittlungsverfahren. Punkt.“

Polizisten wie Dr. Claus Reiter sucht man im deutschen Fernsehen sonst vergebens: Intelligent, verschlagen und korrupt taktiert er sich in Amtsstube und Hinterzimmer durch die Niederungen der Vetternwirtschaft. Der Herr Doktor hat Sinn für exzellente Polizeiarbeit, aber auch dafür, sie zu unterlassen, wenn es der Karriere oder der persönlichen Bereicherung dient. Mal ist er, typisch Angstbeißer, gefährlich für die wirklichen Bösen, mal für die eigenen Leute.

„Ein Arschloch eben“, sagt der Schauspieler Gerd Anthoff, 58, der dem Kriminal-Ekel in der mit dem Grimme- und dem Deutschen Fernsehpreis gekrönten ZDF-Reihe „Unter Verdacht“ am 15. Januar (20.15 Uhr) zum vierten Mal seinen Bass, seine Silbermähne und sein Gesicht leiht: für eine unvergleichlich bayerische Kombination aus Kotzbrocken, Hallodri und Duckmäuser.

Auch in der Folge „Beste Freunde“ leistet das Ermittlerduo Langner (Rudolf Krause) und Prohacek (Senta Berger) die Drecksarbeit in der Abteilung 411, wobei sich vor allem Prohacek und ihr Vorgesetzter in inniger Abneigung zugetan sind.

Aber der Antityp ist den Zuschauern so ans Herz gewachsen, dass er – entgegen den ursprünglichen Plänen des „Unter Verdacht“-Drehbuchautors Alexander Adolph – nicht abserviert und aus der Serie ge-

schrieben wurde. Das Publikum, sagt die ZDF-Redakteurin Elke Müller, möge die Kabbeleien des unkonventionellen Trio Kriminale, es wolle „den fiesen Chef neben der schlagfertigen Mutter Courage und dem Amtsschussel Langner nicht missen“.

Anthoff scheint die Popularität seiner überwiegend unsympathischen Figur selbst etwas rätselhaft zu finden. Wenn einer nicht aussieht wie Alain Delon, jung ist wie Moritz Bleibtreu oder ein Raubein wie Götz Georges Schimanski, dann bringt er es eher selten mit zwielichtigen Rollen zum Zuschauerliebling.

Der Schauspieler Anthoff ist in der Branche bekannt als grundsolider Bursche. Seit 1970 hat er im Ensemble des Bayerischen Staatsschauspiels unter Regisseuren wie Ingmar Bergman, Hans Neuenfels, Franz Xaver Kroetz und vielen anderen gespielt. Vom schwedischen Regiestar Bergman hat er gelernt, sich „auf meine Intuition zu verlassen“ – und tatsächlich kann man ihn sich gut als melancholischen Ehekrüppel in einem Bergman-Drama vorstellen.



Schauspieler Anthoff\*: Fieser Chef neben schlagfertiger Mutter Courage

In Film und Fernsehen hat sich Anthoff durch die auffällige Eigenschaft hervorgetan, die unterschiedlichsten Figuren so vollständig zu verkörpern, dass ihn das Publikum stets aufs Neue nicht wiedererkennt. So grantelt und intrigiert er sich seit Jahren durch Erfolgsserien wie „Der Bulle von Tölz“ (Sat.1) und verzücht als NS-Mitläufer Deinlein in dem bayerischen Volksstück „Löwengrube“ (1989), das derzeit im Dritten Programm des Bayerischen Fernsehens wiederholt wird.

„Ich muss jetzt langsam aufhören mit diesen Salonbösewichten“, sagt der Darsteller Anthoff. Dabei ist bei ihm die Bosheit fast immer nur vordergründig – und

lässt das durchscheinen, was seine Figuren zu verbergen versuchen: Sarkasmus und Ängstlichkeit. Auch in den „Unter Verdacht“-Folgen erweist er sich als Emporkömmling, der abwechselnd Abscheu und Mitleid beim Betrachter erzeugt.

„Humor und blitzgescheite Intelligenz“ attestierte der Regisseur Friedemann Fromm dem Darsteller – durch genau diese beiden Eigenschaften, sagt Senta Berger, könne sich für viele Frauen „eine männlich-erotische Ausstrahlung überhaupt erst einstellen“.

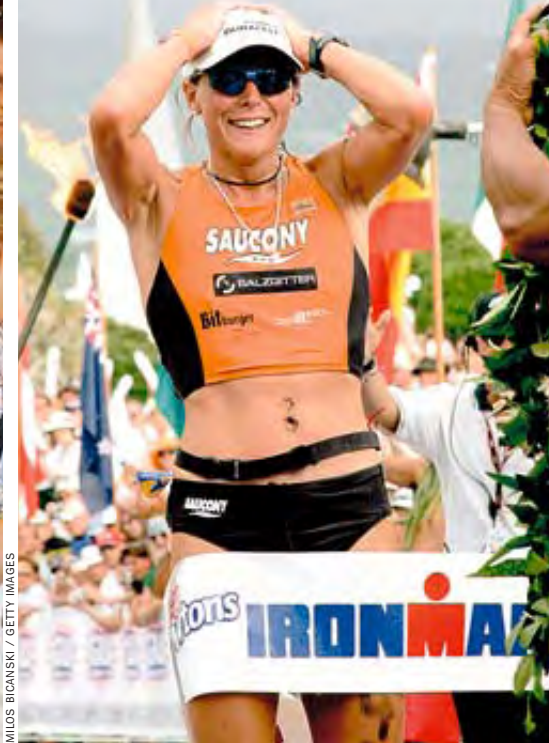
Anthoff hält sich von der Münchner Gesellschaft, auch der künstlerischen, gründlich fern. Wenn er wandern geht, schleppt er seine Brotzeit auf den Berg, damit ihm nicht in einer Hütte von TV-Zuschauern auf die Schulter gepatscht wird. Selbst im Team von „Unter Verdacht“ wissen die meisten nicht, dass der Schauspieler verheiratet ist und zwei Söhne hat. Anthoff bekennt ein bisschen trotzig, „sich dem Mediengetümmel fundamentalistisch zu entziehen“.

In der Fotogalerie des Münchner Residenztheaters findet sich unter dem Namen Anthoff ein Bild von einem merkwürdigen Fabelwesen. Es ist ausstaffiert wie eine Kreuzung aus dem Kleinen Prinzen und Elton John. Ein bisschen traurig schaut es den Betrachter durch seine kreisrunde Brille an, mit einem winzigen Lächeln im Mundwinkel: Da verkörperte er einen Kauz aus dem Reich der Fee Lakrimosa in Ferdinand Raimunds Märchenspiel „Der Bauer als Millionär“. Und es liegt nicht nur an Maske und Kostüm, dass man sich hinter dieser Gestalt nur schwer den Machtlackel aus dem Fernsehkommissariat vorstellen kann.

Gerd Anthoff ist Schauspieler geworden, um unsichtbar zu sein. „Und damit“, sagt er in aller Bescheidenheit, „kann man ganz erfolgreich sein.“

BETTINA MUSALL

\* Im Kostüm seiner Rolle in Ferdinand Raimunds „Der Bauer als Millionär“ im Münchner Residenztheater und mit Senta Berger in „Unter Verdacht“.



Dopingsünder Kenteris (2. v. l.), Kraft, Knauß, Korschanenko: Hiobsbotschaften aus dem Chemielabor

DOPING

# Angriff auf die Schattenwelt

2004 hat das Image des Spitzensports schwer gelitten. Die Athletenshow wird im Dauerkonflikt zwischen Dopingbetrügern und Dopingfahndern zerrieben. 2005 rüsten die Kontrolleure weiter auf. Doch wie viel Aufdeckung verträgt das System? Ein Besuch an der Basis. *Von Alfred Weinzierl*

Wie der „Knauß-Hansi“ da so saß vor den gierigen Mikrofonen, die schwarze Skimütze mit Sponsorenlogo tief in die Stirn geschoben, wie er in unbeholfener „A jeder, der mi kennt“-Rhetorik seine Ehre, seine Unschuld und sein Wertesystem ins Schaufenster stellte, wird er nicht nur seiner Fanggemeinde leid getan haben. Der Österreicher, seit Jahren ein Hauptdarsteller im alpinen Rennzirkus, war nach dem Abfahrtslauf im kanadischen Lake Louise zur Urinprobe gebeten worden – und die hatte die Zufuhr des muskelaufbauenden Hormons Nandrolon offenbart. Eines Anabolikums.

Gleichgültig, ob der 33-jährige Olympia-Zweite von 1998 aus Leichtsinns ins Netz der Dopingfahndung geriet, weil er eines dieser oft mit Steroiden verunreinigten US-Nahrungsergänzungsmittel geschluckt hatte, oder ob er sich verrechnet hatte bei der Muskelmast der prallen Oberschenkel und das Anabolikum zu spät absetzte: Hans Knauß war der letzte große Sportler 2004, der eine positive A-Probe zu erklären hatte in einem großen Dopingjahr.

Ein Jahr mit der deutschen Triathletin Nina Kraft, die ein Mittel gegen Blutarmut (Epo) einsetzte, um sich auf Hawaii den Traum vom Sieg beim Ironman zu erfüllen.

Mit der Russin Irina Korschanenko, die das lebertoxische Hormon Stanozolol einnahm, um im historischen Olympia die Kugel weiter zu stoßen als die Konkurrenz. Und mit dem griechischen Phantom Konstantinos Kenteris, dessen Flucht vor der Urinabgabe die Spiele überschattete.

Für Jacques Rogge, den rigorosen IOC-Präsidenten, war es „ein sehr positives Jahr“, gerade weil in Athen 23 Sportler beim Betrug erwischt wurden – doppelt so viele wie in Sydney, zehnmal mehr als in Atlanta. Oder hat doch eher Victor Conte Recht, der Dopingdealer aus Kalifornien, wenn er behauptet, die Dopingregeln seien „so leicht zu hintergehen wie einem Baby Bonbons wegzunehmen“?

Zweifelsfrei wird der Kampf gegen den unlauteren Wettbewerb energischer denn je geführt. Die Gesetze der Welt-Anti-Doping-Agentur (Wada) ermöglichen es, eine Conte-Kundin wie die Sprintweltmeisterin Kelli White ohne positiven Befund für zwei Jahre aus dem Verkehr zu ziehen – und ihr die Titel abzuerkennen.

Aber was hat das für einen Wert, wenn in Athen Sportler aus 75 Nationen Medaillen gewinnen, aber nur ein gutes Dutzend Nationen ihre Sportler so kontrollieren, wie der Wada-Code es vorschreibt? Wenn

sich deutsche Leichtathleten in einem Jahr über 1000 Trainingskontrollen unterziehen müssen und russische 43-mal? Die deutsche Anti-Doping-Agentur (Nada) notierte 2004 über 80 positive Dopingproben, 60 Prozent mehr als im Vorjahr. Kann man Athleten verstehen, die Chancengleichheit suchen, indem sie selbst betrügen?

Ein Blatt wie die „Süddeutsche Zeitung“ hat an jedem Erscheinungstag 2004 im Durchschnitt in zwei Artikeln über Doping berichtet. Wie lange hält der Sport die Inflation der Hiobsbotschaften aus dem Chemielabor aus? Man kann nach Antworten suchen bei den großen Dopingkongressen. Oder man holt sie sich an der Basis.

## DER KONTROLLEUR

Leverkusen, Kalkstraße 46. Mitten in einem Wohngebiet unterhält der TSV Bayer 04, Deutschlands erfolgreichster Leichtathletikverein, ein großzügiges Trainingsgelände. Die Toreinfahrt säumen drei Schaukästen. Ehrentafeln sind darin, große Namen wie Meyfarth und Rosendahl, insgesamt sechs Olympiasiege. Die meisten Medaillen sind schon etwas verblichen. Nach Barcelona 1992 bricht die Goldparade ab.

Es gibt Leute, die sagen, das läge daran, dass sich die deutschen Athleten



nichts mehr erlauben dürfen, während in vielen Ländern nicht nach Doping gesucht werde.

Klaus Wengoborski, 65, ist einer der Männer, die für diese angebliche Ungleichheit sorgen. Er ist Dopingkontrolleur. Die Toreinfahrt passiert er, ohne sich anzumelden. Er parkt seinen blauen Audi A4 mit Sauerländer Kennzeichen direkt vor der Trainingshalle.

Er geht hinein, setzt sich auf eine Bank vor der Tribüne und sondiert die trainierenden Athleten. Stabhochspringer, Hochspringer, Sprinter, „interessante Leute“, sagt Wengoborski, „weil die im Februar einen frühen Saisonhöhepunkt haben“. Wenn er einen sähe, der unbedingt „fällig“ wäre, könnte er eigenmächtig kontrollieren. Aber heute will er hier nur Präsenz zeigen. Er holt sein Mobiltelefon heraus. Jetzt geht die Arbeit eines Dopingjägers los.

Wengoborski schlägt eine grüne Kladde auf, in der Computerausdrucke mit Namen, Adressen, Telefonnummern abgeheftet sind – sein Auftragsbuch für Trainingskontrollen im Dezember. Die Nada ließ 2004 rund 4300 dieser „Out of Competition“-Tests durchführen, Wengoborski war für fast 400 von ihnen verantwortlich. Er wählt eine Nummer.

„Spreche ich mit Julius Brink? Schön. Guten Tag, Julius Brink. Ich bin von der Anti-Doping-Kommission, mein Name ist Wengo und borski. Sie sind ausgelost worden für eine Dopingkontrolle. Wo sind Sie?“ Wengoborskis Blick über seine Lesebrille hinweg wird streng.

Brink, 22, ein Beachvolleyballer, ist in Neuseeland. Er habe sich abgemeldet bei seinem Verband, sagt er. Er sei seit drei Wochen dort und werde bis Februar bleiben. In Neuseeland ist jetzt Sommer, Beachvolleyballer sind Zugvögel.

Es ist Viertel nach elf am Vormittag, und von der einstündigen Fahrt nach Leverk-

sen abgesehen, ist Wengoborski jetzt 15 Minuten im Dienst. Er hat einmal telefoniert, und er ist schon stinkig: „Wissen Sie, das ist ein Frust, diese nicht akkuraten Abmeldungen, da möchte man manchmal die Brocken hinschmeißen.“

Wengoborski könnte jetzt die Nada anrufen. Die Nada könnte die neuseeländische Anti-Doping-Agentur anrufen, um Amtshilfe bitten und Brink testen lassen. Aber Brink ist Beachvolleyballer, er ist nicht Konstantinos Kenteris.

Also schreibt der deutsche Kontrolleur einen Bericht. Der Volleyballverband wird einen Rüffel von der Nada erhalten, weil er die Abmeldung nicht weitergegeben hat. Oder Brink wird ermahnt, weil er sich beim Verband nicht abgemeldet hat. Im Wiederholungsfall würde er drei Monate gesperrt, beim dritten Mal ein Jahr. Denn jeder Topsportler, so schreibt es der Nada-Code neuestens vor, muss seinen Aufenthaltsort mitteilen, sobald er sich mehr als 24 Stunden von Wohn- oder Trainingsort entfernt.

Wengoborski wählt die nächste Nummer auf der Liste. Stephan Volkert, 33, Ruderer, zweimal Olympiasieger, sechsmal Weltmeister. Einer, der besser nicht über-



Kontrolleur Wengoborski (r.), Ruderer Volkert Strenger Zug um den Mund

raschend in Neuseeland sein sollte. Die Nummer ist ohne Anschluss. Der Fahnder ruft Volkerts Trainer an, der bietet eine neue Nummer an. Wengoborski bekommt jetzt wieder einen strengen Zug um den Mund. Vor zwölf Jahren ist er aus dem Polizeidienst ausgeschieden. Es muss unangenehm gewesen sein, wenn der Hauptkommissar Wengoborski damals einen Autofahrer fixiert hat mit der Frage, ob er in den letzten Stunden alkoholische Getränke zu sich genommen habe.

Der Kontrolleur verlässt die Bayer-Halle. Er durchquert Leverkusen, dann parkt er vis-à-vis von Volkerts Wohnung. Weil es Maskierungsmittel gibt, die den Urin verfälschen, macht eine Kontrolle nur Sinn, wenn zwischen Anmeldung und Wasserlassen maximal zwei Stunden vergehen.

In Zeiten des Internet-Wissens und des Internet-Handels besteht die Schwierigkeit nicht im Dopen, sondern im Verhindern einer Kontrolle. Dopen heißt Zeit gewinnen, sich unsichtbar machen.

Der zweite Anruf hat Erfolg. Volkert ist überrascht, denn eigentlich hat er nach den Athener Spielen mit dem Leistungstraining aufgehört. Doch das ist der Nada egal, sie behält jeden Spitzenathleten noch sechs Monate im Kontrollprogramm, selbst wenn er sich offiziell verabschiedet hat. Diese Regel soll verhindern, dass Sportler zum Schein ihre Karriere beenden, ihren Körper pharmakologisch aufrüsten – und plötzlich ihren Rücktritt revidieren.

In der Küche schiebt Volkert mit der rechten Handkante Pizzakrümel vom Tisch, räumt leere Plastikflaschen weg. Er bietet „Wengo“ einen Kaffee an, doch der Kontrolleur ist nicht zum Kaffeetrinken da. Wengoborski öffnet einen schwarzen Rollkoffer, Volkert soll sich einen von drei Doping-Kits aussuchen, die Seriennummer vergleichen, ins Badezimmer gehen und

unter Aufsicht pinkeln. Volkert liefert 150 Milliliter, mehr als genug.

Er verteilt es auf ein Fläschchen mit rotem Aufdruck, die A-Probe, und eines mit blauem Aufdruck, die B-Probe. Er dreht die Flaschen zu, die Deckel rasten ein, ohne Gewalt werden sie nie mehr zu öffnen sein. Wengoborski füllt den Kontrollbogen aus, liest die Positionen wie ein Notar vor. Volkert, ziemlich unernt, will die Sache schnell hinter sich bringen, „göttlich“ nennt er die Kontrolle, es ist seine „13. oder 14. in diesem Jahr“. Nach gut 20 Minuten ist Wengo wieder draußen.

Er wird am Nachmittag zwei weitere Sportler besuchen, Wildwasserkanuten – kleine Fische im Vergleich zu den Fällen, mit denen er bekannt wurde. 1992 hat er in Zinnowitz Katrin Krabbe überführt, und 1997, als er die Trainingsgruppe von Ken-

Köln. Er spart der Nada die Kurierkosten und gibt die Proben im Carl-Diem-Weg 6 ab. Dort ist das Institut für Biochemie der Deutschen Sporthochschule Köln.

### DER FORSCHER

In Zimmer 711 des Institutshochhauses I, mit Fernsicht auf den Kölner Dom, stapeln sich fünf graue Kunstledertaschen mit schwarzen Griffschlaufen. Sie sind schon etwas speckig, eine apfelgrüne Plombe klemmt am Reißverschlusschieber. In jeder Tasche sind zehn Styroporcontainer. Jeder Container hat eine rote Banderole, auf die Banderole ist ein Code gestempelt.

Drei Damen im weißen Kittel vergleichen die Codenummern mit den grünen Durchschlägen der Kontrollbögen. Auf den Papieren sind die Sportart, der Verband, das Geschlecht des Athleten, die Uhrzeit

ten ist er allein mit seinen Messgeräten und Computerdaten – damit er herausfindet, was die Gegenseite sich Neues ausgedacht hat, um den Geist des Sports zu unterwandern.

Schänzer, 53, war selbst Leichtathlet, Zehnkämpfer auf bescheidenem Niveau. Lehrer wollte er werden, für Sport und Chemie. Doch am Ende des Studiums hat ihn die Chemie mehr interessiert als der Sport, und so wurde er Wissenschaftler. Schänzer kann sich empören über einen Fußballprofi wie Oliver Neuville, der neulich ein Tor mit der Hand erzielte. „Und Doping ist noch viel schlimmer“, schiebt er leise hinterher, „und gefährlicher.“

Schänzer spricht immer leise, auch in der Empörung. Wenn er einem Satz Gewicht verleihen will, setzt er ein „ja“ oder ein „ne“ hinterher, wie man das in seiner

niederrheinischen Heimat eben so tut. Er zieht einen Schlüsselbund aus der Hose und öffnet die Tür 714. „Die ist immer verschlossen“, sagt er. Der Grund ist ein brusthoher Stahlkasten in der Raummitte: „Unser Server.“ Da ist die deutsche Dopingwirklichkeit drin, geschützt „von soundsoviel Firewalls“.

Was nicht drin ist, ist die Dunkelziffer. Keiner weiß, wie hoch sie ist.

Im Jahr 2003 wurden weltweit 151 210 Dopingproben analysiert. 2447 waren positiv. Jeder dritte Befund war auf die Einnahme von anabolen Steroiden zurückzuführen. In Köln wurden 9502 Entnahmen geprüft, 119 waren

positiv. Der Anabolika-Anteil betrug rund 50 Prozent.

Um ein anaboles Steroid zu finden, sucht man in der Regel nicht nach der Substanz, die dem Sportler verabreicht wurde, sondern nach jenen Stoffen, die der Körper daraus gemacht hat – Abbauprodukte, im Fachjargon Metaboliten. Die Forscherkunst ist es, Metaboliten aufzuspüren, die ausschließlich beim Abbau des pharmazeutischen Wirkstoffs entstehen. Es gibt Metaboliten, die nur kurz existieren, und es gibt welche, die halten sich lange im Körper auf. Die sind Schänzers Freunde.

Bieten die Apotheken – oder der Schwarzmarkt – ein neues, für den Leistungsbetrug taugliches Präparat an, muss Schänzer dessen Metaboliten finden und in den Routinecheck aufnehmen. 1988 hat er ein Abbauprodukt des Muskelmachers Stanozolol entdeckt, das ein paar Tage im Körper nachzuweisen war. Manfred Donike, der damalige Chef des Kölner Instituts, boxte den Test beim IOC durch. Zwei Tage nach seinem Olympiasieg über 100 Meter flog der Kanadier Ben Johnson auf: In seinem Urin fanden sich Metaboliten von Stanozolol.



**Dopingforscher Schänzer:** Auf der Suche nach Präparaten mit Tarnkappe

teris-Coach Christos Tsekos in Dortmund stellen wollte, kam es zu Handgreiflichkeiten. Die Griechen verschwanden, der Leichtathletik-Weltverband ließ sie weiterlaufen – und Wengoborski bekam fortan keine internationalen Einsätze mehr.

Viele Geschichten kann er erzählen. Von russischen Läufern, die sich im Hotelgarten hinterm Gebüsch versteckten. Von Frauen, die an der Haustür behaupteten, der Mann in der Küche wäre nicht ihr Ehemann, sondern ihr Schwager. Von der jungen Eiskunstläuferin, deren Vater erst neulich den Zutritt verweigerte. Ein Wort gab das andere, am Ende musste sich Wengoborski gegen den Vorwurf des Hausfriedensbruchs wehren. Die Probe wurde nicht genommen. Der Verband ermahnte die Eisläuferin.

Seit Jahren ist er fast nur noch in Nordrhein-Westfalen unterwegs, 70 000 Kilometer im Jahr. Er fühlt sich wie jemand, der von der Champions League in die Regionalliga abgestiegen ist. Den Skandal um Kenteris hat er im Fernsehen verfolgt. „Es war für mich eine Bestätigung für 1997.“

Wengoborski steuert seinen Turbo-Diesel, dreimal Urin im Gepäck, Richtung

der Urinabgabe, Ort und Datum notiert. Der Name des Sportlers ist geschwärzt.

Der Styroporcontainer wird geöffnet, die beiden Fläschchen werden entnommen. Sie erhalten einen Laborcode, eine sechsstellige Nummer. Alle Daten werden in den Computer eingegeben.

Eine der Damen schiebt das Fläschchen mit der A-Probe in eine Art elektrischen Schraubstock, so groß wie eine Espressomaschine. Auf Knopfdruck zerstört der Apparat den Flaschenverschluss. Die Dame entnimmt zwei bis drei Milliliter aus der A-Probe und kippt sie in ein Reagenzglas. Sie wiederholt die Prozedur fünfmal. Sie hat nun etwa ein Drittel des Urins verteilt, der Rest wandert in den Gefrierschrank, bei minus 20 Grad. Ebenso die noch geschlossene B-Probe.

Ein großer, hagerer Mann mit fusseligem Vollbart und zarten Händen kommt in den kleinen Raum: Wilhelm Schänzer. Er ist der Chef, eine weltbekannte Kapazität, der „Professor Schänzörr from Cologne“, aber hier ist er „der Willi“. Er hält Vorlesungen, er leitet das Kontrolllabor, er muss oft Interviews geben, doch am liebs-

## Rekorde für die Ewigkeit

Bestleistungen bei den Olympischen Spielen 2004 im Vergleich mit dem Weltrekord

	Athen 2004	Weltrekord
<b>KUGELSTOSSEN</b> in Metern		
Männer	21,16	23,12 (1990)
Frauen	19,59	22,63 (1987)
<b>DISKUSWERFEN</b> in Metern		
Männer	69,89	74,08 (1986)
Frauen	67,02	76,80 (1988)
<b>200-METER-LAUF</b> in Sekunden		
Männer	19,79	19,32 (1996)
Frauen	22,05	21,34 (1988)

DER SPIEGEL

GEORG HILGEMANN / ACTION PRESS



Chemikalie versetzt. Drei Mikroliter dieses Gemischs, also 0,000003 Liter, werden in einen Helium-Gaschromatografen injiziert. Dieser sieht aus wie ein kleiner Ofen, in dem sich ein 17 Meter langer, dünner Schlauch windet. Langsam wird der Ofen von 60 auf 300 Grad hochgefahren.

Substanzen, die schnell gasförmig werden, strömen schon bei 100 Grad durch die Kapillare, schwer flüchtige erst bei 300 Grad. Wie bei einem Marathonlauf trudeln die Moleküle zeitversetzt durchs Ziel – und werden dort mit Elektronen beschossen.

Weil Moleküle Sollbruchstellen haben, zerfallen sie ganz typisch – als würde man ein Glas auf den Boden werfen und immer gleich große und gleich schwere Scherben erhalten. Die Bruchstücke werden gewogen, ihre Masse wird ermittelt. Taucht beim Scherbenwiegen die Molmasse 420 auf, so waren Metaboliten von Nandrolon im Tropfen. Ein Beweis, so sicher wie ein Fingerabdruck.

Das galt bis vor fünf Jahren, als ein Chemiker für Victor Contes Firma Balco ein Hormon so veränderte, dass es auf den



**Ex-Sprintweltmeisterin White, Dopingmittelhersteller Conte: Neue Zeitrechnung der Manipulation**

Der Fall Johnson hätte der Beginn der großen Aufklärung sein können. Denn die Spiele von Seoul, da genügt ein Blick auf die Weltrekordlisten, waren wohl die schmutzigsten aller Zeiten. Doch es wurde der Beginn der großen Vertuschung, des Kleinredens, der Alibi-Kontrollen. Noch zehn Jahre nach Johnson schlug IOC-Präsident Juan Antonio Samaranch vor, die Liste der verbotenen Mittel drastisch zu reduzieren: „Alles, was der Gesundheit eines Sportlers nicht schadet, ist für mich kein Doping.“

Bis heute hat sich Schänzer seine Skepsis gegenüber Funktionären bewahrt: „Die können grundsätzlich kein Interesse an Dopingfällen haben.“ Skandale stören den Ablauf, machen das Publikum misstrauisch, hemmen die Vermarktung, verunsichern die Eltern der Nachwuchssportler, und sie gefährden die Wiederwahl.

Die Dame von der Eingangsstelle hat inzwischen 20 Urinproben in Reagenzgläser verteilt. Ute Mareck, die Leiterin der Steroidabteilung, übernimmt die Fuhre. Sie steckt sie in eine Palette mit 50 Röhrchen.

Jedes Dopinglabor ist verpflichtet, eine Substanz in der Konzentration von zwei

Nanogramm pro Milliliter aufzuspüren. „Das heißt so viel wie einen Zuckerwürfel in ein Schwimmbecken von 50 Meter Länge, 20 Meter Breite und 2 Meter Tiefe zu werfen, dann umzurühren, 2 Milliliter zu entnehmen und den Zucker zu finden“, erklärt die Chemikerin.

Ute Mareck legt die Palette mit den Reagenzgläsern in ein Wasserbad mit 51,5 Grad. Es ist der erste von mehreren Schritten, um die verschiedenen Substanzen im Urin zu trennen – bis nach Stunden weniger übrig bleibt als ein Schweißtropfen.

Doch in diesem Tröpfchen sind die anabolen Steroide. Die körpereigenen, aber vielleicht auch fremde. Jeder Mensch scheidet endogene Steroide aus. „Und wenn wir keine finden“, sagt Ute Mareck, „dann war es kein Urin, sondern vielleicht Apfelsaft.“

Alles schon erlebt. Denn die Lebensmittelchemikerin ist 1991 zur Truppe gestoßen, zu einer Zeit also, da diese Mätzchen bisweilen noch zum Erfolg führten. Sie promovierte über Inhaltsstoffe in tropischen Früchten. Nun arbeitet sie daran, fremde von körpereigenen Steroiden zu trennen. Dazu wird der Tropfen mit einer

Schirmen aller Anti-Doping-Labors dieser Welt nicht entdeckt wurde. Der Trick war so simpel wie genial: Der Wissenschaftler applizierte dem bekannten Steroid Gestirnon vier Wasserstoffatome. Plötzlich waren die Bruchstücke so viel schwerer, dass sie der Computer nicht mehr als dopingverdächtigen Stoff identifizierte.

Eine neue Zeitrechnung der Manipulation war damit angebrochen: das Designer-Doping. Bisher funktionierte der Betrug mit zweckentfremdeten Pharmaprodukten, die für Analytiker wie Schänzer „detektierbar“ waren. Balco baute, eigens für Sportler, Präparate mit Tarnkappe.

Der Indiskretion eines Trainers ist es zu verdanken, dass Balcos Geheimwaffe in die Hände der Kontrolleure kam. Und als die Dopingfahnder den Trick entschlüsselt hatten, testeten sie ihre Rückstellproben auf das Designer-Steroid, genannt THG.

Wilhelm Schänzer räumte seinen Kühlraum leer. 3096 Proben untersuchte er nachträglich auf THG. Keine war positiv. Alles halb so schlimm? „THG ist offenbar nur relativ lokal eingesetzt worden“, sagt Schänzer. Ob es andere Stoffe auf dem

Markt gibt, die unter dem Radar hindurchfliegen? „Das ist durchaus möglich.“

Schänzer weiß, dass es demnächst neue Epo-Präparate gibt. Erythropoietin, kurz Epo, ist ein Hormon, das im Knochenmark die Herstellung roter Blutkörperchen anregt. Seit Mitte der Achtziger stellt es die Pharmaindustrie her. Es ist ein Segen für Menschen, die unter Anämie leiden.

Umgehend entdeckten die Sportler Epo für sich, oder besser: deren medizinische Hilfstruppen. Rote Blutkörperchen transportieren den Sauerstoff zu den Muskelzellen. Je mehr man hat, desto höher ist die Ausdauerleistung. Inzwischen kann Schänzer Epo im Urin nachweisen.

Das Problem ist nur, dass Epo rasch abgebaut wird. Bei Olympia wurde kein Athlet wegen Epo erwischt. „Sie wussten, dass kontrolliert wird und haben es eine Woche zuvor abgesetzt“, sagt Schänzer. „Nach vier Tagen ist man auf der sicheren Seite.“

Und ein weiteres Problem ist, dass Epo-Präparate ein Riesengeschäft sind. Wer neu auf den Markt will, muss den Patentschutz beachten und ein Produkt entwickeln, das sich von den eingeführten Mitteln unterscheidet. Schänzer muss die spezifische Struktur dieser Neuheit kennen, um sie im Test aufzuspüren. Doch die Hersteller rücken aus Angst vor der Konkurrenz kein Referenzmaterial heraus: „Die Unterstützung der Pharmaindustrie im Anti-Doping-Kampf ist nicht so, wie ich mir das wünschen würde.“

Der Professor ist wieder leise empört.

Der positive Befund eines etablierten Sportlers weckt in ihm kein Triumphgefühl, sondern wissenschaftliche Neugier. „Ich frage mich, warum ist der auf einmal positiv? Hat er schon früher mit der Substanz gearbeitet, ohne dass es aufgefallen ist? Oder hat er gerade erst zu dopen begonnen? Ich habe viel Unsicherheit, die will ich ausschalten.“

Deshalb investiert Schänzer; 200 000 Euro in ein Isotopenmassenspektrometer, das auch im Kampf gegen Weinpanscher benutzt wird, 380 000 Euro in die Analytik von Eiweißen im Urin, die ihm wichtig ist, nicht zuletzt weil bei einer Razzia während des Giro d'Italia Präparate auf der Basis von Rinderhämoglobin gefunden wurden.

Die Radprofis sind den Sportkollegen anderer Fakultäten meist voraus. Tyler Hamilton erreichte einen Zuwachs roter Blutkörperchen mit der Transfusion von fremdem Blut. Im September wurde der US-Amerikaner überführt. Was er nicht wusste: Das Labor in Lausanne kann fremdes von eigenem Blut unterscheiden.

Seit einigen Tagen kann es das Kölner Institut auch. Schänzer hat die Apparate angeschafft, Mitarbeiter in Lausanne schulen lassen: „Ende Januar können wir loslegen.“ Doch die Geräte werden wohl noch eine Weile jungfräulich bleiben. Es fehlt das Blut der Sportler. Niemand zapft es ihnen aus der Ellenbogenbeuge ab.

## DER FAHNDER

„Was Blutkontrollen angeht, müssen wir besser werden, ganz klar.“ Roland Augustin, 42, ist kein Schönredner. Er spricht nicht von den Leistungen der vergangenen zweieinhalb Jahre, seit es die Nada gibt. Der Geschäftsführer spricht über Ziele und Perspektiven, über das neue Online-Abmeldesystem, über intelligentere Kontrollen, über Prävention und einen intensiveren Austausch mit den anderen nationalen Agenturen. 2005, so die Botschaft, wollen die Fahnder ihre Muskeln spielen lassen.

Denn mit dem neuen Jahr gilt für alle deutschen Sportverbände der Nada-Code, ein auf dem strengen Wada-Code basierendes Grundgesetz wider den Dopingbetrug. Vorbei ist damit die Kleinstaaterei der verschiedenen Fachverbände. „Wir haben den Verstoß- und den Sanktionskatalog deutlicher definiert“, sagt Augustin, „und wir haben jetzt größere Zugriffsmöglichkeiten.“ Augustin kann sehr freundlich sein, er hat etwas Jungenhaftes. Er kann aber auch sehr ernst und bestimmt sein. Wenn er „Zugriff“ sagt, klingt das nach Otto Schily.

Das liegt daran, dass sich Augustin und seine Nada-Kollegen nicht als Partner des Sports sehen, sondern als dessen argwöhnische Kontrolleure. Sie sind die Staatsanwälte im Sportsystem.

Augustin ist niemandes alter Kamerad, aber dennoch vom Fach: ein Doktor der Chemie, Bereich Lebensmittelchemie. Im modernen Sport ist das eine erstklassige Ausbildung.



**Nada-Chefs Busse, Augustin**  
„Wir holen Denkmäler vom Sockel“



**Doping-Kit**  
Nur mit Gewalt zu öffnen

Eine Woche pro Monat sind Augustins Mitarbeiter mit der Auswahl der im Training zu kontrollierenden Sportler beschäftigt. Knapp 9000 sind in der Nada-Datei erfasst. Die Verbände entscheiden, wie viele Tests gemacht werden – schließlich müssen sie die Kontrolleure vor Ort bezahlen. Und der Nada-Computer bestimmt in vier von fünf Fällen, welcher Athlet wann kontrolliert wird. Ein unbestechliches System, ein unberechenbares und ein ineffektives.

Das beklagen Praktiker wie Helmut Pabst, dessen Firma PWC (Physical Work Control) für die Nada sämtliche Kontrollen durchführt. Der Sportmediziner hält nicht viel davon, einen Skilangläufer im Januar im Training zu stellen, wenn der ohnehin laufend im Wettkampf kontrolliert wird: „Da gehe ich lieber im August auf den Gletscher, wenn die an ihrer Kraft arbeiten.“

Augustin weiß um diese Schwächen. 20 Prozent der Sportler schickt er deshalb eine „Zielkontrolle“ ins Trainingslager oder nach Hause. Etwa wenn sich der Athlet auffällig oft und kurzfristig ins Ausland abgemeldet hat, wenn er die Kontrolleure an der Nase herumführt oder wenn seine letzte Dopingprobe „grau“ war – nicht positiv, nicht justitiabel, aber irgendwie sonderbar. Augustin will den Anteil der zielgerichteten Kontrollen auf 50 Prozent anheben. Dann kontrollieren lassen, „wenn Doping sinnvoll ist“.

Aber die Sache ist schwierig. „Um die verschiedenen Zeitfenster zu ermitteln, fehlt es uns an Wissen und an Mitarbeitern.“ Jede Sportart, jede Disziplin hat ihren eigenen Trainingsrhythmus. Und die Nada hat sieben Angestellte. Man braucht Verbündete. Ehemalige Trainer, Sportler, Ärzte, Leute mit Insider-Wissen. Doch wer verrät schon den eigenen Stand?

Manche Verbände scheinen froh, das Schmuddelthema Doping auf die Nada abgewälzt zu haben. Augustins Chef, Nada-Vorstand Peter Busse, wünschte sich mehr Kooperation: „Die sagen: Macht euren Kram, wir wollen mit euch nichts zu tun haben.“

Erfüllt die Nada also eine Alibifunktion? „Ich persönlich habe diesen Eindruck“, sagt Busse, „nicht bei allen Funktionären, aber bei einer ganzen Menge.“ Und Augustin sagt: „Das Gefährliche an unserem Job ist: Wir holen Denkmäler vom Sockel. Das sehen viele Leute nicht sehr gern.“

Als die Gründung der Nada beschlossen wurde – unter dem Druck einer weltweiten Dopingdebatte –, sollte sie mit einem Stiftungskapital von 30 Millionen Euro ausgestattet werden. Es kamen aber nur 6,6 Millionen zusammen, von denen der Bund 5,1 Millionen aufbrachte.

In den USA, wo das Dopingproblem über Jahrzehnte beharrlich ignoriert wurde und wo es seit gut einem Jahr mit erstaunlicher Beharrlichkeit verfolgt wird, beläuft sich der Etat der Anti-Doping-Agentur Usada auf 10,6 Millionen Dol-



Chinesische Olympiateilnehmer (bei der Eröffnungsfeier in Athen 2004): Dopingproben im Zoll hängen geblieben

KIM LUBROOK / DPA

lar. Die Nada muss mit 1,2 Millionen Euro auskommen – das ist so viel wie eine RTL-Werbeinsel im Rahmen einer Formel-1-Übertragung kostet. In Deutschland werden für Sport sponsoring jährlich 1,9 Milliarden Euro ausgegeben. „Ein Prozent davon würde ausreichen“, sagt Augustin, „um die Nada gut auszustatten.“

Doch die Dopingaffären von Athen haben die Bereitschaft der Wirtschaft, den Kampf gegen den Beschiss zu unterstützen, eher behindert als befördert. Sponsoren wollen strahlende Helden. Die Nada entlarvt sie.

Es ist eine No-win-Situation. Sogar die Athleten, die es ehrlich meinen, die den Kontrolleur nicht als Eindringling, sondern als Kronzeugen für ihre Integrität ansehen, mäkeln am System. Sie fragen den Kontrolleur, ob denn ihre Konkurrenz aus Litauen, der Ukraine oder Griechenland genauso oft und unangemeldet kontrolliert würde. Es sind unangenehme Fragen, denn es gibt keine andere Antwort als: nein. „Ich kann jeden deutschen Sportler verstehen, der die Lust verliert, wenn neben ihm im Wettkampf jemand nach Anabolika riecht“, sagt der Dopingfahnder Pabst.

„In Athen“, urteilt Roland Augustin, „hat das IOC versucht, ernst zu machen.“ Es wurden fast 3000 Urin- und 700 Blutproben genommen. Der Nada-Mann betont das Wort „versucht“, denn die Dummen wurden erwischt, die Schlangen mit Medaillen dekoriert. Einigen überführten Sportlern wurden die verbesserten Analysemethoden zum Verhängnis. Sie seien

eine Woche vor Olympia zu Hause negativ getestet worden, gaben sie zu Protokoll.

Nach der Leichtathletik-WM 2003 hatte sich ein deutscher Funktionär die Mühe gemacht, die Endkampfplatzierungen mit der Anzahl der Dopingkontrollen in Bezug zu setzen. Das Ergebnis war ebenso banal wie frustrierend: Wer wenig kontrolliert wird, landet häufig auf den vorderen Rängen.

Doch selbst wenn grenzüberschreitende Kontrollen anberaumt werden: Ob sie „das Gefälle zwischen der westlichen Welt und dem Osten“ (Augustin) ausgleichen können, ist keineswegs sicher. Ungarische Gesandte, die russische Gewichtheber beim Training kontrollieren wollten, wurden mit den Worten empfangen: „Wir sind nicht da. Sie sehen schlecht. Und wenn Sie meinen, dass da jemand ist, dann sehen Sie noch schlechter.“ Die Kontrolleure fuhrten ohne Urin heimwärts.

Andere, etwa in China tätige Fahnder, gelangten zwar unter Mühen an die Urinproben, doch dann bekamen sie die heikle Fracht nicht durch den Zoll. Das seien medizinische Güter, hieß es, dafür gebe es strenge Ausfuhrbestimmungen.

Kurz vor Weihnachten besuchte Roland Augustin die Wada-Zentrale in Montreal. Es hat ihm gefallen, was er da von Wada-Chef Richard Pound und dessen Stab hörte. Dass 2005 mehr Kontrolleure in den Osten geschickt werden, dass alle nationalen Agenturen zu einem Netzwerk verknüpft werden sollen.

Und dennoch sieht Augustin viele weitere Möglichkeiten, die Chancen in diesem

„Hase-und-Igel-Spiel“ besser zu verteilen: Durch regelmäßige Tests auf Wachstumshormon, durch mehr Blutanalysen. Man könnte den Athleten auch eine hohe Zahl an unabhängigen Kontrollen abverlangen, ohne deren Nachweis sie bei einer WM gar nicht starten dürften.

Man muss es nur wollen. Aber sind die Selbstreinigungskräfte der Verbände so stark? Auffällig ist, dass nicht Institutionen des Sports für die großen Enthüllungen der vergangenen Jahre gesorgt haben, sondern amerikanische Steuerbehörden, deutsche Stasi-Aufklärer, italienische Staatsanwälte oder französische Ministerien.

Die Politik könnte Hindernisse aus dem Weg räumen: Etwa indem die Gesundheitsminister die Pharmafirmen zur Kooperation mit den Analyselabors verpflichten. Oder indem die Wada-Kontrolleure mit Diplomatenpässen ausgestattet werden, was Visa- und Zollformalitäten erübrigen würde.

Vielleicht bedarf es aber auch eines Zeichens vom IOC. Natürlich könnte es eine Olympiakandidatur davon abhängig machen, ob in dem Bewerberland die Wada-Standards erfüllt werden. Dann wären die Spiele 2008 niemals in Peking gelandet und Moskau könnte sich seine Hoffnungen für 2012 abschminken.

Bei der letzten Vorauswahl prüften die IOC-Granden aber lieber die Zahl und Güte der Hotelbetten, die Verkehrswege und das Sicherheitskonzept. „Dopingverfolgung“, sagt Nada-Geschäftsführer Augustin, „spielte keine Rolle.“ ♦



ANTONIO SCORZA / AFP / DPA

Brasilianische Fußballfans: Technische Finesse und Samba-Laune

FUSSBALL

# Dribbling auf dem Äquator

Ausgerechnet ein Engländer hat den Versuch unternommen, die Magie der brasilianischen Ballartisten zu enträtseln.

Große Nationen leiden an großen Traumata. Die Deutschen hadern immer noch mit dem Wembley-Tor von 1966, und Brasiliens schwarzer Tag datiert gar aus dem Jahr 1950. Alcides Ghiggia, ein schnurrbartiger Señor aus Uruguay, entritt an jenem 16. Juli dem Gastgeberland den sicher geglaubten WM-Titel.

Letztes Spiel der Endrunde in Rio, Brasilien reicht ein Unentschieden, die 79. Minute: Aus dem Hintergrund fummelt sich Ghiggia in den Strafraum, Ghiggia müsste eigentlich flanken wie 13 Minuten zuvor, als er den Ausgleich der „Urus“ vorbereitete, doch diesmal trifft er selbst, aus spitzem Winkel – vor 199 854 Zuschauern. „Nur drei Menschen haben mit einer einzigen Bewegung das Maracanã-Stadion zum Schweigen gebracht“, sagt der Schütze später, „Frank Sinatra, Papst Johannes Paul II. und ich.“

Sein Treffer zum 1:2 markiert eine Zeitenwende. Brasilien verfällt in endlose Staatstrauer. Torwart Moacyr Barbosa, der den Ball nicht hielt, wird lebenslang geächtet. Die weißen Unglückstrikots mit den blauen Kragen landen in der Mottenkiste. Der damals 19-jährige Illustrator Aldyr Garcia Schlee gewinnt den Wettbewerb für einen neuen Dress der Eliteauswahl.

Fortan tritt die „Seleção“ in Gelb und Grün und Kobaltblau an. Nach Schweden 1958 und nach Chile 1962 reist das Team

mit jeweils neun Angreifern – und gewinnt in elegantestem Hurra-Stil. Heute ist Brasilien fünffacher Weltmeister, dank eines Pelé, eines Rivelino, Romário oder des genialen Einfaltspinsels Garrincha, der bei taktischen Besprechungen lieber in Disney-Heften blätterte und während des Spiels seine ballverliebten Dribblings gelegentlich jenseits der Auslinie fortsetzte.

Keine andere Nation betreibt den Fußballsport, der 1894 von dem Schotten Charles Miller nach Santos gebracht wurde, mit solch quasisirelligöser Inbrunst. Keine Nationalmannschaft verkörpert einen derart harmonischen Völker- und Rassenmix. Keine berauschte in ihren Glanzzeiten mit einem solchen Maß an kreativer Improvisation – und wurde dafür so geliebt.

Nur Brasilianer sind verrückt genug, „Autoball“ zu erfinden, bei dem schrottreife Wagen mit waghalsigen Manövern ein übergroßes Spielgerät ins Tor bugsieren. Nur in Brasilien ist es möglich, dass eine 17-jährige blonde Schönheit namens Milene Domingues einen Weltrekord im Ballhochhalten aufstellt (55 187 Kontakte in 9 Stunden und 6 Minuten) und auch noch einen wie Ronaldo heiratet. Ricardo Neves, der beste männliche Jongleur, zirkelt ein Leder im Februar 2002 in einem Einkaufszentrum in Brasília sogar 210 000-mal in 27 Stunden durch die Luft. Zum Essen und während Pinkelpausen parkte er den Ball im Nacken.

Die Zahl brasilianischer Fußball-Legionäre

\* Alex Bellos: „Futebol. Fußball – die brasilianische Kunst des Lebens“. Edition Tiamat, Berlin; 400 Seiten; 18 Euro.

übertrifft bei weitem die der Diplomaten. Rund 5000 Spieler verdienen ihr Geld derzeit in der Ferne. Selbst die Färer verpflichteten ein halbes Dutzend (minder begabter) Akteure, um technische Finesse und Samba-Laune zu importieren.

Ausgerechnet ein Engländer namens Alex Bellos hat während seiner vier Jahre als Südamerika-Korrespondent für den „Guardian“ und den „Observer“ die Geschichte des brasilianischen „Futebol“ rekonstruiert und dessen Faszination anekdotenreich geschildert. Bellos, 34, recherchierte für sein jetzt auf Deutsch erschienenes Buch mit der Emphase des wahren, kritischen Fans, und er ging weite Wege\*.

Der Fußballnarre reiste zu Fischfabriken, in denen manche Exil-Brasileiros nebenher jobben, er besuchte Indioreservate, wo eine Art Kopfballtennis gepflegt wird, und fuhr nach Uruguay ins Feindesland. Allein auf Inlandsflügen legte er in einem Jahr etwa 40 000 Kilometer zurück. Und Bellos hat sie alle interviewt: den Veteranen Ghiggia, den bohemihaften Schlee, eine Tochter Garrinchas und nicht zuletzt Sócrates, die Inkarnation des „schönen Spiels“ der frühen achtziger Jahre.

Sócrates hat Platon und Machiavelli gelesen und den Fußball während der Militärdiktatur wie kein anderer politisiert. Als Kapitän der Seleção spielte er vermöge seiner legendären Hackentricks selbst „rückwärts besser als die meisten vorwärts“ (Pelé). Heute kommt der Sportmediziner dem Autor zwar vor „wie ein alternder Rocker oder Ex-Häftling“, dennoch vermittelte Bellos im November einen vierwöchigen Auftritt des 50-Jährigen beim englischen Neuntligisten Garforth Town.

„Wir sind nun ein urbanisiertes Land“, sinniert der eloquente Doktor, eine „gewisse Standardisierung“ des Spektakels sei unvermeidlich. Die Seleção werde zum „Schaufenster“ für allerlei Talente, die fremden Spähern auffallen sollen. Der kampfbetonten Gangart in Übersee passe man sich deshalb schon zu Hause an. Es werde dreimal mehr gerannt als früher – „Fußball ist hässlicher geworden“.

Das gilt wohl nicht für die Darbietungen in der sicher außergewöhnlichsten Spielstätte, die Bellos in Brasilien aufgesucht hat. In Macapá, der verschlafenen Hauptstadt des Bundesstaats Amapá, bildet der Äquator die Mittellinie des örtlichen Stadions. Der Gewinner einer Seitenwahl kann sich für die nördliche oder die südliche Erdhalbkugel entscheiden. RÜDIGER FALKSOHN



LEE SMITH / ACTION IMAGES / SPORTIMAGE

Altstar Sócrates (in Garforth) Platon und Machiavelli gelesen

NAHOST

## Wahlen im Zeichen Arafats

Der palästinensische Präsidentschaftswahlkampf nährt in Israel Skepsis, ob von einer palästinensischen Führung nach Arafat wirkliche Änderungen zu erwarten sind. Mit Missfallen verfolgt die Regierung in Jerusalem, wie allgegenwärtig der kürzlich verstorbene PLO-Chef in den Wahlkampagnen noch immer ist. So zeigt sich der klare Favorit, der Fatah-Führer Mahmud Abbas, 69, mit Vorliebe neben riesigen Arafat-Plakaten. In seinen Reden verspricht er, in dessen „Fußstapfen zu treten“. Und getreu der Haltung seines von Israel verfeimten Vorgängers beharrt Abbas auf dem Rückkehrrecht für die palästinensischen Flüchtlinge, den Grenzen von 1967 als Grundlage für eine Friedenslösung so-

wie auf Ost-Jerusalem als Hauptstadt eines Palästinenserstaats. „Das sind schlechte Zeichen“, kritisiert Außenminister Silwan Schalom. Zwar wendet sich Abbas klar gegen die gewaltsame Intifada. Doch er lehnt es ab, mit Hilfe der Polizei gegen Terrorgruppen der Hamas oder seiner eigenen Fatah vorzugehen.

Der aussichtsreichste Alternativkandidat dieser Wahl, der Reformler und Bürgerrechtsaktivist Mustafa Barghuti, 50, will vor allem mit dem Missmanagement und der Vetternwirtschaft in der Autonomiebehörde aufräumen. Arafat lastet er an, keine Grundlagen für einen demokratischen palästinensischen Staat geschaffen zu haben. „Er hat viele Chancen für das palästinensische Volk verpasst“, klagt Barghuti. Trotz solcher Kritik eröffnete auch er seinen Wahlkampf mit einem Besuch am Grab Arafats. Bei seinen Auftritten in den palästinensischen Städten und Dörfern spürt der Mitbegründer der neuen Partei „Nationale Initiative“, angeblich eine „Aufbruchstimmung“ unter der Bevölkerung: „Die Palästinenser sind bereit zu Wechsel und Neuanfang.“ Doch Umfragen zufolge hat der Arzt, ein entfernter Verwandter des inhaftierten Fatah-Anführers Marwan Barghuti, bei der Wahl am 9. Januar kaum eine Chance gegen den PLO-Mann Abbas.



Barghuti

YURI CORTEZ / AFP



Abbas

LOAY ABU HAYKEL / REUTERS

AUSTRALIEN

## Ausweitung der Kontrollzone

Um Anschlägen auf australische Frachter, Häfen sowie Ölbohrinseln vorzubeugen, will die Regierung in Canberra von März an die Hoheitsgewässer rund um den fünften Kontinent de facto erheblich ausweiten. Alle Kapitäne, die sich innerhalb einer 1000-Seemeilen-Zone (1852 Kilometer) befinden, sollen zu Auskünften über ihre Fracht und ihre Reisepläne verpflichtet werden. Zweifelhaft Angaben soll die Marine an Bord überprüfen dürfen. Innerhalb der bisher gültigen 200-Meilen-Zone verlangen die Behörden zusätzlich detailliertere Informationen: Die genaue Position sowie Geschwindigkeit,

exakter Kurs und die zuvor angelaufenen Auslandshäfen müssen gemeldet werden. Bei der Ankunft in Australien soll die Fracht routinemäßig geröntgt werden.

Premier John Howard, der die Pläne vorstellte, beruft sich auf Geheimdienst-

dossiers, die maritime Ziele des Landes als besonders anfällig für Qaida-Angriffe einstufen. Er will „doppelt sichergehen, dass wir wissen, wer unser Land anläuft und mit welchen Interessen“. Mit der Ausweitung der Hoheitsgewässer würde Australien die Aufsicht über

einige der am meisten befahrenen Meerespassagen erhalten und ein weltweit führender Container-Kontrollleur. Fachleute bezweifeln allerdings die Legitimität der Maßnahme. Don Rothwell, Professor für Internationales Recht an der Universität Sydney: „Kein Staat hat eine Grundlage, Schiffe auf hoher See einfach zu stoppen, es sei denn Piratenboote oder andere Schiffe ohne Flagge.“



Öltanker vor Sydney

WILLIAM WEST / AFP

BOSNIEN

# Militärs unter Verdacht

Im Kampf gegen das Unterstützernetzwerk abgetauchter Kriegsverbrecher demonstriert die frisch installierte Friedensmission der Europäischen Union (Eufor) Stärke. Sie lässt jetzt einen unterirdischen Militärbunker nahe Han Pijesak in Ostbosnien schließen, der vermutlich als Unterschlupf diente. Nach Erkenntnissen der Militärs hatte sich hier im Sommer Ex-General Ratko Mladić aufgehalten, der vom Jugoslawien-Tribunal in Den Haag wegen des Mordes an 7800 Muslimen im bosnischen Srebrenica gesucht wird. Das fünf Kilometer lange Gängesystem, das bislang von der Armee der Republika Srpska (RS) unterhalten wurde, hat Klima- und Heizungsanlagen und verfügt, so Eufor-Oberbefehlshaber David Leakey, über die „teuerste Telefonzentrale Europas“. Jetzt soll untersucht werden, ob serbische Militärangehörige an der Fluchthilfe beteiligt waren. Die Versiegelung des Tunnels, dessen Eingang in der Garage eines Wochenendhäuschens versteckt ist, gehört zu erneuten Strafmaßnahmen gegen die bosni-



Tunnelkomplex bei Han Pijesak



Eufor-Soldaten bei der Inspektion des Archivs und der Telefonanlage

JAPAN

# Neues Feindbild

Wie eine Umfrage der Regierung in Tokio ergab, verschlechtern sich die Beziehungen zum Rivalen China dramatisch. Nur noch 37,6 Prozent der Bevölkerung empfinden Sympathie für den erstarkenden Nachbarn, so wenig wie seit 26 Jahren nicht mehr. Der nationale Unmut hatte sich verstärkt, nachdem im November ein chinesisches Atom-U-Boot in Nippons Hoheitsgewässer eingedrungen war – für viele Japaner bestätigt der Vorfall den neuen Verteidigungsbericht, der das Reich der Mitte als potentielle Bedrohung darstellt. Damit nimmt China, gemeinsam mit Nordkorea, die Stelle der früheren Sowjetunion als Japans Feindbild Nummer eins an. Vom wachsenden Zorn der Japaner auf China profitiert Taiwans Ex-Präsident Lee Teng-hui. Ihm erteilte das japanische Außenminis-



Koizumi

terium kürzlich ein Visum. Bereits 2001 hatte Tokio dem ersten demokratisch gewählten Präsidenten der Inselrepublik einen Besuch gestattet, was Proteste Pekings hervorrief. Die chinesische Regierung verfolgt Lee mit besonderem Hass, weil sie ihn für den Propagandisten eines unabhängigen Taiwan hält. Provoziert fühlt sich Peking auch durch jährliche Pilgerbesuche von Premier Junichiro Koizumi am Yasukuni-Schrein in Tokio. An der Kriegergedenkstätte werden auch Japans 1948 hingerichtete Hauptkriegsverbrecher als shintoistische Gottheiten verehrt. Derzeit prüft die Regierung Koizumi überdies, ob sie dem Dalai Lama ein Visum für einen Besuch im April erteilen soll. Einflussreiche Kräfte der Regierungspartei LDP möchten den Exil-Tibeter ebenfalls zu einem Auftritt am Yasukuni-Schrein bewegen – wie bereits 1980 bei einer früheren Visite. Auch dieser Besuch würde zu einer weiteren Belastung der japanisch-chinesischen Beziehungen führen.

LIBYEN

# Platz an der Sonne

Die Annäherung des einstigen „Schurkenstaates“ an den Westen macht weitere Fortschritte. Um sowohl ausländische Investoren als auch Privatleute an die sonnigen Strände des südlichen Mittelmeers zu locken, schloss das staatliche Touristik-Unternehmen Farwa ein Abkommen mit dem Mailänder Konsortium Gruppo Norman. Die Italiener wollen die Insel Farwa nahe der Grenze zu Tunesien touristisch erschließen und den größten Hotelkomplex des Landes errichten – eine Anlage für 3800 Urlauber. Gruppo Norman rechnet mit der Fertigstellung des knapp 200 Millionen Euro teuren Resorts, eines der größten libyschen Projekte außerhalb der Ölbranche, in fünf bis sechs Jahren. Das Regime von „Bruder Oberst“ Muammar al-Gaddafi betrachtet den Tourismus als wichtigen Wachstumsfaktor und möchte die ölabhängige Wirtschaft diversifizieren. Nicht einmal 200 000 Feriengäste reisten bisher jähr-



Mladić (1994)

schen Serben und erfolgte nur wenige Tage nachdem der vom Westen entsandte Bosnien-Beauftragte Paddy Ashdown neun lokale Polizeichefs der Serbenrepublik wegen mangelnder Zusammenarbeit mit Den Haag abgesetzt hatte. Ashdown ließ durchblicken, dass ohne eine befriedigende Kooperation mit dem Tribunal der Fortbestand der serbischen Entität als staatliche Einheit gefährdet sein könnte. Seither schwelt in dem kleinen Balkanland eine schwere politische Krise: Aus Protest gegen das selbstherrliche Gebaren Ashdowns traten bereits mehrere Serbenpolitiker zurück. Ashdown allerdings verteidigt seinen Kurs der harten Hand: Auslöser für den aktuellen Unmut sei schließlich nicht sein Durchgreifen, so der Brite, sondern die fortgesetzte Weigerung der RS-Behörden, ihren Verpflichtungen nachzukommen und Kriegsverbrecher endlich auszuliefern.



Antikes Theater in Leptis Magna

lich in den arabischen Staat – hauptsächlich um die Ruinen der antiken Städte Leptis Magna und Cyrene sowie die im Zweiten Weltkrieg umkämpften Schlachtfelder von Tobruk zu besuchen.

## BRASILIEN

## Blühende Landschaft

Umweltschützer, Oppositionspolitiker und Anrainer laufen Sturm gegen die Ableitung von Wasser des Rio São Francisco, ein Megaprojekt der Regierung. Der 2700 Kilometer lange Strom ist einer der wichtigsten Flüsse des Landes und Lebensader mehrerer Bundesstaaten. Über ein Kanalsystem soll er auch im Nordosten, dem Sertão, Brunnen für die notleidende Bevölkerung speisen, Obst- oder Weinplantagen bewässern und die bettelarme Dürre-region in eine blühende Landschaft verwandeln – für umgerechnet 1,2 Milliarden Euro. Im Etat für 2005 hat die Regierung zur Empörung von Umweltschützern bereits etwa 275 Millionen Euro bereitgestellt, obwohl nicht alle nötigen Gutachten eingeholt worden sind. Präsident Luiz Inácio Lula da Silva hat es eilig, weil er den ersten Abschnitt bereits 2006 einweihen möchte, wenn er voraussichtlich zur Wiederwahl antritt. Für die gesamte Bauzeit werden 30 Jahre veranschlagt. Experten befürchten, dass das Anzapfen des Flusses verheerende Folgen für Fischer und Anwohner haben wird. Sie



bezweifeln, dass der Strom genug Wasser führt, um einen so drastischen Aderlass zu verkraften. Sein Pegel sinkt seit Jahren kontinuierlich, die Böschung ist bereits durch Abholzung und Erosion weitgehend zerstört. Der Bau mehrerer Wasserkraftwerke hat den Verlauf des Rio São Francisco verändert, viele Fischarten sind verschwunden. Ein Plan von Umweltschützern zur Wiederbelebung des legendären Stroms, der für Brasilien etwa dieselbe Bedeutung hat wie der Mississippi für die USA, ist bislang an bürokratischen und wirtschaftlichen Hürden gescheitert.

## WEISSRUSSLAND

## Furcht vor Revolten

Im autoritären Regime des weißrussischen Präsidenten Alexander Lukaschenko breitet sich immer deutlicher Angst aus vor einem Übergreifen der ukrainischen Revolution. Funktionäre warnen schon vor „Provokationen aus Kreisen der studentischen Jugend“. Sorgen bereitet den Lukaschenko-Gehilfen vor allem die Schwäche der staatlich gelenkten Jugendorganisation „Weißrussische Republikanische Jugend-Union“. Der dem Kommunistischen Jugendverband (Komsomol) nachempfundene Verein gilt als politisch unzuverlässig. Als „wenig effektiv“ stufen Präsidentenmitarbeiter auch die Arbeit der „Ideologischen Hauptverwaltung“ in der Kanzlei des Staatsoberhauptes ein. Weißrusslands Beamte, gesteht ein Propagandist, seien „müde von der ständigen Anspannung, in der die Führung sie hält“. Die scheinbar stabile Staatsmacht in Weißrussland, heißt es weiter, könne bei Massenprotesten „innerhalb einer Stunde unumkehrbar zusammenbrechen“. Lukaschenko verschärft deshalb den Kurs gegen die Opposition. Bereits im November feuerte



Lukaschenko

er den Chef der Staatssicherheit KGB, der einen Dialog mit Regimekritikern befürwortet hatte. Außerdem ernannte Lukaschenko den Hardliner Wiktor Scheiman zum Chef seiner Administration. Scheiman steht im Verdacht, für das spurlose Verschwinden mehrerer Oppositionspolitiker verantwortlich zu sein. In den letzten Wochen nahm die Polizei gleich etliche Aktivisten der Jugendprotestbewegung „Subr“ (Wisent) fest. In Minsk muss sich der Oppositionspolitiker Michail Marinitsch vor Gericht wegen angeblichen illegalen Waffenbesitzes verantworten. Der inhaftierte moderate Diplomat gilt als potentieller Oppositionskandidat bei den Präsidentschaftswahlen im Jahr 2006.



Wahlsieger Juschtschenko, Sympathisantin Timoschenko: Fast schon religiöse Entrücktheit

UKRAINE

# „Gelitten wie in der Hölle“

Nach dem Erfolg bei der Wahlwiederholung scheint Oppositionsführer Wiktor Juschtschenko am Ziel, als dritter Präsident des Landes soll er Mitte Januar vereidigt werden. Doch sein Triumph verdeckt die Tücken des Siegs: Die Ukraine bleibt gespalten, die politische Elite misstraut dem Wechsel.

Alles an diesem Dezemberabend ist noch einmal wie zu den besten Zeiten der Revolution: der Rauch brennenden Feuerholzes, der sich über die Zeltstadt auf dem Prachtboulevard Kreschtschatik legt; die lupenden Autokorsos, die sich durch die verwinkelten Gassen im Zentrum quälen; das Meer der Kerzen und die heiseren „Juschtschenko“-Rufe aus Zehntausenden Kehlen auf dem Majdan. Nur die blau glitzernde Neujahrstanne an der Metrostation zeigt an, dass seit dem ersten Fanal zum Widerstand bereits fünf Wochen ins Land gegangen sind.

Kiew, die 2,6-Millionen-Metropole der von Europa wiederentdeckten Ukraine, erlebt am letzten Dienstag des Jahres 2004

den Schlussakkord einer unvergleichlichen Volkserhebung. Zumindest den vorläufigen.

Und so wie im Theater, nachdem der letzte Vorhang gefallen ist, zeigt sich auf der Hauptbühne noch einmal das Führungspersonal der Revolution in Orange: Pjotr Poroschenko, der stiernackige „Schokoladenkönig“ der Ukraine, der mit seinem „Kanal 5“ den Aufstand in den Rang eines Fernsehereignisses erhoben und an diesem Abend wohl auch das Abschlussfeuerwerk spendiert hat; Julija Tymoschenko mit ihrem effektiv gelegten Haarzopf, die einstige „Gasprinzessin“, die sich mit ihren aufrüttelnden Reden zum Widerstand gegen das Kutschma-Regime den Ruf einer Pasionaria dieser Revolution

erworben hat; Katherina Juschtschenko mit feinem Fuchskragen um den Hals und ihren Kindern an der Seite, die in Chicago geborene Gattin des neuen ukrainischen Volkshelden, und schließlich der Hauptdarsteller selbst: Wiktor Andrejewitsch Juschtschenko.

Etwas unbeholfen steht er da vor seinen jubelnden Anhängern, mit dem graugrünen vom Giftanschlag entstellten Narbengesicht. Nur selten reckt er die Hand zur Faust oder legt, wie der amerikanische Präsident, die Rechte aufs Herz. Ein Mann mit einer Haltung, die fast schon religiöse Entrücktheit nach außen kehrt.

Juschtschenko, 50, Dorflehrersohn aus dem Flecken Choruschiwka im ukraini-



**Feiernde Ukrainer mit Landesfahne:** „Wir sind jetzt der Mittelpunkt des Kontinents“

PETAR KUJUNDZIC / REUTERS

schen Nordosten, ist seit diesem 28. Dezember de facto neuer Präsident des größten Flächenstaats Europas. Die Wahlkommission hat eben die vorläufigen Endergebnisse mitgeteilt: 15 Millionen seiner Landsleute haben im dritten Anlauf für ihn gestimmt, es waren exakt 51,99 Prozent aller abgegebenen Stimmen. Nun hat er seinen Gegner Wiktor Janukowitsch also doch noch geschlagen, den Premier, der durch massive Wahlfälschungen in den ersten beiden Durchgängen um ein Haar an ihm vorbeigezogen wäre ins höchste Staatsamt.

„Peremoga“, rufen die Menschen auf dem Majdan: „Sieg“. Sie feiern sich und die „Rückkehr unseres Landes nach Europa“. Und darin bestärkt sie ihr Idol: „Wir sind jetzt der Mittelpunkt des Kontinents, in unserer Brust schlägt ein europäisches Herz.“ Dann steigt die schwermütige Landeshymne in den Winterhimmel auf: „Noch sind der Ukraine Ruhm und Freiheit nicht gestorben.“

Es ist der Tag, an dem das Land nach einem 59-tägigen Wahlkrimi endlich wieder zu sich zu finden scheint. Nicht nur der Ex-Banker und Ex-Premier

Juschtschenko ist nun am Ziel. Auch alle anderen Beteiligten atmen auf. „Gebe Gott, dass diese Abstimmung die letzte war“, lässt sich Noch-Präsident Leonid Kutschma von seiner Datscha außerhalb Kiew vernehmen – sein offizieller Amtssitz ist noch immer von der Opposition blockiert.

Aufatmen allerorten. Schneller als erwartet, noch an diesem Abend, treffen erste internationale Glückwünsche zum „überwältigenden Sieg“ Juschtschenkos ein, wie Deutschlands Kanzler Gerhard

Schröder telegraphiert. Denn die über 13 000 Wahlbeobachter haben dem Urnengang vom 26. Dezember ein „deutliches Mehr an Fairness und freiheitlichem Ausdruck“ attestiert. US-Außenminister Colin Powell spricht gar von einem „historischen Augenblick für die Demokratie“.

Nur die Beobachtermission des postsowjetischen Staatenverbands GUS, die bei der ersten skandalösen Stichwahl keinerlei Verfehlungen zu entdecken vermochte, schert erneut aus. Diesmal natürlich andersherum: Man habe „Zweifel an der Legitimität der dritten Abstimmung“, beharrt Russlands Ex-Innenminister Wladimir Ruschailo, ein alter Putin-Spezi.

Dass Janukowitsch, Moskaus Favorit, seine Niederlage „nie anerkennen“ will und letzten Dienstag die Ergebnisse in allen 225 Wahlbezirken angefochten hat, macht ihn eher zum Ritter von der traurigen Gestalt. Tatsächlich hatte die Wahlkommission zwar seine erfolgreiche Verfassungsklage, alle Behinderten und Gebrechlichen müssten zu Hause wählen dürfen, nicht mehr vollständig berücksichtigen können. Doch dass dadurch drei Millionen



**Verlierer Janukowitsch (bei einer Messe):** Trauriger Ritter

URIG / EASTWAY

# „Es wird keine Verfolgung geben“

Der designierte Präsident Wiktor Juschtschenko über das Verhältnis zu Russland, politische Reformen und den Weg der Ukraine in die Europäische Union

**SPIEGEL:** Wiktor Andrejewitsch, hatten Sie nach Ihrer Wahl bereits Verbindung mit Russlands Präsidenten Wladimir Putin?

**Juschtschenko:** Einen direkten Kontakt gab es bisher nicht.

**SPIEGEL:** Putin hat dieser Tage vor „antirussischen Einflüssen“ in Ihrer Umgebung gewarnt. Wen meinte er damit?

**Juschtschenko:** Ich verstehe, welchen Platz Russland in der Geschichte der Ukraine einnimmt, die Beziehungen mit Moskau sind auch weiterhin im historischen Interesse unseres Landes. Deswegen bin ich überhaupt nicht daran interessiert, antirussische Kräfte zu stärken. Russland bleibt ein strategischer Partner auf politischem, wirtschaftlichem und militärischem Gebiet. Unsere Strategie zielt auf eine europäische Integration, in diesem Rahmen müssen wir alle Probleme gemeinsam mit Russland lösen. Es gibt keinen einzigen antirussisch gesinnten Mitarbeiter in meiner Umgebung.

**SPIEGEL:** Die von Putin beschworenen „zionistischen Kräfte“ ebenfalls nicht?

**Juschtschenko:** Sein Pressedienst hat das später zu „antisemitischen Kräften“ korrigiert. Ich bin froh, dass kein solches Problem in der Ukraine existiert. Ich habe hervorragende Beziehungen zu jüdischen Organisationen, nehme jedes Jahr mit meiner Familie am Chanukka-Fest teil. Antisemitische Bestrebungen gibt es in meiner Mannschaft schon lange nicht mehr.

**SPIEGEL:** Wie wollen Sie die Beziehungen zwischen Kiew und Moskau verbessern?

**Juschtschenko:** Wir möchten den Austausch von Investitionen anregen, Handelsbarrieren abbauen und Probleme des Zuzugs von Arbeitskräften klären. Ich werde dabei natürlich von den Interessen der Ukraine ausgehen, aber auch die russischen Belange berücksichtigen: beim Transport von Öl und Gas oder was ausstehende Schulden betrifft. Freilich gibt es eine Bedingung: Putin darf unseren Weg in die EU nicht blockieren.

**SPIEGEL:** Wie wird Ihr künftiges Kabinett aussehen? Werden Sie Gouverneure aus den Ihnen unfreundlich gesinnten Ostgebieten der Ukraine abberufen?

**Juschtschenko:** Unsere Regierung werden wir auf Grundlage jener Vereinbarung



**Künftiger Staatschef Juschtschenko**  
„Regierung des nationalen Vertrauens“

bilden, die wir mit unseren Partnern getroffen haben. Es wird eine Regierung des nationalen Vertrauens werden, mit unterschiedlichen politischen Kräften, die die Ziele meiner Mannschaft teilen. Was die Gouverneure betrifft: Ich bin dagegen, solche Amtsträger von der Zentrale aus einzusetzen – sie sollten aus den betreffenden Gebieten selbst kommen.

**SPIEGEL:** Werden Strafverfahren gegen jene Provinzpolitiker eingeleitet, die sich gegen Ihre Regierung wenden? Oder Verfahren wegen ungesetzlicher Bereicherung?

**Juschtschenko:** Das schließe ich nicht aus. Aber es wird keine politische Verfolgung geben. Die Achtung vor dem Gesetz muss der Maßstab für alle Handlungen sein, auch gegenüber denen des bisherigen Präsidenten, seiner Gattin oder seines Schwiegersohns. Zugleich will ich nicht in die ukrainische Geschichte der neunziger Jahre zurückkehren, in die Zeit der Privatisierungen: 98 Prozent der ukrainischen Unternehmen handeln im Rahmen jener Gesetze, die wir uns in den vergangenen 14 Jahren gegeben haben. Das Wort Renationalisierung liebe ich nicht. Wir wollen jetzt Stabilität, und auch die Geschäftswelt will wissen, woran sie ist. Unsere Manager fordern eine unabhängige Justiz, die die politische Verfolgung von Unternehmern unterbindet, ungesetzliche Repressionen durch Steuerbehörden, Polizei oder den Geheimdienst. Dafür muss die neue Regierung die Verantwortung übernehmen. Andererseits wollen wir klare Regeln: Beginnend mit dem 26. Dezember, müssen alle Steuern zahlen. Der Schattenwirtschaft muss ein Ende gesetzt werden.



**Präsidenten Kutschma, Putin\***: „Russland bleibt ein strategischer Partner“

\* Mit Kriegsveteranen in Kiew am 28. Oktober 2004. Das Interview führte SPIEGEL-Redakteur Christian Neef zusammen mit Kollegen von „New York Times“, „Time Magazine“ und „Guardian“.

**SPIEGEL:** Welche Rolle wird Ihre Oppositionskollegin Julija Timoschenko spielen?

**Juschtschenko:** Sie ist unsere politische Partnerin. Sie hat das Recht, für die allerhöchste Funktion zu kandidieren.

**SPIEGEL:** Den Posten des Premierministers inbegriffen ...

**Juschtschenko:** ... natürlich ...

**SPIEGEL:** ... obwohl sie in Russland wegen angeblicher Bestechung von Armeeoffizieren per Haftbefehl gesucht wird?

**Juschtschenko:** Ich kenne keinen einzigen Gerichtsbeschluss, der die Vorwürfe untermauern würde. In Frage kommen für das Amt aber auch Pjotr Poroschenko, Alexander Moros und Anatolij Kinach.

**SPIEGEL:** Werden Sie den bisherigen Präsidenten Leonid Kutschma wegen der Wahlfälschungen zur Verantwortung ziehen?

**Juschtschenko:** Er trägt wie auch jeder einfache Mensch Verantwortung vor dem Gesetz. Niemand wird außer Acht lassen, was bei der Privatisierung etwa des Stahlgiganten Kriworischstal passiert ist oder was noch heute an Schattenprivatisierungen über die Staatskanzlei läuft.

**SPIEGEL:** Manche Ihrer Verbündeten wollen die vereinbarte Verfassungsreform wieder in Frage stellen, welche die Rechte des Präsidenten beschneidet.

**Juschtschenko:** Janukowitsch war es, der unsere Rahmenvereinbarung gebrochen hat, indem er das Wahlgesetz für sich selbst am 26. Dezember außer Kraft setzte. Mehrere Parlamentsfraktionen wollen deshalb beim Verfassungsgericht Klage gegen Details der Reform einreichen.

**SPIEGEL:** Unterstützen Sie eine solche Revision?

**Juschtschenko:** Moralisch ja. Dass ab 2006 die Parlamentsmehrheit die Regierung stellt und der Präsident das Recht erhält, das Parlament aufzulösen – das ist normal, europäischer Standard. Aber eine vorgeschriebene Fraktionsbindung für Abgeordnete hat etwas geradezu Mittelalterliches. Gestärkt werden müssen zudem die Richter, das übergroße Gewicht der Generalstaatsanwaltschaft ist absurd, die kann heute jeden Prozess blockieren.

**SPIEGEL:** Werden Sie die eigenen Truppen aus dem Irak zurückholen?

**Juschtschenko:** Unsere Beteiligung an der Lösung der Krise im Irak hat mit ukrainischen Interessen zu tun, wir haben Wirtschaftskontakte und Investitionen dort. Unsere Einheiten verfolgen rein humanitäre Ziele. Es hängt jetzt von der künftigen nationalen Regierung im Irak ab, ob sie uns weiter braucht. Wir werden die Frage aber auch mit unseren Verbündeten abstimmen.



**Bergarbeiter in Donezk:** Von dringend nötigen Reformen bedroht

Menschen ihres Wahlrechts beraubt worden seien, gehört ins Reich der Legende.

Mit seiner juristischen Attacke mag Janukowitsch die Verkündung des amtlichen Endergebnisses hinauszögern, Juschtschenko stoppen wird er dadurch nicht. Selbst Moskau hat durchblicken lassen, dass der Kreml kein Interesse an einer Fortsetzung des Wahlspektakels hat – so lange, bis es womöglich völlig zur Farce verkommen ist.

Aber Janukowitsch hatte noch einen anderen Giftpfel parat. Er werde auch „nie“ mit seinem Konkurrenten zusammenarbeiten, beharrte er trotz. Das kommt der Aufforderung an seine knapp 13 Millionen Wähler im Osten und Süden der Ukraine zu nationalem Ungehorsam gleich – und erfüllt de facto den Tatbestand einer Aufforderung zur Spaltung des Landes. Selbst Janukowitschs früherer Schutzherr zeigte sich unangenehm berührt. Der Verlierer solle den Sieger anrufen und ihm gratulieren, raunte Kutschma, „und damit Schluss“.

Das Telefon in Juschtschenkos Stabsquartier blieb still. In der feinen Villa am Hang unterhalb der barocken Kiewer Andreas-Kirche hatten die Anwesenden ohnehin andere Sorgen. Das Bündnis „Nascha Ukraina“ („Unsere Ukraine“), die amorphe Koalition der Sieger, tagte nach dem Wahlsonntag in Permanenz. Hauptthema: die Aufteilung der nunmehr greifbaren Macht.

Juschtschenkos Rivale, der inzwischen von fast allen Gönnern fallen gelassene Premier, hatte vergangenen Dienstag nach dreiwöchigem Wahlurlaub ungerührt seinen Premierposten wieder einzunehmen versucht. Ihn möglichst schnell zu ersetzen gilt als Gebot der Stunde bei den Siegern. Doch durch wen?

Durch den ehrgeizigen Sozialistenführer Alexander Moros, der Juschtschenko mit seiner Partei nach vergeblicher eigener Kandidatur noch beigeprungen war? Oder durch den ebenso schwergewichtigen wie

ambitionierten Unternehmer Poroschenko, personifiziertes Sinnbild dafür, dass auch ein prowestlicher Mann wie Juschtschenko nicht ohne den Typus des postsowjetischen Oligarchen auszukommen vermag?

Oder vielleicht durch Julija Timoschenko, die Seele der Revolution in Orange? Die energische frühere Vizepremierministerin wäre die ideale Frau für die unausweichliche Drecksarbeit der Sieger: das Austauschen der alten Führungselite und das Aufspüren jener finanziellen Untiefen, die das abtretende Regime hinterlässt.

Mehrheitsfähig im Parlament wäre sie allerdings kaum. Trotzdem nannte der künftige Präsident sie wie auch Moros und Poroschenko Mittwochabend als Kandidaten für das wichtige Amt.

Auf jeden Fall ist Timoschenko als Mehrzweckwaffe einsetzbar. Vorigen Mittwoch schickte Juschtschenko sie ins feindliche Donezk, in die Hochburg aller Janukowitsch-Anhänger. Oligarch Rinat Achmetow, ehemals Chef einer Hütchenspielerbande und heute „Pate des Donbass“, hatte Timoschenko zu einem öffentlichen Dementi eingeladen. In seinem Fernsehkanal TRK „Ukraina“ sollte sie der russischsprachigen Donezker Bevölkerung versichern, nach dem Sieg der prowestlichen Juschtschenko-Mannschaft werde die neue Regierung die Region keineswegs „mit Stacheldraht“ umziehen – ein angebliches Timoschenko-Zitat, von ihren Gegnern wochenlang weidlich ausgenutzt.

Oligarch Achmetow hatte bislang Premier Janukowitsch unterstützt. Deutete die Geste ein erstes Einlenken der mächtigen Clanchefs auf der Gegenseite an?

Dass die Erosion des Kutschma-Regimes nach dem 26. Dezember dramatisch fortschritt, zeigen Ereignisse und Absetzbewegungen der unterschiedlichsten Art. Gleich am Montag nach der Wahl wurde Transport- und Kommunikationsminister Georgij Kirpa, einer der reichsten und ein-

flussreichsten Männer aus Kutschmas enger Umgebung, erschossen auf seiner Datscha aufgefunden. Hatte man mit Kirpa einen der heimlichen Janukowitsch-Finanziers verschwinden lassen oder die politische Krise nur als Nebelkerze für die Rache an einem Mann genutzt, der den großen Stahlbossen in die Quere gekommen war?

Fast zur gleichen Zeit verschwand der bisherige Chef der Staatskanzlei und frühere Gasmanager Igor Bakai ins Ausland. „Wir müssen aufpassen, dass nicht noch in den letzten Tagen massenhaft Staatsgelder verschoben werden“, warnte Juschtschenko-Freund Poroschenko.

Das eifrige Spurenverwischen in den Kullissen der bisherigen Macht lässt ahnen, was dem künftigen Präsidenten eines Landes bevorsteht, in dem die Bereicherung auf Staatskosten bislang pures Gewohnheitsrecht war. Juschtschenko wird das alte Regime nicht so einfach hinwegfegen können: Seine Revolution von unten hat nur dann eine Chance, wenn Teile der alten Elite ins Lager der Sieger wechseln und der neue Präsident ihr die wichtigsten Besitzstände garantiert.

Doch mit Juschtschenko haben die Ukrainer einen künftig weit weniger mächtigen Präsidenten ins Amt gebracht, als es derzeit noch Kutschma ist. Das Anfang Dezember beschlossene Kompromisspaket zur Verfassungsreform – Voraussetzung für das „Ja“ der Gegenseite zur Wahlwieder-

holung – beschneidet ab September 2005 die präsidentialen Vollmachten. Kein Wunder, dass aus der Opposition bereits Rufe nach draußen dringen, mit der Macht der Sieger die Reform wieder zu kippen.

Das aber würde Juschtschenkos Bündnis Spannungen aussetzen, an denen es zerbrechen könnte. Das Janukowitsch-Lager hofft ohnehin auf eine Revanche bei den Parlamentswahlen 2006, nachdem das Ergebnis der Stichwahl weit weniger deutlich ausgefallen war, als es Prognosen vorhergesagt hatten: 7,8 Prozent Vorsprung für Juschtschenko trotz des deutlichen Stimmungswechsels der letzten Wochen im Land. In Euphorie versetzen konnte das die Sieger eigentlich nicht.

Die Popularität des neuen „Volkspräsidenten“, so hoffen dessen Gegner, werde spätestens dahinschmelzen, wenn er mit jenen dringend nötigen Reformen beginnt, die seinen Wählern richtig wehtun dürften, zum Beispiel, wenn es an den Abbau der Subventionen für die maroden Bergwerke in der Ostukraine geht.

Und dann ist da noch Russland, der argwöhnische Nachbar, mit dem der Kutschma-Nachfolger eine gemeinsame Spra-



DIMA GAVRYSH / DPA

**Minister Kirpa**  
Tod in der Datscha

che finden muss. Kreml-Führer Wladimir Putin hatte bei seinem Tête-à-Tête mit Kanzler Gerhard Schröder kurz vor Weihnachten ein Einlenken Richtung Kiew signalisiert, in Anlehnung ausgerechnet an ein gängiges Stalin-Zitat: „Die Staatschefs in der Ukraine kommen und gehen – das ukrainische Volk aber bleibt bestehen.“ Juschtschenko quittierte es sofort und kündigte weiterhin „überragende strategische Beziehungen mit Russland“ an.

Doch schon kurz darauf fiel Putin in die alten Reflexe zurück und warnte vor der „antirussischen und zionistischen Umgebung“ des Siegers – ganz im Sinne einer verbreiteten Moskauer Version, nach der die Revolution in der Ukraine eine Verschwörung des Weltjudentums sei.

Der absurde Erklärungsversuch offenbart einmal mehr, dass der Ausgang des Kiewer Wahldramas eine schwere Niederlage des lausig beratenen Kreml-Chefs ist. Seine engere Umgebung versuchte in den vergangenen Tagen immerhin, den Flurschaden zu begrenzen. Die Rebellion sei zwar „von äußeren Kräften provoziert“, so Putin-Berater Gleb Pawlowski, aber doch ein „realer Protest gegen ein ineffek-



DIMITAR DILKOFF / AFP

**Juschtschenko-Anhänger während der Blockade des Regierungsgebäudes in Kiew am 29. Dezember: „Staatschefs kommen und gehen“**

tives politisches System“. Auch Moskaus nunmehr wankender Botschafter, Ex-Premier Wiktor Tschernomyrdin, suchte in einem nächtlichen Gespräch mit Juschtschenko und Janukowitsch zu kitten, was zu kitten ist.

Im Umgang mit den innen- wie außenpolitischen Tücken wird sich zeigen, ob der Held von Kiew nach dem zehrenden Wahlmarathon ein anderer geworden ist. Ob er seine von Freund wie Feind belächelte Weichheit abgelegt, die geradezu zwanghafte Suche nach Kompromissen überwunden hat.

Die letzte große Krise des Regimes vermochte er noch nicht zu entschlossenem Handeln zu nutzen. Dabei hatte die Entführung und Ermordung des regimekritischen Journalisten Georgij Gongadse im Jahr 2000 Kutschma ernsthaft ins Wanken gebracht. Selbst den Sieg bei der Parlamentswahl zwei Jahre später münzte Juschtschenko nicht um in reale Macht. In der Werchowna Rada geriet er trotz seines politischen Gewichts in die Minderheit. Die Rolle des Oppositionsführers hat er erst nach langem Zögern akzeptiert.

Auch der „historische Kompromiss“ mit Kutschma vor drei Wochen zur Verfassungsreform kehrte noch einmal den Zauderer hervor. Juschtschenko hätte den vollständigen Sieg auf der Straße suchen sollen, sagen enttäuschte Anhänger heute.

Und doch: Enge Freunde glauben, die Krise der letzten Monate habe einen neuen Juschtschenko hervorgebracht. Ein „Wiedergeborener“ sei er, sagt sein Büroleiter Oleg Rybatschuk: „Er hat gelitten wie in der Hölle, aber nach dem Attentat ist er ein anderer geworden, ein echter Führer.“ Einer, der plötzlich die Endlichkeit des Lebens gespürt haben mag und seither in anderen, historischen Dimensionen denkt.

Das wird er bald beweisen müssen. In seiner Schreibtischschublade liegen die ersten Präsidialerlasse bereit, meist populistische Gesten ans Wählervolk: über die Erhöhung des gesetzlich gesicherten Existenzminimums, die Rückerstattung verlorener Spareinlagen, neue Kinderbeihilfen und die Verkürzung des Wehrdienstes.

Doch in vielen Bereichen will Juschtschenko den Neuanfang wagen. Er wird nicht mehr einziehen in Kutschmas bisherigen Amtssitz, das riesige Gebäude der früheren ukrainischen KP. Er will sich, so sagen Konfidenten, in Israel eine plastischen Gesichtsoperation unterziehen. Und seinen Amtseid, vermutlich Mitte Januar, will er auf dem Platz der Unabhängigkeit ablegen, dem Majdan.

Dort zelten noch immer seine Anhänger, und sie sollen bis dahin den Platz auch nicht verlassen. Vergangenen Mittwoch gelang es Juschtschenko, sie noch einmal zu mobilisieren – für eine Blockade, mit der er die Rückkehr seines Erzfeindes Janukowitsch ins Regierungsamt verhinderte. Vorerst zumindest.

CHRISTIAN NEEF



REINER RIEDLER / ANZENBERGER

Bundeskanzler Schüssel: „Besser kann's gar nicht kommen“

ÖSTERREICH

## Jubelnd in den Wahlkampf

Im neuen Jahr will die Alpenrepublik vornehmlich sich selbst feiern. Ein langer festlicher Reigen soll Kanzler Schüssel 2006 eine weitere Amtszeit sichern.

Wahrscheinlich hat sich mal wieder irgendein übereifriger Mitarbeiter des Wiener Kanzlers Wolfgang Schüssel überhaupt nichts dabei gedacht. Oder es war in der Hauptstadt schlicht kein noch monströserer Saal zu finden. Als Österreichs Regierungschef vor gut 1000 geladenen Gästen das Programm für das anstehende Jubiläumjahr 2005 verkünden wollte, stand sein Rednerpodium jedenfalls in den Dekorationswerkstätten der Bundestheater, also genau da, wo auch sonst alte Bühnenbilder frisch herausgeputzt werden. Ein angemessenes Ambiente für die Staatskulissen, die Schüssel in den kommenden Monaten hin und her schieben lassen will.

Denn in diesem Jahr steht Österreich eine ganze Kette von Jubelfeiern ins Haus. Bei weit über 100 Veranstaltungen wolle die Alpenrepublik in den nächsten zwölf Monaten mit Staatsakten und pompösen Ausstellungen, mit ausführlichen Sonder-sendungen im Fernsehen und Gedenkveranstaltungen auf „Identitätssuche gehen“,

kündigte Schüssel an. Überdies versprach er Antwort auf die brennende Frage: „Who are we?“

Höhepunkt der Sinnfindung soll das 50. Jahresgedenken an die Unterzeichnung des Staatsvertrags am 15. Mai 1955 sein, der Österreich die Unabhängigkeit sicherte. Und der 60. Jahrestag der Gründung der Zweiten Republik soll ebenso identitätsstiftend wirken wie die Rückschau auf zehn Jahre Mitgliedschaft in der EU.

Weil das Staatstheater so viel Spaß macht, werden dem Gedenkmарathon gleich noch Jubelveranstaltungen zur Verleihung des Friedensnobelpreises an die Pazifistin Bertha von Suttner vor 100 Jahren, zur Wiedereröffnung der Spanischen Hofreitschule 1955 und zu einem halben Jahrhundert Fernsehen angehängt sowie zahlreiche andere Wichtig- und Nichtigkeiten.

Dass außerdem der Kanzler und Chef der österreichischen Volkspartei (ÖVP) seinen eigenen 60. Geburtstag gleich noch mitfeiert, ist nur ein weiteres Glied im alpenländischen Festtagsreigen. Mit gutem

Grund fürchtet der Innsbrucker Politologe Anton Pelinka: „2005 wird es ein deutliches Wahrnehmungsbürovergewicht zugunsten der ÖVP geben.“

Die heimische Opposition aus Sozialdemokraten und Grünen ist noch ratlos, wie sie auf die Festparade des politischen Gegners antworten soll. Dabei macht Schüssel kein Hehl daraus, dass er das Jubeljahr schon als Beginn seines Wahlkampfes betrachtet. Und kämpfen muss er: Im Gegensatz zu früheren Regierungschefs hat er in Meinungsumfragen quasi keinen Kanzlerbonus.

Möglicherweise ist das ungerecht. Denn trotz seiner kaum in Erscheinung tretenden Koalitionäre aus der Partei des populistischen Kärntner Landeshauptmanns Jörg Haider hat Schüssel in den ersten beiden Jahren seiner zweiten Amtszeit ein Reformprogramm vorgelegt, das weitaus mutiger daherkommt als die Agenda 2010 seines Berliner Amtskollegen. „Die Idee seiner Rentenreform ist bestechend“, lobt etwa der Wirtschaftswissenschaftler Bernhard Felderer vom Institut für Höhere Studien. Die Arbeitslosenrate gehört mit 4,5 Prozent zu den niedrigsten in Europa.

Die Unternehmensteuern wurden Richtung osteuropäisches Niveau gesenkt. Jetzt hat sich Wien deutlich vor Berlin als Drehscheibe im Ost-West-Handel etabliert. Stolz registrieren österreichische Behörden jede noch so kleine Firma, die ihren Sitz von Bayern über die Grenze hin zu den einst als rückständig geschmähten Nachbarn verlegt.

Wie ein chinesischer Kaiser hat Schüssel die zweite Halbzeit seiner Amtsperiode mit einer vollmundigen Regierungslosung versehen: „Zeit der Ernte“ lautet das Motto. Nach den „schwarzen Festspielen“, so der linksliberale „Standard“, übernimmt Schüssel außerdem noch die EU-Präsidentschaft und darf im ersten Halbjahr 2006 noch vor den Parlamentswahlen den Gastgeber für die Kollegen aus der Union geben. „Besser kann's gar nicht kommen“, grientete der Kanzler vor Vertrauten.

Dabei hätte der Regierungschef, dem Freunde wie Gegner einen ausgeprägten Machtinstinkt nachsagen, die wichtigste Gelegenheit zu staatstragender Selbstdarstellung beinahe verpasst. Mit einem brüskten „kein Geld“ hatte seine Bildungsministerin Elisabeth Gehrler das Ansinnen prominenter Wissenschaftler abgelehnt, die Unterzeichnung des Staatsvertrags, der Österreich im Jahr 1955 das Teilungsschicksal der deutschen

Nachbarn ersparte, mit einer Ausstellung zu würdigen.

Gegen diese Entscheidung regte sich heftiger Protest. Angeführt vom Salinenunternehmer und ehemaligen Vizekanzler Hannes Androsch (SPÖ), verfassten Größen aus Politik und Wirtschaft einen Brandbrief mit der Forderung nach einer angemessenen Darstellung des historischen Ereignisses, durch das „ein Schlussstrich unter den tragischen Zeitabschnitt des ‚Tausendjährigen Reiches‘ gezogen“ würde.

Das pikante Argument stach offenbar, nun wollten gleich mehrere Aussteller des Staatsvertrags gedenken. Neben der offi-

ziellen Präsentation mit dem Titel „Das neue Österreich“, die von den Außenministern Frankreichs, Großbritanniens, Russlands und der USA im Oberen Belvedere eröffnet werden soll, versucht das Bundesland Niederösterreich auf der Schallaburg bei Melk die Wiener Geschichtsbeflissenheit noch zu übertrumpfen. „Österreich ist frei“ heißt eine dort geplante Monumentalshow, die viel Selbstbeweihräucherung verspricht.

Noch ist nicht ganz klar, welche der beiden konkurrierenden Expositionen das eigene aus Moskau eingeflogene Original des Staatsvertrags zeigen darf. Irritiert aber wiesen die Behörden der russischen Hauptstadt die ursprüngliche Idee zurück, das historische Dokument in einer Art Prozession durch die Alpenrepublik zu führen.

Dass mit der Austromanie von 2005 eine angemessene Aufarbeitung österreichischer Geschichte stattfinden könnte, bezweifelt der Historiker Hannes Leidinger, der in seinem kürzlich erschienenen Buch „Russisches Wien“ auch die Zeit zwischen 1945 und 1955 untersucht hat. „Mit dem Staatsvertrag strich man die Mitverantwortung Österreichs am Zweiten Weltkrieg aus dem Bewusstsein“, behauptet Leidinger, und dank „der danach opportunen Opferthese hielten eine Habsburger-Nostalgie und Dirndl-Folklorismus Einzug in die Nachkriegsgeschichte“.

Dass ein Jubiläumsjahr auch „wehtun muss“, wie der Politologe Pelinka fordert, „um echtes Nachdenken zu provozieren“, bleibt wohl ein frommer Wunsch. Monatelang wurde in Wien gehämmert, gepinselt und verschönt. Nun strahlen die Fassaden in der Herrngasse und am Graben wieder im alten Habsburgerglanz.

„Die Selbstverherrlichung, die Kanzler Schüssel im Vorwahljahr 2005 inszenieren will, wirkt schon jetzt penetrant bis zum Abwinken“, schimpft der Multikünstler André Heller. Wer sich österreichische Geschichte wirklich bewusst machen wolle, glaubt Heller, könne ein solches Jubiläumsjahr nicht begehen, solange mit Haider's FPÖ eine Partei an der Regierung beteiligt ist, deren starker Mann noch vor kurzem „die Nazis verherrlicht“ hat.

Mit solcher Fundamentalkritik steht Heller allerdings ziemlich allein. Dass Schüssels Festtagswahlkampf durchaus Erfolg haben könnte, glauben selbst Kritiker. „Vielleicht müssen wir uns ja noch auf so manche Legislaturperioden Schüssel einstellen“, meint etwa Hans Rauscher, der Chefkolumnist des „Standard“.



Parlament in Wien: „Schwarze Festspiele“



Partner Haider, Schüssel\*: „Zeit der Ernte“

\* Auf der Fahrt zum traditionellen „Kufenstechen“ in Freistritz (Gleital) am 12. Juni 2000.

JÜRGEN KREMB



Mausoleum Valle de los Caídos, Diktator Franco: Streit um falsche Erinnerung



Bürgerkriegsveteran bei Gedenkkonzert: „Sie werden nicht durchkommen“



D. DESPOTOVIC / CORBIS SYGMA

beerdigt, die laut einer Inschrift „für Gott und Spanien gefallen“ waren. Neben dem Hauptaltar ließ der Generalissimus den Gründer der faschistischen Falange, José Antonio Primo de Rivera, bestatten. Gegenüber ruht der Diktator selbst.

Angehörige der ehemaligen Arbeitsklaven fordern zumindest eine erklärende Plakette im Hauptschiff der Kirche sowie eine Dokumentation über die Bauarbeiten. Die Grünen Vereinigten Linken Kataloniens, die in der stets antifranquistischen autonomen Region zur Regierungskoalition gehören, gehen noch weiter. Sie haben zusammen mit Historikern, Juristen und ehemaligen Kriegsgefangenen ein Projekt ausgearbeitet, wie das pompöse Erinnerungsmal in ein „Zentrum zur Interpretation der Geschichte und des franquistischen Strafvollzugs“ umgewandelt werden könnte. Dabei haben sie die Gedenkstätten an die Nazi-Verbrechen in ehemaligen Konzentrationslagern wie Auschwitz oder Mauthausen zum Vorbild genommen.

Ihr Senator Jaume Bosch schlägt gar vor, die Überreste von Primo de Rivera und Franco an deren Familien zu übergeben, da der Staat kein Interesse daran habe, ihr Andenken noch länger zu pflegen. Über diesen Plan und den Umgang mit den Wehrestätten des Franquismus ist nun ein heftiger Streit entbrannt. Bis vor kurzem hätten die demokratischen Institutionen der „falschen Erinnerung, die vom Franquismus eigens geschaffen wurde“, nichts Eigenes entgegengesetzt, schrieb die Historikerin Carme Molinero von der Autonomen Universität von Barcelona.

In der Übergangszeit nach Francos Tod vermieden die Politiker jede öffentliche Diskussion über die jüngste Vergangenheit. Selbst der erste sozialistische Regierungschef, Felipe González, sah in seiner 1982, nur ein Jahr nach dem Putschversuch ultrarechter Militärs, begonnenen Amtszeit keine Möglichkeit, das allgemeine Schweigen zu brechen. Er fürchtete sich davor, „in der glühenden Asche zu stochern, in welcher der Brand noch schwelt“.

Die Volkspartei des in seiner Jugend der Falange nahestehenden José María Aznar,

SPANIEN

## Glühende Asche

Fast 30 Jahre nach dem Tod des Diktators kümmert sich die Regierung endlich um die Verfolgten des Franco-Regimes.

Eine Szene wie im Kino: im Vordergrund ein junger Mann im schwarzen Anzug mit offenem weißem Hemd, in der Mitte eine toupierte Dame mit weißem Rock und schwarzem Blazer, rechts außen eine jüngere Dame im schwarzen Kostüm, beide auf hochhackigen Pumps. Sie verbergen ihren Blick hinter riesigen Sonnenbrillen, während sie auf den Stufen vor einer Gruft posieren.

Doch das Bild stammt nicht vom Friedhofsbesuch einer Mafiafamilie. Im gleißenden Sonnenlicht ließen sich drei Generationen der Francos vor dem 150 Meter hohen Betonkreuz des Valle de los Caídos, des Tals der Gefallenen, porträtieren – vor ebenjenem Mausoleum, das sich der Diktator Francisco Franco als Grabstätte hat bauen lassen. Dem bunten Sonntagsmagazin der konservativen Tageszeitung „El Mundo“ war die Bildstrecke über Spaniens

berüchtigtste Familie eine Titelgeschichte wert. Den Anstoß dazu hatte die Lieblingsenkeln des Despoten gegeben.

Was anderswo eine Provokation gewesen wäre, zeigt in Spanien, wie andachtsvoll selbst 65 Jahre nach dem Ende des Bürgerkriegs die Geschichte der Diktatur ins Bild gerückt wird. Nun aber hat die Regierung des im März gewählten Ministerpräsidenten José Luis Rodríguez Zapatero energische Schritte angekündigt, endlich mit der Vergangenheitsbewältigung ernst zu machen.

Gemeinsam mit anderen linken Parteien im Parlament haben die Sozialisten beschlossen, dass alle franquistischen Symbole so schnell es geht von öffentlichen Gebäuden und Plätzen verschwinden sollen. Bald drei Jahrzehnte nach dem Tod Francos ist auch das monströse Wahrzeichen der Diktatur vor den Toren Madrids nicht länger tabu. Das weithin sichtbare Monument nördlich des Königsschlusses von El Escorial ist längst zur Pilgerstätte für Franco-Verehrer geworden. Auch vergangenes Jahr trafen sich dort am 20. November 8000 Ewiggestrige zur Gedenkmesse für den Diktator, der 1975 im Krankenbett gestorben war.

Etwa 1200 Zwangsarbeiter hatten nahezu 20 Jahre benötigt, um das Denkmal der Sieger des Bürgerkriegs aus dem Fels zu schlagen. In der gewaltigen Basilika im Inneren des Berges sind auch 40000 Soldaten

der in den vergangenen acht Jahren Spanien regierte, weigerte sich immer wieder einzugestehen, dass den Anhängern der Republik während der Franco-Jahre Unrecht geschehen war. Die Suche nach Gerechtigkeit setzten die Erben der Sieger stets mit Rachegeleuten der Linken gleich. Erst vor zwei Jahren verurteilte das Parlament jeglichen gewaltsamen Umsturzversuch. Doch die Erklärung blieb absichtsvoll vage: Francos Putsch von 1936 gegen die gewählte Regierung der Zweiten Republik wurde nicht einmal erwähnt.

Premier Rodríguez Zapatero, Enkel eines von Franco-Schergen hingerichteten republiktreuen Offiziers aus León, hat nun das allgemeine Schweigen beendet. „Eine Gesellschaft, die ihre Vergangenheit leugnet, gräbt sich ihr eigenes Grab“, sagte er in New York, als er dort eine Ausstellung über das spanische Exil eröffnete.

Seine Stellvertreterin, María Teresa Fernández de la Vega, hat er mit der Leitung einer Kommission zur „moralischen und juristischen Rehabilitierung“ der Verfolgten des Franco-Regimes betraut. So wurde etwa Angehörigen der von Kriegserichtern in zynischer Rechtsverdrehung wegen „Rebellion“ hingerichteten Republikanern bis heute keine Pension gezahlt. Am Massengrab von republikanischen Gefallenen auf dem Montjuïc in Barcelona, wo 1940 der einstige katalanische Landesherr Lluís Companys standrechtlich erschossen worden war, gelobte die Vizeministerpräsidentin, dessen „Würde und Ehre wiederherzustellen“. Auch die im Bürgerkrieg geraubten Archive Kataloniens will der Premier wieder zurückgeben.

Die Verbände von Angehörigen der einstigen Franco-Gegner wollen erreichen, dass alle erst jetzt aufgefundenen Massengräber geöffnet werden und der Staat die notwendigen Gen-Analysen bezahlt. Sie rechnen mit etwa 35 000 Verschwundenen.

Die Opferverbände fordern ebenfalls, dass Geschichte an den Schulen nicht länger allein aus der Siegerperspektive gelehrt wird. Nach dem Muster der Vergangenheitsbewältigung in Südafrika oder Chile soll auch Spanien die historische Wahrheit aufarbeiten.

Der erste Schritt ist schon getan. Im Juni hatte die linke Gemeinde Rivas-Vaciamadrid nahe der Hauptstadt an die 800 alte republikanische Kämpfer aus dem ganzen Land zu einem Gedenkkonzert zusammengeholt. Damals brachte ein Dokumentarfilmer aus der Enkelgeneration einige Zeitzeugen dazu, ihre Erinnerungen an Haft, Folter und Widerstand vor der Kamera preiszugeben.

Bei der Präsentation des Films in einem plüschigen Kinopalast an der Madrider Gran Vía traten die zähen Veteranen mit erhobenen Fäusten vor den Vorhang. Das Publikum feierte die Alten wie Leinwandstars.

HELENE ZUBER



CHRISTOPHER MORRIS / VII

US-Spezialeinheit in Afghanistan: Rumsfelds Soldaten sollen CIA-Agenten ausstechen

USA

## Bruderkrieg der Spione

Neuanfang bei den amerikanischen Geheimdiensten: Weil Washingtons Agenten sich im Kampf gegeneinander erschöpften, soll ein Aufseher die Rivalen zur Zusammenarbeit zwingen. Dass er Erfolg haben wird, scheint wenig wahrscheinlich.

Für Agenten wie Michael Scheuer gibt es keinen Platz mehr bei der CIA. Mit seinen 52 Jahren hätte er noch Jahre bis zur Pensionierung arbeiten müssen, aber seit sieben Wochen ist der mit Orden und Ehrungen überhäufte Experte arbeitslos.

Inzwischen jedoch ist Scheuer zum berühmtesten Aussteiger des Landes geworden, Zeitungen und Fernsehkanäle reißen sich um ihn. „Meine 15 Minuten Ruhm sind angebrochen“, sagt er, „hoffentlich hört man auf mich.“

Mit seinem grauen Bart und der Cordhose sieht Scheuer eher aus wie ein Universitätsprofessor. 22 Jahre hat er der CIA als Fachmann für den Islam gedient. Er hat als einer der Ersten die tödliche Bedrohung durch al-Qaida erkannt. Drei Jahre lang leitete Scheuer die Abteilung „Alec“, eine hochgeheime Einheit, die den Terror-Paten Osama Bin Laden jagen und, wenn möglich, töten sollte.

Schnell wird klar, warum Scheuer mit der Regierung aneinander geraten musste. Obwohl er

ruhig spricht, wählt er seine Worte mit kaum gebremster Wut. Ist der von Präsident George W. Bush ausgerufene Krieg gegen den Terror überhaupt eine angemessene Reaktion auf die Gefahr? „Amerika hat noch immer nicht verstanden, warum es eigentlich bedroht ist“, sagt er. „Die Radikalen hassen nicht uns, sie hassen unsere Außenpolitik.“ Und die ist seiner Meinung nach von „imperialer Überheblichkeit“ geprägt.

Ob das einen Gegner wie Bin Laden beeindruckt kann? „Der Qaida-Chef hat es geschafft, aus der falschen Politik einer Hand voll amerikanischer Politiker eine machtvolle Allianz gegen unser Land zu schmieden. Ein brillanter Stratege.“ Und dann setzt er noch eins drauf: „Wäre er auf unserer Seite, würde er im Weißen Haus zu Abend essen.“ Hat der Krieg gegen Saddam Hussein den Kampf gegen den Terrorismus vorangebracht? Scheuer antwortet mit tiefer Verachtung: „Wenn Bin Laden Christ wäre, hätte er sich so etwas zu Weihnachten gewünscht.“



J. SCOTT APPLEWHITE / AP

CIA-Kritiker Scheuer  
Bittere Bilanz



Start eines amerikanischen Aufklärungssatelliten, Pentagon-Chef Rumsfeld, Vorgesetzter Bush: *Peinliche Parade der Pleiten*

Scheuer verließ die CIA, als der Streit um seinen Bestseller immer heftiger wurde. Als „Anonymus“ hatte er eine böse Abrechnung mit dem Anti-Terror-Kampf der USA verfasst. Das Weiße Haus verlangte, Scheuer solle endlich den Mund halten.

Doch der denkt gar nicht daran. Der Ex-Agent ist ein Querdenker, ein Provokateur, ein Betriebsunfall für jede Bürokratie. Den Posten als Bin-Laden-Jäger verlor er 1999, nachdem er seinen Chefs schriftlich bescheinigt hatte, dass sie den Terror-Ideologen unterschätzten und nicht genug unternähmen, um ihn auszuschalten. Ein Jahr lang saß er abgeschoben und arbeitslos in der Bibliothek, las, wozu er Lust hatte.

Nach dem 11. September 2001, als alles zu spät war, haben seine Vorgesetzten ihn dann so schnell es ging in die Terrorismusabteilung zurückgeholt, weil niemand so viel über den Feind wusste wie er. Und weil er – leider – Recht behalten hatte.

Scheuer hatte sich nicht geändert. Völlig undiplomatisch sagte er immer noch, was er dachte, und er verlangte überdies, das auch aufschreiben zu dürfen. Scheuers Devise lautete: Ich muss das Land vor den Terroristen beschützen und nicht den Präsidenten vor seinen Kritikern.

CIA-Regeln erlauben jedem Angestellten die Veröffentlichung eines Buchs, solange keine geheimen Informationen preisgegeben werden. Doch die Bush-Regierung hat solche Freiheiten de facto außer Kraft gesetzt. Im Weißen Haus des Texaners wird Widerspruch weder geschätzt noch verziehen. „Früher hat man solche Leute wie mich ausgehalten“, resigniert Scheuer.

Doch weil nun alles neu werden soll in der Welt der amerikanischen Geheimdienste, wird Scheuers Expertise eben doch gebraucht, wenn schon nicht von der Regierung, dann eben von den Medien, und so ist er trotz seines ruhmlosen Abgangs

ein gefragter Mann. Kurz vor Weihnachten hat Präsident Bush die größte Geheimdienstreform der amerikanischen Geschichte durch seine Unterschrift Gesetz werden lassen. „Wir sind jetzt in der Lage, einen zweiten 11. September zu verhindern“, jubelte der demokratische Senator Joe Lieberman, ein Geheimdienstexperte, der wie so viele Amerikaner an die revolutionäre Kraft des Neuanfangs glaubt.

Der „Intelligence Reform Act“ soll eine Art Wiedergeburt für einen der größten Spionageapparate werden, den je ein Staat unterhielt: Dazu gehören nicht nur die CIA oder der Abhördienst NSA mit seinen weltumspannenden Lauschkapazitäten; die Teilstreitkräfte der USA verfügen genauso über eigene Geheimdienste wie etwa das Außen-, das Finanz- oder das Energieministerium. 15 Dienste sind es insgesamt mit 200 000 Angestellten und einem Jahresetat von 40 Milliarden Dollar. Gemessen an solchen Zahlen müssten Amerikas Spionage und Gegenspionage eigentlich unbezwingbar sein. Die Geheimen verfügen über eine gigantische Maschinerie mit einigen der größten und leistungsfähigsten Computer der Welt, die jeden Tag Abermillionen Telefongespräche auffangen und E-Mails lesen können. Ihre Aufklärungssatelliten sind angeblich in der Lage, noch aus dem Weltall die Nummernschilder von Autos zu entziffern. Die neueste Generation ihrer Himmelsspäher ist so beeindruckend wie das Weltraumteleskop Hubble. Statt ins All können sich deren Kameras auf jeden Fleck der Erde richten.

Und doch hat dieser Apparat in jüngster Zeit schmächtig versagt. Kein Agent im Hauptquartier der Aufklärer hat etwas von den Vorbereitungen für die Anschläge auf das World Trade Center und das Pentagon mitbekommen; andererseits haben Geheimdienstanalysen das Waffenarsenal des

Irak zu einer monströsen Bedrohung hochstilisiert, die in Wahrheit gar nicht vorhanden war. Monatelang mussten die US-Parlamentarier in Untersuchungsausschüssen des Kongresses eine peinliche Parade der Pleiten aufarbeiten.

Da hatten die elektronischen Spürhunde der NSA nicht bemerkt, dass einer der Attentäter des 11. September nur zwei Meilen von ihrem Haupttor entfernt in einem Internet-Café saß und mit Qaida-Mitgliedern chattete. Da wollte die CIA, in fundamentaler Verkenntnis der Lage, den US-Truppen Fähnchen für die Iraker mitgeben, weil die angeblich ein unstillbares Verlangen danach hätten, die Befreier zu bejubeln. Die „Oh-mein-Gott-das-darf-nicht-wahr-sein-Ausschüsse“ nannten die Parlamentarier ihre Untersuchungsgremien. Auf dem Parteitag der Republikaner in New York baten Politiker gar um höheren Beistand für Amerikas offenbar von Gott verlassene Spione: „Allmächtiger, schenke den Geheimdiensten Weisheit.“

Amerikas Dienste versagten, als das Land sie am dringendsten brauchte. Die einzelnen Agenturen hätten mehr gegeneinander gearbeitet, befanden die Abgeordneten. Scheuer kennt unzählige Beispiele aus eigenem Erleben. Bevor er der CIA den Rücken kehrte, verfasste er an seinem Schreibtisch in Langley einen wütenden Bericht für den Kongress.

Eine bittere Bilanz: Da forderte Scheuer im Dezember 1996 Militärhilfe an, um Kommandoeinsätze gegen Bin Laden in dessen Versteck am Hindukusch zu planen. Es dauerte 18 Monate, dann kamen zwei Offiziere – Experten für Iran, ohne jede Afghanistan-Erfahrung.

Später erfuhr Scheuer, dass die Konkurrenz von der NSA seit Jahren die Nummer 00873-682505331 abhörte – Bin Ladens privates Satellitentelefon. Er verlang-



CIA-Chief Goss

„Klima von Boshaftigkeit und Rachsucht“

te die Transkripte. Hört ihn doch selbst ab, kam die patzige Antwort der Kollegen. Fortan hingen zwei US-Dienste in der Leitung, wenn Bin Laden zum Hörer griff. Scheuers CIA, technisch nicht so hochgerüstet wie die Lauschbehörde, war weniger erfolgreich und konnte nur die Hälfte der Gespräche abfangen. Doch die NSA weigerte sich weiterhin, die fehlenden Aufzeichnungen herauszugeben.

Weil sich so etwas nicht wiederholen soll, wird es künftig im Reich der 15 Geheimdienste nur noch einen Herrscher geben. „Director of National Intelligence“, DNI, heißt dessen Stelle im neuen Gesetz. Washingtoner Politiker nennen den künftigen Alleinherrscher im Spionage-Imperium den „Geheimdienstzaren“. Anfang dieses Jahres will Präsident Bush ihn ernennen.

Dabei ist der Umbau seiner Schattenwelt keineswegs Amerikas erster Versuch, mit der Zusammenlegung ursprünglich konkurrierender Großbehörden für mehr Sicherheit zu sorgen. Das nach dem 11. September geschaffene Heimatschutzministerium vereinte die Küstenwache, die Einwanderungsbehörde und noch 20 weitere Behörden unter einem Dach. Dass eine solche Zusammenlegung ein deutliches Mehr an Sicherheit gebracht hätte, mag inzwischen nicht einmal mehr der Präsident behaupten.

Scheuer glaubt, dass es dem Geheimdienstzaren nicht besser ergehen wird. „Ihm wird der Einblick fehlen, was die einzelnen Dienste wirklich tun, und genau das ist entscheidend.“ Ausnahmsweise ist er in dem Punkt einmal mit seinen ehemaligen Chefs einig. „Geschwindigkeit und Beweglichkeit bringen Erfolg im Krieg gegen den Terrorismus, aber nicht mehr Bürokratie“, sagt der ehemalige CIA-Chef George Tenet, der im Juni 2004 zurückgetreten ist. Robert Gates, einer seiner Vorgänger, höhnt sogar: „Ich fürchte, der Zar ist ein Eunuch.“

Der wichtigste Grund für die Rivalität der Geheimdienste ist der Streit zwischen den Agenten, die sich dem Weißen Haus verpflichtet fühlen, und denen, deren Dienstherr der Pentagon-Chef ist, dem al-

lein acht Agenturen unterstehen, für die er bislang 80 Prozent des Gesamtetats beanspruchte. Jeden Nachmittag, auf einer Fünf-Uhr-Konferenz, kam es zum Streit um die Ressourcen: Wollte die CIA, die dem Weißen Haus untersteht, den iranischen Mullahs und ihrem geheimen Atomprogramm nachspionieren, wollten die Militärs ihre Satelliten lieber die Flugverbotszonen im Irak beobachten lassen. Forderte die CIA Abhöraktionen gegen die saudi-arabischen Stiftungen, die Geld an Extremisten schleusten, warnte das Pentagon: Wir dürfen Kuba nicht vergessen.

Wer immer als neuer Zar ernannt wird – als Kandidaten gelten der neue CIA-Chef Porter Goss, Thomas Kean, ein geheimdienstlerfahrener Republikaner, oder dessen demokratisches Pendant Lieberman –, wird viel zu tun haben. Denn in dem neugeschaffenen Imperium herrscht weiterhin Krieg. Vor allem Verteidigungsminister Donald Rumsfeld wittert die Chance, die schwer angeschlagene CIA weiter zu entmachten. Einen ersten Erfolg hat er erzielt: Seine Soldaten dürfen 25 Millionen Dollar an Spitzel auszahlen, die bei der Terroristenjagd behilflich sind. Das war bisher Vorrecht der CIA. Überdies hat Rumsfeld dem Präsidenten vorgeschlagen, die Jagd auf Terroristen künftig ganz den Spezialeinheiten seiner Streitkräfte anzuvertrauen.

Im CIA-Hauptquartier in Langley geht es deshalb in diesen Tagen mindestens so sehr um Rache wie um Reform. Ein „Klima von Boshaftigkeit und Rachsucht“ hat James Pavitt ausgemacht, der gerade seinen Abschied als CIA-Vize genommen hat.

Langleys Agenten fürchten, dass sie allein für die Pannen der vergangenen Jahre verantwortlich gemacht werden. Das wäre in der Tat ungerecht, wie gerade der Fall der angeblichen Massenvernichtungswaffen des Irak beweist. Auf der einen Seite, so erklärt etwa Senator Bob Graham, ehemaliger demokratischer Vorsitzender des Geheimdienstausschusses, „hatte die CIA wirklich keine Ahnung, andererseits wollte die Regierung unbedingt Beweise“. Inzwischen sind CIA-Einschätzungen so zurückhaltend, dass sie als Mahnungen an das Weiße Haus gelten können, künftig dichter bei der Wahrheit zu bleiben.

Zwischen Agenten der Langley-Behörde und der Regierung ist ein Kleinkrieg entbrannt. Verkündet Bush Erfolgsmeldungen über Amerikas Engagement im Irak, sickern prompt CIA-Analysen nach außen, die ein ganz anderes Bild zeichnen. So wurde kurz vor der Präsidentenwahl ein Geheimdienstdokument bekannt, welches die Gefahr eines Bürgerkriegs beschwor. Für die Zeit vor den Wahlen im Zweistromland rechnet die Langley-Behörde mit einer bedrohlichen Zunahme der Selbstmordanschläge.

Solche Indiskretionen hatten das Weiße Haus überzeugt, dass noch viele Zweifler

wie Scheuer bei der CIA in Lohn und Brot stehen. Der Bush-Freund Goss soll dafür sorgen, dass sie endlich verschwinden. „Wir unterstützen die Regierung“, hat der CIA-Chef in einer E-Mail an alle Mitarbeiter die neue Linie verkündet. Zum Aufräumen hat Goss seine ehemaligen Mitarbeiter aus dem Kongress mitgebracht, deren rüdes Vorgehen ihnen den Spitznamen „Hitlerjugend“ eingetragen hat.

Seitdem die Schocktruppen des neuen CIA-Chefs die Macht in Langley übernommen haben, treffen sich immer mehr alte CIA-Kämpen im „Center for Career Transition“ wieder, in dem Ausscheidende auf das Leben nach dem Geheimdienst vorbereitet werden.

Es gingen gerade die Besten, warnt Milt Bearden, ehemals der Afghanistan-Experte und eine der Legenden des Dienstes: „Das Universum steht Kopf.“

Denen, die sich dem neuen Regime anpassen, verspricht die Bush-Administration goldene Zeiten. Das Weiße Haus will den Etat für Agenten vor Ort um 50 Prozent erhöhen – damit könnte die CIA mehr Spione anheuern, als sie selbst haben wollte. „Normalerweise bringt selbst der Weih-



Terrorfürst Bin Laden

„Brillanter Stratege“

nachtsmann nur das, was auf dem Wunschzettel steht“, lästert Philip Zelikow, der ehemalige Direktor des wichtigsten Untersuchungsausschusses im Kongress über die Hintergründe des 11. September.

Für Scheuer gibt es keinen Weg zurück. Er will an einer Universität Studenten beibringen, dass weder der Geheimdienstzaren noch mehr Geld oder mehr Agenten Amerika sicherer machen werden, wenn nicht noch etwas anderes hinzukomme. Solange es Extremisten gebe, welche die USA hassen, werden sie mit Informationen nicht helfen. Und weil dieser Hass zu immer mehr Gewalt führe, müsse etwas unternommen werden, damit er sich nicht weiter ausbreitet – etwas, was so ziemlich das Gegenteil des Irak-Kriegs sein müsste.

Denn so, wie die Dinge jetzt liegen, sagt Scheuer, hat „der Krieg gegen den Terrorismus noch gar nicht richtig begonnen“.

GEORG MASCOLO

# Schwarze Perlen

Konkurrenz für den Kaviar aus dem Kaspischen Meer – französische Fischzüchter haben Ersatz für die selten gewordenen wilden Störe gefunden.

Die Werkstatt sieht aus wie ein klinisches Labor, die Operation dauert eine halbe Stunde, aber es gibt keine Überlebenden. Hunderte Fische, die wie prähistorische Kreaturen aussehen, mit spitzer Schnauze und geblähten Bäuchen, alle ungefähr anderthalb Meter lang und rund acht Kilogramm schwer, kommen nach Biopsie und Betäubung unters Messer. Aus den aufgeschlitzten Tieren quellen die Eier, schleimige, grauschwarze Körner.

Sie sind Gold wert. Gesiebt, gereinigt und gesalzen, werden sie von Arbeiterinnen in weißer Schürze, Handschuhen, Haube und Mundmaske mit einem kleinen Löffel behutsam in goldfarbene Dosen gefüllt. Sobald diese geschlossen sind, kommen sie in Kühlkammern, fertig zum Versand.

Hier in Saint-Genis-de-Saintonge, an der Mündung der Gironde im Département Charente-Maritime, befindet sich die größte Kaviarfabrik Frankreichs. Acht Tonnen produzierte die Firma Sturgeon, die erst 1995 gegründet wurde, dieses Jahr. Sie hat Pionierarbeit geleistet, denn ihr Kaviar stammt ausschließlich aus gezüchteten Sibirischen Stören (*Acipenser baerii*).

Verwandelt sich die französische Region Aquitaine um die Flüsse Gironde, Garonne und Dordogne, sonst eher für Austern, Foie gras und Confit de canard berühmt, in ein neues Kaspisches Meer? Während die russische und iranische Kaviarproduktion seit Jahren beständig zurückgeht, weil die wilden Störe wegen Überfischung und Umweltverschmutzung zu bedrohten Arten geworden sind, steigern die Franzosen ihren Ausstoß – bis zu 30 Tonnen könnte er schon bald beitragen. Ein durchaus respektable Marktanteil, denn aus dem Kaspischen Meer durften offiziell dieses Jahr nur noch gut hundert Tonnen exportiert werden.

Pro Kilogramm kostet der französische Kaviar 1150 bis 1350 Euro, deutlich weniger als russischer oder iranischer Kaviar (1500 bis 4000 Euro). Aber die Qualität ist inzwischen fast genauso gut, die Hygiene

mit Sicherheit besser. Wilder Kaviar schmeckt freilich intensiver, Zuchtkaviar ist milder, da er nicht lange lagert und ziemlich frisch verkauft wird.

Sturgeon hätte dieses Jahr gut das Doppelte verkaufen können. Mehr als die Hälfte ging in den Export, bis nach Japan, Hongkong, Australien und in die USA. In Deutschland bezieht das Altonaer Kaviar Import Haus eine kleine Menge. Auch Fluggesellschaften und Kreuzfahrtschiffe werden inzwischen beliefert.

Das Geschäft konzentriert sich vor allem auf die Monate vor Jahresende – natürlich wegen der Feiertage, aber auch infolge des Zyklus der weiblichen Störe, deren Eier ab September heranreifen. Mindestens 2,5 Millimeter müssen die Körner messen, um in der gewünschten Güte verarbeitet werden zu können.

Überdies sorgt Sturgeon für den eigenen Nachwuchs: Mit einem Potential von vier bis fünf Millionen reproduktionsrei-

ren, geräuchert oder für eigens kreierte Delikatess-Terrinen verwertet.

Nach mühsamer Anlaufzeit kann das Wachstum der Leckerbissen-Produzenten schnell explodieren: 1998 verkaufte Sturgeon gerade mal 400 Kilogramm, im Jahr darauf bereits 2,5 Tonnen. Schon bald werden 12 bis 15 Tonnen angestrebt, bei ökologisch unbedenklicher extensiver Zucht. Antibiotika werden nicht verwendet, die Verlustquote bei den Jungtieren bleibt dennoch gering. Der Sibirische Stör gedeiht ausgezeichnet bei den milden Wassertemperaturen der Fischbecken an der Gironde. Inzwischen werden sogar kleine Tiere nach Russland zurückgeliefert.

Die Inhaber-Familie Boucher hatte mit einer Forellenzucht begonnen, die sich bald als unrentabel erwies. Dann tat sie sich mit dem britischen Meeresbiologen Alan Jones zusammen, einem Spezialisten, der vorher schon Erfahrung mit Goldbrasse, Wolfsbarsch und Steinbutt gesammelt hatte. Dem Frankreich-Liebhaber Jones kam die geniale Idee, den in der Gironde heimischen, aber fast ausgestorbenen wilden Atlantischen Stör (*Acipenser sturio*) als Kaviarlieferant durch den Sibirischen zu ersetzen – die einzige Störart, die in Frankreich aufgezogen werden darf.

Für die Vermarktung sorgt Madame Claudia Boucher, eine gebürtige Münchnerin, die bei ihrer Heirat in Frankreich vor 25 Jahren viel von Betriebswirtschaft, aber wenig von Fischzucht verstand. Das Startrisiko war groß, doch heute schwört sie auf die Zukunft des gesalzenen Rogens von der Gironde: „In Blindtests mit Sewruga und Ossetra schnitten wir hervorragend ab.“

Der Papst des internationalen Kaviarhandels, Armen Petrossian, dessen Familie seit fast einem Jahrhundert im Geschäft ist, gesteht seine ungebrochene Leidenschaft für „die größten und seltensten Kaviarsorten aus dem Kaspischen Meer, an die kein Ersatz heranreicht“. Aber er hat in seinem Luxusgeschäft und Restaurant unweit des Pariser Invalidendoms längst auch französischen Royal, Imperial, Sturia oder Perlita im Angebot: „Der Kaviar à la française hat seinen Platz in der Welt gefunden.“

Alles hänge vom Geschmack des Kunden und von der Tageszeit ab, urteilt er. Sein persönlicher Rat: „Morgens zum Frühstück etwas Starkes, um die Sinne zu wecken; mittags lieber ein bisschen runder; und abends ganz weich, so dass man nur das Rollen der Eier auf der Zunge spürt.“

ROMAIN LEICK



Störzucht an der Gironde: Geniale Idee



Kaviarhändler in Paris: „Einen Platz in der Welt gefunden“

fen Eiern gilt das Unternehmen als größtes seiner Art. Erst im Alter von zwei bis drei Jahren lassen sich die weiblichen Tiere per Ultraschalluntersuchung von den männlichen unterscheiden. Als nutzlose Fresser landen die Männchen dann sofort beim Fischhändler, die Weibchen brauchen noch einmal fünf bis sechs Jahre, um die Geschlechtsreife zu erlangen. Deren Fleisch wird nach der Eientnahme frisch, gefro-



Verwüstete Feriensiedlung auf der thailändischen Insel Phi Phi: „Eine Katastrophe wirklich weltweiten Ausmaßes“

# Wand aus Wasser

Zehntausende Menschenleben forderte die Jahrhundertkatastrophe rund um den Indischen Ozean. Von einem Seebeben ausgelöste Monsterwellen hinterließen Verwüstung und Trauer. Bewohner der Dritten Welt durchlitten ihre Ohnmacht ebenso wie Touristen aus Europa.

**D**rei Tage, es sind meistens drei Tage. Drei Tage lang behält das Meer seine Opfer, es nimmt sie mit sich, es trägt sie fort, es bringt sie zurück an Land; „diejenigen, die das Meer liebt, gibt es nach drei Tagen wieder frei“, sagt Thyagarajan. Es ist eine dieser alten Weisheiten der

Fischer an der Küste zwischen Madras (Chennai) und Pondicherry, eine dieser Weisheiten zwischen Erfahrung und Aberglaube. 65 Jahre lang hat die Mutter des indischen Fischers Thyagarajan in ihrer kleinen Kate in Sichtweite der Wellen gelebt, sie liebte das Meer. Und „das Meer

muss sie auch lieb gehabt haben“, sagt Thyagarajan.

Muss es? Gäbe es dann so etwas wie eine Erklärung für das, was geschah? Gäbe es einen Sinn hinter dem, was das Meer am Morgen des 26. Dezember der Mutter des Fischers Thyagarajan an-



**Flutopfer bei Khao Lak:** Szenen aus der biblischen Endzeit

tat, einem seiner vielen, vielen tausend Opfer?

Als der Fischer Thyagarajan am Sonntagvormittag gegen zehn Uhr vom Einkauf zurückkam, war seine Hütte nur noch ein zerschmetterter Haufen aus Schilf und lehmverschmierten Holzlatten. Von seiner Mutter war nichts zu sehen.

Den ganzen Montag und den ganzen Dienstag hielt der Fischer Thyagarajan Wache, um nicht jenen Moment zu verpassen, an dem das Meer seine Mutter wieder hergeben würde. Er sah, wie Leichen vorbeigetragen wurden. Er hoffte. Er sah, wie Lastwagen kamen, um die Leichen vom Strand zu holen. Und hoffte. Vielleicht war seine Mutter ja weggelaufen, um sich zu verstecken. Konnte nicht herkommen, weil die Lastwagen die Straßen verstopften. Vielleicht war sie verletzt. Oder im Koma. Vielleicht.

PAULA BRONSTEIN / GETTY IMAGES (GR.); BAZUKI MUHAMMAD / REUTERS (KL)



FOTOS: MALAYSIA TV

**Amateurvideo der Flutkatastrophe aus einem Ferienresort der malaysischen Insel Penang:** „Ein Geräusch, so gewaltig, wie ich das nie

Mittwoch früh waren die drei Tage vorbei, und das Meer hatte Thyagarajans Mutter noch immer nicht hergegeben.

Der Fischer Thyagarajan wusste: Seine Mutter war tot. Sie war eine von ... ja, von wie vielen?

Die Zahlen der Opfer jenes Seebebens, das in den Morgenstunden des zweiten Weihnachtstages mit einer Verschiebung der Kontinentalplatten 5000 Meter unter dem Meeresspiegel vor Sumatra begann, stiegen beinahe stündlich. Es waren abstrakte, unvorstellbare und monströse Zahlen. Es ist bei Anschlägen oder Katastrophen normal, dass die Zahlen steigen, aber dann, wenn Vermisste sich melden, fallen die Zahlen auch wieder. So war es am 11. September, so ist es oft. Diesmal nicht. Die Zahlen stiegen und stiegen. Es waren 5000 Tote, es waren 11 000, 14 000, 18 000, 20 000, 24 000, 26 000, 30 000, 36 000, 40 000, 55 000, 78 000.

78 000 Tote, das war die bestätigte Zahl zur Mitte der letzten Dezemberwoche. In Genf schätzten die Helfer vom Roten Kreuz, dass sich selbst diese Zahl noch auf über 100 000 erhöhen könnte.

Es ist ein nationales Unglück für jene zwölf Staaten, deren Küsten zerstört wurden; und für all jene, deren Bürger Urlaub im Katastrophengebiet gemacht hatten. Unter Palmen. Auf schneeweißem Sand. Dort, wo vor Jahrzehnten die ersten Rucksacktouristen waren, Menschen, die sich „Traveller“ nennen, und wo bis vor einer Woche einige der schönsten Hotels des Planeten standen. Weil der Massentourismus längst angekommen war auf Phi Phi und auf Phuket, in Sri Lanka und in Indien.

Und deshalb ist es zugleich die erste globale Naturkatastrophe, „eine Katastrophe wirklich weltweiten Ausmaßes“, wie Gerhard Schröder sagt. Sie traf zwar vorwiegend Länder der Dritten Welt, Länder mit lausiger Architektur, ohne Frühwarnsysteme und Zivilschutz, aber weil die Erste Welt dort zu Gast war, traf es alle. CNN war nach fünf Minuten da. Und die Touristen ließen ihre Digitalkameras mitlaufen, die Welt sah live, was geschah, die Welt erlebte die Angst mit, die Welt war verstört. Fünf Tage dauerte es, 1883, bis der englische

Konsul Alexander Cameron seinen Bericht über den Ausbruch des Krakatau-Vulkans abgesetzt und nach London geschickt hatte. Heute weiß jeder sofort Bescheid.

Konsul Cameron sprach, als er den vermuteten Schaden bilanzierte, noch in merkwürdiger Ungerührtheit von einigen Tausenden Opfern, meist Eingeborenen, er brauchte fünf Textzeilen. Damals sorgte die Distanz für arithmetische Ungenauigkeiten und ethische Unempfindlichkeit.

Heute sind alle Distanzen aufgehoben, das Ausmaß der Tragödie ist sehr schnell klar, der Schrecken in jedem Wohnzimmer. Der Tsunami von Sumatra hat einen Tsunami an Bildern ausgelöst, der Teilnahmslosigkeit unmöglich macht – jetzt ist jeder im Zentrum des Schreckens. CNN und BBC haben neben ihren Katastrophen-Hotlines längst auch solche für Amateurvideos eingerichtet.

So kommen die Streifen der Hobbyfilmer von der Schreckenswelle zu uns, einer Welle, die nacheinander die Liegestuhlreihe am Strand, den blauen Pool mit den Badegästen und das Restaurantdeck wegfrisst. Bewegte Bilder des Mannes kommen zu uns, der in der Flut seine Arme nach dem anderen Ertrinkenden ausstreckt und ihn doch nicht erreicht. Bilder von Särgen. Von Kindern. Von Leichenbergen. Und so stehen wir in diesem Meer von Bildern, mit verzappelter, panikbewegter Kamera aufgenommen, und damit stehen wir mitten in der Flut. Der Schrecken hat für uns, anders als für Konsul Cameron damals, ein Gesicht, hat viele Gesichter, und alle sehen aus wie unser eigenes.

Der amerikanische Philosoph Will Durant schrieb, dass die Menschheit nur mit der Einwilligung des Planeten Erde existiere, dass dieser seine Einwilligung jederzeit und ohne Warnung revidieren könne.

Ist es so weit?

Es ist eines dieser Ereignisse, die undenkbar sind, bis sie geschehen. Wie der 11. September. Wie Kaprun, Tschernobyl, Bhopal. Wie die großen Erdbeben, 1976 in China, wo bis zu 655 000 Menschen starben, oder Weihnachten 2003 in Iran, wo

30 000 Menschen umkamen. Aber es hat nichts mit Kyoto zu tun, nichts mit dem Waldsterben, nichts mit dem Ozon. Es passiert eben. Die Erdplatten reiben sich, Spannungen bauen sich auf, Spannungen entladen sich. Die Erde ist so, die Menschen vergessen es bloß ganz gern.

Sie siedeln dort, wo es gefährlich ist. Küsten sind fruchtbar, es wird schon nichts passieren, uns doch nicht! Sie verzichten auf Warnsysteme, bisher waren Erdbeben ja immer woanders.

Und plötzlich ist das alles ganz nah.

#### 26. Dezember 2004.

Um 1.59 Uhr MEZ registriert das Institut für Wetterkunde und Geophysik in der indonesischen Hauptstadt Jakarta ein Seebeben der Stärke 6,4 auf der Richterskala vor der Insel Sumatra. Das Epizentrum liegt in der Nähe der Stadt Padangsidempuan, 1125 Kilometer nordwestlich der Hauptstadt Jakarta. 15 weitere Beben auf dem Meeresgrund folgen in den nächsten zehn Stunden entlang der Grenze der Kontinentalplatten westlich von Sumatra. Experten in der US-Bebenwarte in Colorado messen um 7.58 Uhr Ortszeit eine Erschütterung der Stärke 8,9 in rund 40 Kilometer Tiefe vor der Westküste von Sumatra. Das Beben ist das weltweit stärkste seit 40 Jahren.

Es bilden sich Flutwellen, sie rasen mit bis zu 800 Stundenkilometern nach Westen und nach Norden, sie verwüsten die Andamanen und Nikobaren, schlagen in Sri Lanka und Indien ein, überspülen die Malediven und entladen ihre Kraft nur Stunden später an den Stränden im rund 5000 Kilometer entfernten Somalia, in Tansania und Kenia.

**Khao Lak, Thailand.** Die Leichen karret die Polizei auf Pick-up-Trucks heran. In blauen Müllsäcken liegen sie auf der Ladefläche, zusammengeschnürt mit Paketband, und auf den Müllsäcken sitzen Polizisten. Weiße und orangefarbene Särgen stehen bereit, die Ärzte schlagen die Folien zurück, Angehörige klagen, schreien auf, brechen zusammen. Viele Leichen sind nicht zu identifizieren, es ist alles eine schwarze, aufgequollene Masse Mensch, nicht mehr zu erkennen, ob Europäer oder Asiat; im



FOTOS: MALAYSIA TV



gehört habe und mir nie vorstellen konnte“

Tod sind alle gleich, der Satz gewinnt hier eine neue, eine grausige Bedeutung.

Manche der Leichen, die identifiziert werden können, werden verbrannt, sofort. Vor dem Feuer sitzt Josef V. aus Zürich. In den Flammen liegt seine Mutter. Als Josef V. im Radio von der Katastrophe hörte, stieg er sofort ins Flugzeug; seine Eltern waren im Weihnachtsurlaub in Khao Lak.

Sein Vater hatte Glück: Er war im Hotel, um eine Kamera zu holen. Die Mutter, 63 Jahre alt, war schon am Strand. Der Vater stürzte sich in die Fluten, um seine Frau zu retten, um andere Menschen zu retten. Er konnte niemanden retten; „da war eine solche Wucht, da können Sie niemanden festhalten“, sagt er. Noch immer lägen überall im Hotel Leichen, es stinke, und die Betonwände seien eingedrückt, sagt er: „Tote und Tote, überall Tote.“

Vater und Sohn zogen anschließend durch die Krankenhäuser. Sie mussten Lei-

che nach Leiche umdrehen. Und dann fanden sie die Frau, die sie suchten, sie identifizierten sie, sie gaben sie frei zur Feuerbestattung.

Auf dem Gelände des Tempels Lumkuen in Khao Lak liegen Hunderte Leichen. Konvois von Lastwagen kommen an, um immer mehr Leichen abzuladen. Man muss hier aufpassen, dass man nicht auf verkohlte, noch glimmende Leichenteile tritt. Es ist eine apokalyptische Szene, eine Szene, die die Luft abschnürt. Es wird langsam dunkel. Mönche schleichen über das Gelände, was können sie tun?

Die beiden Männer aus Zürich, Vater und Sohn, sitzen auf Plastikstühlen. Tragen Mundschutz, Polohemden. Sehen ihre Frau, ihre Mutter verbrennen. „Ein Alptraum“, sagt der Sohn.

Dann gehen sie zurück zum Hotel. Plünderer haben den Ehering der Verstorbenen gestohlen.

Khao Lak ist so etwas wie der Ground Zero der Bundesrepublik inmitten dieses Katastrophengebietes der ganzen Welt. Ein Kriseninterventionsteam des Auswärtigen Amtes ist eingetroffen, neun Ärzte, ein paar Sanitäter, Leute mit psychologischer Schulung.

Es gibt mehr Tote als Überlebende hier, die Überlebenden sind Zeugen, natürlich. Rebecca Beddall, 35, aus Seattle erzählt:

„Wir lagen im Bett und schliefen. In der Nacht zuvor hatten wir Weihnachten gefeiert. Wir hatten viel getrunken und wollten ausschlafen. Wir wurden wach, weil mit einem Mal dieser unbeschreibliche Lärm da war. Ein Geräusch, so gewaltig, wie ich das nie gehört habe und mir nie vorstellen konnte. Dann ging alles ganz schnell, die Scheiben zerbarsten, dann kam Wasser ins Zimmer. Ron sprang aus dem Bett und riss mich mit sich. Ich griff nach

## Grenzenlos tödlich

Von der Flutwelle betroffene Länder

Alle Opferzahlen beruhen auf vorläufigen Schätzungen am Mittwochabend.

**SOMALIA**  
Selbst 5000 km vom Epizentrum entfernt, starben mehr als 100 Menschen. Viele Fischer werden noch vermisst.

**KENIA**  
An den Stränden von Mombasa und Malindi wurden Urlauber evakuiert.

**TANSANIA**  
In der Hafenstadt Daressalam kenterte ein Boot – mindestens zehn Menschen ertranken.

**SRI LANKA**  
Zwischen der Halbinsel Jaffna im Norden und den Feriengemeinden südlich von Colombo kamen mehr als 22 500 Menschen ums Leben. Etwa 1,5 Millionen wurden obdachlos.

**SEYCHELLEN**  
Auf der Inselrepublik stieg der Meeresspiegel um zwei Meter an und überspülte weite Teile der Küstenregion.

**MALEDIVEN**  
Da die meisten der rund 2000 Inseln nur einen Meter über dem Meeresspiegel liegen, wurden viele vollständig überflutet. Mindestens 69 Tote.

**INDIEN**  
Entlang der 2000 Kilometer langen Ostküste kamen rund 7000 Menschen in den Fluten ums Leben. Besonders betroffen war der Bundesstaat Tamil Nadu.

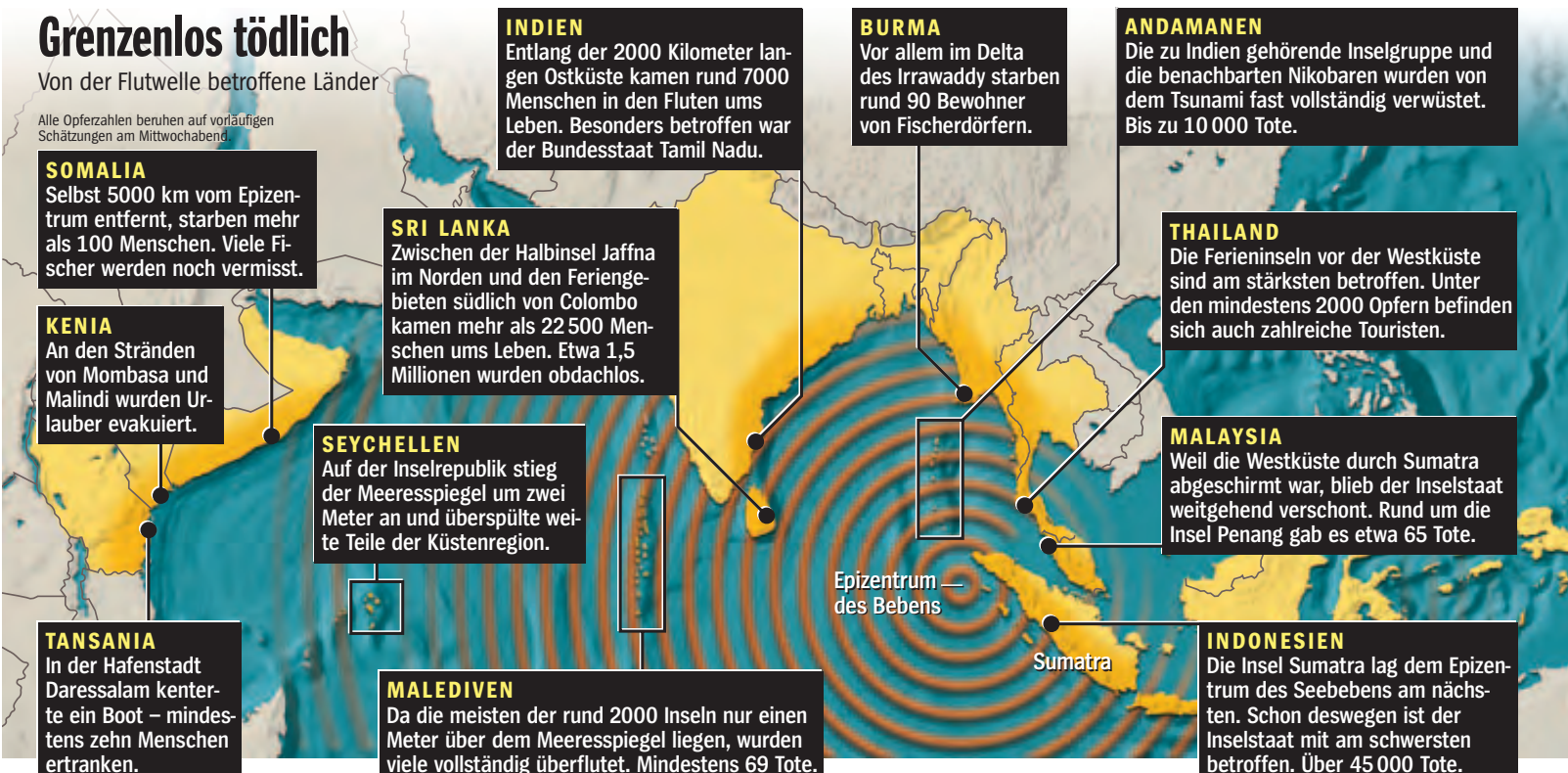
**BURMA**  
Vor allem im Delta des Irrawaddy starben rund 90 Bewohner von Fischerdörfern.

**ANDAMANEN**  
Die zu Indien gehörende Inselgruppe und die benachbarten Nikobaren wurden von dem Tsunami fast vollständig verwüstet. Bis zu 10 000 Tote.

**THAILAND**  
Die Ferieninseln vor der Westküste sind am stärksten betroffen. Unter den mindestens 2000 Opfern befinden sich auch zahlreiche Touristen.

**MALAYSIA**  
Weil die Westküste durch Sumatra abgeschirmt war, blieb der Inselstaat weitgehend verschont. Rund um die Insel Penang gab es etwa 65 Tote.

**INDONESIEN**  
Die Insel Sumatra lag dem Epizentrum des Seebebens am nächsten. Schon deswegen ist der Inselstaat mit am schwersten betroffen. Über 45 000 Tote.





Thailänder bei der Identifizierung Angehöriger in Takua Pa: „Tote und Tote, überall Tote“

SAEED KHAN / AFP

ein paar Sachen. Wir waren ganz nackt. Er schrie: Rauf aufs Dach.“

Ron: „Ich wusste nicht, warum, ich dachte nur, weg und hoch. Mit uns rannten unsere Nachbarn hoch. Auf dem Dach sahen wir um uns herum nur Wasser, die Wipfel der Palmen standen raus. Die kleinen Häuser waren nicht zu sehen, das Wasser stieg. Das Haus wackelte. Dann zog sich das Wasser weit zurück. Überall lagen Trümmer herum, tote Fische, Boote, Autos, es war ein riesiges Chaos. In einigen Bäumen hingen Körper. Im Nachbarhaus hing ein Mensch aus dem Fenster. Dann war es still. Absolut still. Überall war Holz, Trümmer, Autowracks wirbelten durch das Wasser, Möbel, Leichen. Auf der Straße haben uns Thais empfangen und gleich mit Essen und Wasser versorgt. Wir konnten uns sauber machen. Wir sahen diesen Jungen, der ganz allein in eine Decke eingehüllt war. Weil niemand zu ihm gehörte, nahmen wir uns seiner an. Das Kind atmete stundenlang nur stoßweise. Ein Thai nahm uns mit in sein Haus. Dort konnten wir dem Jungen eine Babyflasche geben.“

Es ist das schwedische Kleinkind Hannes, dessen Foto um die Welt geht.

Die örtlichen Zeitungen drucken auf einer ganzen Seite die Hilferufe, auch nach Deutschen: „Ich brauche Informationen über eine deutsche Touristin. Ihr Name ist Binah T.“, schreibt Veronika Gayton. Sehr besorgt sei sie und bittet um Nachricht, um eine E-Mail-Adresse.

Im Wachora-Krankenhaus in Phuket mit 500 Betten ist eine ganze Wand mit Fotos von Vermissten bedeckt. Schwarz-weiße und bunte Kopien fröhlicher Urlaubsbilder.

Im Patong-Krankenhaus in Phuket sind andere Fotos dicht an dicht gepinnt. Leichen auf weißen Laken, manche in ihrem Blut. Viele Gesichter bis zur Unkenntlichkeit aufgedunsen. Ein zartes junges Mädchen im Badeanzug, sein Körper starr und verrenkt. Darunter ein alter Mann, die Augen aufgerissen. Für die Angehörigen ist es die einzige Chance, Gewissheit zu kriegen.

**München.** Clemens Lorenz, 48, Computerfachmann, sitzt an seinem Esstisch. „Ich bin Realist“, sagt Clemens Lorenz, „dass meine Schwester noch lebt, ist seit heute unwahrscheinlich.“ Seine Augen sind feucht, nur kurz, Lorenz will nicht leiden, er will etwas tun und greift zum Telefon, wählt die Mobilnummer, zum 1000. Mal seit Sonntag. Er hört diesen Satz, der längst ein Fluch ist für ihn. Er hört: „Der gewünschte Gesprächspartner ist nicht erreichbar.“

Die gewünschte Gesprächspartnerin ist Sonja Horsthemke, 44, die beste Freundin von Claudia Tiedemann, 56, Claudia Tiedemann ist Clemens Lorenz' Schwester. Es gibt kein Lebenszeichen von den beiden Frauen, auch lange nicht von Sonjas Ehemann Rüdiger, 35, auch nicht von Sonjas Kindern Lukas, 9, und Lea, 6.

Am 23. Dezember waren die fünf vom Münchner Flughafen gestartet, zwei Wo-

chen Urlaub am Strand von Khao Lak, Thailand, hatten sie geplant. Seit mehr als zehn Jahren fliegen die beiden Freundinnen dorthin, wohnen immer in der Anlage Nang Thong Bay Resort, immer im gleichen Bungalow, einer Bambushütte direkt am Meer, immer in den Weihnachtsferien. „Erholung pur“, nannte Claudia Tiedemann das, nichts hören, nichts tun, keine Ausflüge, einfach nur baden, lesen, in der Sonne liegen, baden und lesen.

Und deshalb, glaubt Clemens Lorenz, wird es kaum eine Chance gegeben haben für seine Schwester.

Morgens am 26. Dezember brach die Todeswelle über das Resort herein, zehn Meter hoch. Die Welle spülte alles, was am Strand und knapp dahinter war, Hunderte Meter weit ins Land hinein und zog die getötete und zertrümmerte Fracht Sekunden später mit sich hinaus ins offene Meer: Hütten, Möbel, Autos, Menschen. „Wo soll Claudia gewesen sein um diese Zeit?“ Clemens Lorenz glaubt, dass sie in ihrer Hütte war, vermutlich schlief, vielleicht gerade das Frühstück vorbereitete. Oder sie ging am Strand spazieren, noch ein paar Meter näher an der Katastrophe. Lorenz hat im Internet die Strände von Khao Lak gesehen, *nach* der Welle; erst am Dienstagnachmittag, sagt er, habe er die Katastrophe verstanden.

„Da ist nichts mehr übrig“, sagt er.

Clemens Lorenz muss sich nun um die beiden Kinder seiner Schwester kümmern, Chiara, 20, und Ciro, 18, die zu Hause in

Erding geblieben sind und immer noch darauf warten, dass ihre Mutter braungebrannt vom Weihnachtsurlaub zurückkommt. „Kinder“, sagt Clemens Lorenz, „denken doch immer sehr positiv.“

Und ein paar Kilometer entfernt, vor der Anzeigetafel des Franz-Josef-Strauß-Flughafens in München-Erding, steht ein Mann und hält einen roten Luftballon mit schwarzem Schriftzug: „I love you“. Aus der Brusttasche seiner dicken schwarzen Winterjacke lugt ein Mobiltelefon. Aber es klingelt nicht. Anja heißt die Freundin von Werner Hampter, Anja wollte mit ihren Eltern Weihnachten in Khao Lak verbringen. Werner Hampter konnte nicht mitfliegen, weil er arbeiten musste.

Am Samstag hat er zuletzt mit ihr telefoniert. Sie hatte gerade das Weihnachtsgeschenk ausgepackt, das er ihr mitgegeben hatte – eine Digitalkamera. „Mach viele Bilder – und du musst mir alles erzählen“, sagte er.

Jetzt steht er da, wartet, die ersten Flugzeuge aus den Krisengebieten landen. Es sind wenige Menschen an Bord, sie tragen Schlappen, T-Shirt und kurze Hose, sind eingewickelt in Badetücher, aber sie leben. Sie sprechen in Wort- und Satzketten, Erinnerungbruchstücken, sie sprechen mit leerem Blick, so, als wären sie nicht dabei gewesen – „Derealisation“ nennen Psychologen das, es ist eine Art Selbstschutz, es sind immer nur Bruchstücke, in denen es um Wasser geht, viel Wasser, dunkles Wasser, tiefes Wasser – Wasser, in dem die Toten treiben.

Die Menschen, die in München landen, haben keine Monsterwelle auf sich zurasen sehen, keinen gefräßigen, wilden Riesen. Das Meer schwoll einfach an, aber das in Sekunden. Ganz einfach. Aber tödlich. Die 80 Helfer am Münchner Flughafen, hier im

etwas abgelegenen Modul F des Flughafens, rechnen mit einem Einsatz über den Jahreswechsel hinaus. Draußen warten Angehörige und Freunde. Einige haben Transparente gemalt: „Willkommen zu Hause“ steht darauf, als hätte man sich lediglich lange nicht gesehen.

Der Mann mit dem roten Luftballon steht am Rand. Anja war nicht an Bord.

**26. Dezember 2004.**

*Als das Inferno über sein Land hereinbricht, wohnt der indonesische Präsident Susilo Bambang Yudhoyono einer Trauerfeier bei, er gedenkt der elf Opfer eines Erdbebens.*

*Als das Staatsoberhaupt mit den Hinterbliebenen Weihnachten feiert, bebt im Westen des indonesischen Archipels erneut die Erde. Am schwersten trifft es die vom Bürgerkrieg zerrüttete Provinz Aceh. Die Erdstöße bringen die Häuser zum Einsturz, die Menschen fliehen ins Freie, und dort rollen die Wellen über das Land. Nach der Katastrophe bedeckt eine Schlammsschicht die Straßen, überall steht noch Wasser. 18 Stunden lang ist die 400 000-Einwohner-Stadt Banda Aceh von der Welt abgeschnitten. Die Leichen beginnen in der Hitze zu verwesen. Die 20 000 Soldaten, welche die Regierung in die Region beordert hat, um den Kämpfern für ein unabhängiges Aceh „den Garaus zu machen“, leisten nun erste Hilfe. Der Präsident appelliert an die „nationale Solidarität“.*

*Seit 19 Monaten dürfen keine Ausländer in das Kriegsgebiet; es dauert einen Tag, bis die Regierung Hilfsflüge nach Banda Aceh ermöglicht. In Malaysia reißt die Flutwelle ein schlafendes Baby auf einer Matratze fort. Das Mädchen namens Tulası wird später lebend und auf dem Meer treibend gefunden, auch seine Eltern überleben.*

*Thailands prominentestes Flutopfer ist Bhumi Jensen, 21, ein Enkel des Königs Bhumibol Adulyadej. Die Welle erwischt Bhumi und zwei seiner*

*Kumpel beim Jet-Ski-Fahren vor Phuket. Die Gäste des edlen Hotel „Amanpuri“ haben Glück. Sie wohnen in Hütten auf Stelzen, spürten das Beben, nahmen es nicht weiter ernst – aber ein neunjähriger Junge aus Australien sah die Welle kommen, brüllte, und alle rannten. Und überlebten.*

*In Patong und anderen Massenzielen werden Hunderte Menschen vermisst. Die Insel Phi Phi, bekannt aus dem Film „The Beach“, wird verwüstet. Helfer gabeln einen zweijährigen blonden Jungen auf. Er kommt in ein Krankenhaus. Weil niemand weiß, wer er ist, stellen die verzweifelte Ärzte sein Bild ins Internet. Angehörige in Schweden erkennen ihn, sein Name ist Hannes Bergström. Sein Vater wird gefunden, er liegt verletzt in einem Krankenhaus. Hannes' Mutter hat es nicht geschafft.*

*Auf der Inselkette der Andamanen und Nikobaren könnte die Flutwelle die Stämme der Onge, der Sentinel und Jarawa ausgerottet haben. Bis vor der Katastrophe lebten nur noch einige hundert Mitglieder dieser Urvölker weitab von jeder Zivilisation auf den einsamen Inseln. Nun reagiert niemand mehr dort auf Funksprüche.*

**Berlin.** Am zweiten Weihnachtstag morgens gegen viertel nach neun klingelte Joschka Fischers Mobiltelefon. Fischer war in seiner Berliner Etagenwohnung, machte Ferien, ein Außenminister verweist eher selten, wenn er freie Tage hat. Sein stellvertretender Büroleiter Clemens von Goetze wies Fischer auf die Nachrichten aus Südostasien hin. Als Fischer das Wort „Tsunami“ hörte, sagte er: „Das werden mehr als 10 000 Opfer.“ Und auch die deutsche Urlaubsnation würde betroffen sein.

Sein Weihnachtsurlaub war vorbei. Nachmittags gegen 17 Uhr betrat der Minister, im schwarzen Rollkragenpulli unter den Nadelstreifen, das Krisenreaktionszentrum im Keller des Auswärtigen Amtes.

Hier, am Werderschen Markt, ist die Angstsammelstelle der Republik. Im Krisenreaktionszentrum läuft seit dem zweiten Weihnachtstag die Angst der Deutschen zusammen, kommt über 25 Telefonleitungen herein, die Angst um Väter und Mütter, um Brüder und Schwestern, die Angst davor, dass die Jahrhundertkatastrophe in Süd- und Südostasien auch eine persönliche Katastrophe sein könnte.

Die meisten Mitarbeiter sitzen an zusammengeschobenen Schreibtischen, einige aufgereiht an der Wand in schmalen Telefonboxen. Über den Köpfen haben sie Karten, auf denen „Seebeben Asien 26.12.2004“ steht, und im Kopfhörer haben sie die Stimmen der Anrufer, die Namen durchgeben, Adressen, letzte Aufenthaltsorte und allerletzte Lebenszeichen, diese Informationen eben, die zu Gewissheit führen sollen über Leben oder Tod.

Manchmal wissen die Beamten dann schon, dass es keine Hoffnung mehr gibt – und müssen doch schweigen: Die Todesnachricht darf nur die Polizei überbringen; die Meldung geht vom Amt ans Bundes-



Niederländer mit dem Foto seiner Tochter in Phuket: Warten auf ein Lebenszeichen

BARBARA WALTON / DPA



**Tsunami im Norden Malaysias:** „Am Vormittag

„zum Handeln in Echtzeit im globalen Maßstab“.

Wie mächtige Männer eben reden, wenn sie ganz und gar ohnmächtig sind.

**26. Dezember 2004.**

*Es dauert über zwei Stunden, bis die Wasserwand Sri Lanka und Indien erreicht, zwei Stunden sind eine Menge Zeit für Evakuierungsmaßnahmen. Niemand hat die Menschen hier gewarnt, Indien und Sri Lanka treffen die Tsunamis am härtesten, frontal, durch nichts gebremst.*

*„Unsere Nation ist in Gefahr“, sagt der Regierungssprecher der Malediven, Ahmed Shaheed. Die höchste der Malediven-Inseln ragt gute zwei Meter aus dem Wasser. Die Wellen fegen über die Atolle hinweg, stundenlang liegen Teile der Malediven unter dem Meer.*

*Die Wasserwalze kommt erst in Afrika, rund 5000 Kilometer von ihrem Entstehungsort entfernt, zum Ende. In der somalischen Region Puntland und an den Stränden Kenias und Tansanias sterben Hunderte Menschen.*

*Vor allem Fischer fallen ihr dort zum Opfer. Die meisten sind am Vormittag auf dem Weg zurück Richtung Küste, ihre Boote werden mitgerissen, kentern und zersplittern an den Stränden.*

**Cuddalore, Indien.** Mani Natraja, 35, hat sich von seiner Frau und seinen drei Kindern verabschiedet, als er den ersten Fang zur Hütte brachte. „Bis später“, sagte er da, er wollte noch mal hinaus.

Er war ein paar hundert Meter entfernt, neben seinem Boot, als er die Rufe hörte. Er drehte sich um, sah die Wand aus Wasser, sah, dass seine Hütte im Wasser verschwand, hielt sich an einem Baum fest, hielt durch.

„Nicht eines meiner Kinder konnte ich retten“, sagt Mani Natraja. Die achtjährige Vanaya fand er selbst, im Schlamm, seine Ehefrau Muniamma wurde als „unbekannte Tote“ gemeldet, er musste sie identifizieren. Und jetzt steht der Fischer Mani

**Geborgene Leichen in Banda Aceh (Sumatra):** „Nationale Tragödie“

kriminalamt, von dort an die Landeskriminalämter, von dort bis zur Haustür. Die ersten dieser Hausbesuche hat es schon gegeben, zunächst nur wenige – die meisten Toten sind ja noch nicht identifiziert.

Das Krisenreaktionszentrum soll eine Art Rettungszentrale für Deutsche in aller Welt sein. Einmal im Jahr, immer am 1. April, schreibt jede Botschaft einen Krisenplan, mit Kontaktnummern von Polizei, Ärzten, Krankenhäusern, mit den Adressen der ständig im Land lebenden Deutschen. Nie war das Chaos so groß wie jetzt: Nicht ein Land, zwölf Länder sind betroffen, nicht ein paar Deutsche, sondern allein etwa 8000 Touristen.

2004 war ein eher ruhiges Jahr im Krisenreaktionszentrum – bis zum 26. Dezember. Von da an ist es für die Leute vom Krisenreaktionszentrum das Jahr der Mega-Katastrophe – der „schlimmsten seit dem 11. September 2001“, wie es im Amt heißt. Über 100 Mitarbeiter nahmen 22 000

Anrufe bis zum Mittwoch vergangener Woche an, es war der Tag, an dem Außenminister Fischer von einer „nationalen Tragödie“ sprach und nicht Sri Lanka meinte, nicht Indien, nicht Thailand.

Er sprach von Deutschland.

Dann erhielt Fischer einen Anruf des thailändischen Außenministers Surakiart Sathirathai. Die Verbindung brach ab, danach der zweite Versuch. „Your Excellency“, brüllte Fischer ins Handy, „wir haben schockierende Informationen aus Khao Lak. Wissen Sie mehr?“ 1500 Tote gebe es bereits, berichtete der Kollege. „Wie viele Ausländer?“, fragte Fischer. Man habe sie noch nicht identifiziert, antwortete Surakiart. „Wir schicken weitere Forensik-Experten“, versprach der Deutsche, „sagen Sie bitte Bescheid, wenn Sie Neues wissen.“

Der Deutsche sah sich unter Druck, Einsatz zu zeigen. Der „globale Tourismus“, so Fischers Analyse, zwingt die Regierung



kam das Wasser“

Natraja neben diesem Massengrab, es gibt keine Zeremonie, nicht mal ein paar Worte. Mani Natraja legt ein rotes Tuch auf das Grab. Die Mutter seiner Frau steht neben ihm, sie schreit: „Warum hast du keines deiner Kinder hiergelassen, warum nimmst du nicht mich mit? Liebst du mich nicht?“

Seine Tochter Sukaniya, 10, und seinen Sohn Surender, 6, sucht der Fischer Mani Natraja noch immer.

**27. Dezember 2004.**

An den Börsen gilt der Gesamtschaden als unabsehbar, den Hilfsbedarf beziffert die Weltbank auf 3,7 Milliarden Euro, aber das ist noch lange kein Grund zur Panik im Kreditgewerbe. Die Analysten blieben entspannt.

Rückversicherer wie die Swiss Re, bei denen kleinere südostasiatische Agenturen rückversichert sind, gaben Entwarnung. Denn die am Indischen Ozean zertrümmerten Objekte sind entweder nicht versichert oder stellen keine hohen Sachwerte dar, billig gebaute Häuser eben.

Die Aktienkurse von Hannover Rück, Lufthansa und TUI fallen moderat. Marginalien. In Bombay setzen Anleger auf die Zementindustrie.

Getroffen sind „die Ärmsten der Armen, die nur selten versichert sind“, erklärte ein Analyst. Wer das Chaos überlebt hat, muss sich mit dem Totalverlust seiner Habe abfinden. Die Regierung in Colombo hat eine Entschädigung in Aussicht gestellt, aber die entspricht nicht einmal dem halben Monatsverdienst eines Fischers: Hinterbliebene sollen für jeden Toten umgerechnet 70 Euro erhalten.

Am teuersten wird die Instandsetzung verwüsteter Straßen, Bahnlinien und Ferienresorts werden. Hinzu kommt der Schaden für den Fremdenverkehr. Der devisenträchtige und kapitalintensive Sektor, in dem rund 19 Millionen Einheimische direkt beschäftigt sind, verzeichnete Wachstumsraten bis zu 45 Prozent in den ersten zehn Monaten des vergangenen Jahres. An Malaysias Bruttoinlandsprodukt ist der Tourismus nur zu sieben Prozent beteiligt. Thailand wird, mit



**Überflutete Hotelanlage im thailändischen Patong: Unabsehbarer Gesamtschaden**

einem Anteil von sechs Prozent, einen Einbruch ebenfalls verkraften.

Experten sind sich einig, dass mit einem ökonomischen Einbruch auf breiter Front, gar einer neuen Asien-Krise, nicht zu rechnen sei. „Schlimmstenfalls einen Streifschuss“ habe die Region abbekommen, schreibt die „Neue Zürcher Zeitung“ – die Armut der Küstenbevölkerung erweist sich als Glück für die Volkswirtschaften.

**Chennai, Indien.** Die Air Force Base auf Car Nicobar ist verschwunden, einfach nicht mehr da, es gibt sie nicht mehr. Rund hundert Soldaten und ihre Familienangehörigen gingen mit ihr unter.

Im Zentrum von Chennai, der Hauptstadt des Bundesstaats Tamil Nadu, sieht man nicht viel von den Folgen der Flut, in den Fünf-Sterne-Hotels wird die „Saison“ gefeiert, wie die Brückentage zwischen Weihnachten und Neujahr hier genannt werden. An der Küste ist alles anders. Die Fischerhütten sind vom Meer weggerissen

worden. Nur die christlichen Steinkirchen sind stehen geblieben.

„Die Menschen hier sind von den Naturgewalten einiges gewöhnt, wir haben hier fast jedes Jahr einen Zyklon – oder zwei oder drei“, sagt der Polizist, der zusammen mit ein paar Kameraden den Badestrand gegenüber der Universität bewacht. Was bewacht er da noch? Von den über 700 Ständen und Läden am Strand ist nur Müll geblieben. Raben und schwarze Ziegen stöbern nach Futter.

Ein knallgelbes Kinderkarussell hat der Flut widerstanden. Die Glöckchen an den Hälsen der hölzernen Pferdchen bimmeln, wenn eine Bö an den Spanten rüttelt. Oben an der Promenade stehen Menschen vor einem Armeelastwagen nach Suppe an. Sie klagen über die Wucherer, die an der Katastrophe verdienen. Sie mussten 500 Rupien zahlen, das Fünffache des alten Tarifs, um ihre Toten per Taxi vom Government Royapettah Hospital zum drei bis vier

Kilometer entfernten Friedhof zu überführen.

Die erste Welle war am Sonntag früh an den Strand gerauscht. Sie hatte noch nicht viel Kraft. Kurz danach kam die zweite Welle, acht bis zehn Meter hoch. Ein paar Stunden später war der Strand mit Leichen übersät. Mit am schlimmsten traf es den christlichen Wallfahrtsort Velankanni, der am Sonntag nach Heiligabend von Pilgern überfüllt war. Hier starben mindestens 1850 Menschen.

Normalerweise fahren die Fischer zu Weihnachten nicht hinaus. Aber die Herbstsaison war schlecht. Diesmal fuhren sie hinaus, und das Meer belohnte sie: Der Fang am ersten Weihnachtstag war phantastisch, der Fischer Bolu Govinda holte drei Tonnen Fisch rein. Also fuhr er am zweiten Weihnachtstag noch einmal hinaus.

Govinda überlebte, mindestens acht seiner Kollegen kamen in den Fluten um. Und seine Söhne Vijay und Narasaiah wurden am Strand überrollt, sie spielten dort und warteten auf den Vater.

Hätte das Ausmaß des Desasters in Grenzen gehalten werden können, wenn rechtzeitig Vorsorge getroffen worden wäre?

Staatsminister Shriprakash Jaiswal räumt Versäumnisse ein. Ja, natürlich, man hätte viele Menschenleben retten können, wenn die Regierung in der Zeit aktiv geworden wäre, die die Killerwelle brauchte,

um von der Nordspitze Sumatras bis zur indischen Ostküste zu gelangen. Zwei Stunden können eine lange Zeit sein, wenn sie professionell genutzt werden. „Der Regierung fehlte es an Bewusstsein und an Bereitschaft“, sagte Jaiswal.

Es ist Abend, 18.30 Uhr in Chennai, auf dem Flughafen landet eine Iljuschin-76 der indischen Luftwaffe, an Bord sind 400 Überlebende aus Car Nicobar. Fast alle haben ihre Familie verloren. Eine Frau wirft sich weinend auf den Asphalt, nachdem sie das Flugzeug verlassen hat. Der Offizier, der ihr wieder hilft, weint auch.

Am Montag kommt erneut Panik auf. Im Radio wird die Nachricht verbreitet, für Mitternacht sei mit einem weiteren Tsunami zu rechnen. Mehrere Dörfer werden evakuiert, diesmal funktioniert es.

Diesmal kommt keine Welle.

**27. Dezember 2004.**

*Die Flutkatastrophe hat nach Überzeugung des Bundesverbands der Deutschen Tourismuswirtschaft (BTW) „keinen signifikanten Einfluss“ auf die Reiselust der Deutschen. „So brutal das klingt“, entschuldigt Verbandsgeschäftsführer Ulrich Rüter, „aber es ist nicht die erste und auch nicht die letzte Katastrophe in einem Urlaubsgebiet, die Menschen vergessen sehr schnell.“ Wenn im August und September 2005 die Winterkataloge herauskommen, wird nach Rüters Erfahrung die Flutwelle längst Vergangenheit sein.*

*„Wer weiter in klarblauem Wasser tauchen will, wird das weiter auf den Malediven tun und nicht in österreichischen Bergseen“, glaubt Asger Schubert, ein Sprecher der Thomas-Cook-Gruppe. Schubert geht davon aus, dass die Malediven weiterhin ein wichtiges Urlaubsgebiet bleiben, dito Sri Lanka. Probleme erwartet er, wegen der flächendeckenden Zerstörung, in Phuket und auf Khao Lak.*

**Düsseldorf.** Bettina Döhmen, 44, und Heinz Döhmen, 53, aus Korschenbroich haben am vergangenen Montag in Colombo Geburtstag gefeiert, sie nennen es den Tag ihrer Wiedergeburt.

Die beiden haben im Embudu Village, einem winzigen Inselchen im Süd-Male-Atoll zwei Wochen Urlaub gemacht. „Am Vormittag kam das Wasser“, sagt die braungebrannte Frau, „wir liefen mit den anderen Gästen in die Mitte der Insel, dort gibt es keinen Hügel, keinen Schutz vor dem Wasser.“

Am Anfang standen sie noch im Trockenen, dann sagte eine Hotelangestellte, die per Handy Kontakt zur Außenwelt hielt, etwas von einer Monsterwelle, die in sechs Minuten die ganze Insel überfluten würde. „Wir hatten mit unserem Leben abgeschlossen“, sagt Bettina Döhmen, sie hat Tränen in den Augen, als sie von den Versuchen berichtet, sich per Mobiltelefon von ihren Kindern in Deutschland zu verabschieden. Aneinandergeklammert, wei-



Evakuierte Urlauber an Bord einer thailändischen Militärmaschine: „Unser zweiter Geburtstag“

nend, verzweifelt, warteten sie auf den Tod. Sie sahen die Welle auf sich zu rasen, doch sie nahm einen anderen Weg und brach an zwei Atollen. „Das war unser zweiter Geburtstag“, sagten die Döhmens.

Nach Stunden evakuierte ein Wasserflugzeug die Touristen von der zerstörten Insel.

#### 28. Dezember 2004.

*In Indonesien wird langsam das Ausmaß der Katastrophe bekannt: Vizepräsident Jusuf Kalla rechnet morgens mit 25 000 Toten, am Abend zählen die Indonesier mehr als 27 000 Ertrunkene, Verschüttete, von Trümmern Erschlagene. Die Asien-Meisterschaften im Fußball werden fortgesetzt. In Jakarta verliert Indonesien 1:2 gegen Malaysia.*

*In Thailand zählen die Behörden bis Dienstag mehr als 1500 Tote – darunter sind viele Deutsche. Außenminister Fischer rechnet mit einer „dreistelligen Zahl“. Auch die Enkelin des Filmregisseurs Richard Attenborough ertrank. Seine älteste Tochter und seine Schwiegermutter werden noch vermisst.*

*Noch immer gibt es keinen Funkkontakt zu einigen Inseln der Andamanen und Nikobaren. Bis zu 7000 Menschen sind dort wohl ums Leben gekommen. Schiffe mit Decken, Arzneimitteln, Wasseraufbereitungsanlagen und Satellitentelefonen sind auf dem Weg zu dem Archipel.*

*Auf Sri Lanka fliegt ein Hubschrauber der dortigen Luftwaffe Altkanzler Helmut Kohl aus seinem Hotel im Katastrophengebiet aus. Die sri-lankischen Behörden rufen per Lautsprecherwagen dazu auf, die Toten so schnell wie möglich zu den Sammelpunkten zu bringen, um Seuchen vorzubeugen. Die Weltgesundheitsorganisation rechnet damit, dass Krankheiten infolge der Katastrophe noch einmal so viele Opfer fordern könnten wie die Flutwelle selbst.*

*In Indien wird das Brennholz knapp. Deshalb können viele Tote nicht gemäß der hinduistischen Tradition verbrannt werden. Die Menschen verscharren ihre Verwandten in Massengräbern. Auf den Malediven werden die für Freitag geplanten Parlamentswahlen auf unbestimmte Zeit verschoben.*

*Der Exil-Ministerpräsident des in Anarchie versunkenen Somalia, Ali Mohammed Gedi, gibt in der kenianischen Hauptstadt Nairobi bekannt, dass mindestens 100 Menschen in seinem Land dem Tsunami zum Opfer gefallen sind. Somalia und die Seychellen bitten die internationale Gemeinschaft um Hilfe für bis zu 50 000 von der Katastrophe Betroffene.*

*In Deutschland nehmen Radiosender den Hit „Die perfekte Welle“ der Popgruppe Juli aus dem Programm. Auch Herbert Grönemeyers „Land unter“ wird nicht mehr gespielt. Bundeskanzler Gerhard Schröder bricht seinen Weihnachtsurlaub in Hannover ab. Berlin stockt die Soforthilfe auf drei Millionen Euro auf. Innenminister Otto Schily kündigt an, 27 Identifizierungsspezialisten des Bundeskriminalamtes nach Asien zu entsenden.*

**Sri Lanka.** Wahrnehmbar sind am Anfang nur der Pestilenzgestank verwesender Lei-



BAZUKI MUHAMMAD / REUTERS

**Wartende Passagiere am Flughafen von Phuket:** „Menschen vergessen sehr schnell“

ber und diese gespenstische Lautlosigkeit. Die Totenstille.

Dann erst, Zug um Zug, nimmt man die Leichen wahr, aufgedunsene, entstellte Leichen, begraben unter Trümmern, in Zäune verhakht oder versteckt in der zerfetzten Tropenvegetation: ein verstümmelter alter Mann, ein Mädchen mit Spielzeug in der Hand, ein Junge, die Glieder grotesk verrenkt.

Zerknickte Auslegerboote liegen kieloben auf der Straße neben zerbeulten Linienbussen, ineinandergeschoben zu grotesken Skulpturen aus Metall und Glas; Autowracks stecken im Geäst mächtiger Bäume. Dazwischen entwurzelte Palmen, herausgerissene Mangroven, Metalldachfetzen, Holzwände und Zementpfeiler – Apokalypse jetzt.

Die Szenen aus der biblischen Endzeit beginnen abrupt, etwa 50 Kilometer südlich von Colombo. Während die plötzlich steigenden Fluten in der Hauptstadt der Inselrepublik lediglich die Kanaldeckel aus den Straßen sprengten, ähnelt die Küstenstraße, das frühere „Tor zu den Ferienan-

lagen“, dem Eingang zur Unterwelt. Denn hier, entlang der Galle Road, jener Verkehrsader, die Sri Lankas Hauptstadt mit der historischen Hafenstadt der ehemaligen niederländischen Kolonialherren verbindet, schlug die Macht der Fluten eine mörderische Schneise. Fischerdörfer, bescheidene Badesiedlungen ebenso wie luxuriöse Anwesen sind dem Erdboden gleichgemacht, Brücken eingerissen, Strommasten verbogen.

Im Ort Beruwala schwemmte die Wucht der Wellen die örtliche Fangflotte auf die Straße. Ihre Besitzer drängen sich hilflos um die geborstenen Schiffe, während traumatisierte Bewohner versuchen, ein paar bescheidene Habseligkeiten aus den Ruinen ihrer Häuser zu klaben.

Einige Kilometer weiter, am Strand von Bentota, einem beliebten Reiseziel, flattern noch die Firmenwipfel der Reiseunternehmen im Wind; längs der idyllischen Badebucht ist von den Bungalows und Open-Air-Restaurants nur noch das Mauerwerk der Fundamente übrig geblieben.

Das Unheil traf alle ohne Vorwarnung. Urlauber aus aller Welt ebenso wie Einheimische bevölkerten bescheidene Beach-Resorts und Luxushotels in der Vorfreude auf einen Jahreswechsel bei strahlendem Sonnenschein.

Verblüfft konnten sie beobachten, wie sich das Meer plötzlich vom perlweißen Strand zurückzog und den Blick freigab auf sonst überspülte Sandbänke – eine Ebbe zur Unzeit?

Doch sofort setzte ein bedrohliches Donnern ein, vor dem Horizont schichtete sich eine Wellenwand auf, die zu einer grünlichen Mauer aus Wasser auf zehn Meter Höhe answoll und als gigantische Flut über die Strände hereinbrach. Als sich die Woge wieder zurückzog, riss sie bereits Hunderte von Menschen in die See zurück. An manchen Stellen drang die zermalmende Brandung bis zu sieben Kilometer ins Hinterland vor.

„Meine Frau und mein einziger Sohn waren gerade von einer Pilgerreise zurückgekehrt, und dennoch hat das Meer sie geschluckt“, klagt Ranasinghie Saputhantri,



NICOLE WASKUS

**Krisenmanager Fischer, Schröder**  
„Handeln in Echtzeit“

60, der im Badeort Panadura Ferien gemacht hatte. „Ich werde verrückt vor Trauer“, sagt er.

Es traf, das ist eine dieser Binsenweisheiten von Naturkatastrophen, natürlich auch die Ärmsten: Sie wohnten in Behausungen längs der Eisenbahnverbindung an der Südwestküste von Sri Lanka, die oft nicht mehr als 30 Meter vom Meer entfernt verläuft. Jetzt haben sie ihre Elendsquartiere verloren, Wellblech, Holzbalken, abgerissene Dächer, Kleidung und Küchengerät stecken festgebacken im Schlick.

Die Wassermassen ließen den überladenen Zug „Queen of the Sea“ entgleisen: Die Waggonen wurden aus den Schienen gehoben, umgestürzt und fortgespült. Von den mehr als 1000 Passagieren sind fast alle tot.

Königin des Meeres. Was für ein Zynismus.

Es ist eine Sintflut im Paradies: Die Insel mit den poetischen Namen – Ceylon, Träne Indiens, von Marco Polo als eines der schönsten Eilande der Welt besungen – kämpft, eine Woche nach dem Tsunami, noch immer mit den Folgen des rund 1600 Kilometer entfernten Seebebens.

„In der Gegend um die Stadt Mullaitivu sind etwa 20 Dörfer einfach vom Erdboden verschwunden“, berichtet Martin Baumann, Projektleiter der Welthungerhilfe in Sri Lanka, „als das Wasser sich zurückzog, um sich im Meer zur Welle aufzubauen, zappelten viele Fische am Strand auf dem Trockenen. Die Menschen liefen dorthin, um sie aufzusammeln. Das war ihr Verderben.“

Eine Frau saß vor ihren drei toten Kindern und sagte nichts. Sie vertrieb nur immer wieder die Fliegen von den Leichen.

Überall in der Küstenregion werden Massengräber ausgehoben. „In einigen Gegenden sieht man jetzt mehr Hunde als Menschen“, sagt Baumann. Die Welthungerhilfe hat sofort ihre Mannschaft in Sri Lanka verstärkt, aber „der Einsatz ist sehr kompliziert, einige Gegenden sind kaum zu erreichen“.

Der Condor-Flugkapitän Markus Kuhner, 40, wurde, wie seine Crew, aus den Ferien geholt und nach Colombo geschickt. Mit an Bord waren ein Ärzteteam der Luftwaffe aus Frankfurt, spanische Helfer mit Leichenspürhunden, eine Delegation des österreichischen Roten Kreuzes.

Mehr als 400 Urlauber warten am Dienstagmorgen in Colombo auf den Rückflug nach Deutschland. Der Stuttgarter Josef Strom, 57, machte in Nilaveli bei Trincomalee an der Ostküste Urlaub, er sagt: „Ich war am Strand, als die Welle kam.“ Stroms Nase ist verschorft, die Beine sind aufgerissen, blutunterlaufen. Zwei Kilometer habe ihn die Welle ins Landesinnere getragen. Er hatte Glück, er blieb oben. Viele andere sind an Bäumen und Mauern, Autos und Booten zerschmettert worden, Strom wurde auf den Sand gespült. „Ich sah Boote, die durchs Fenster geschossen kamen, und Autos, die schwerelos durchs Wasser getragen wurden“, sagt er.

Auch Renate Stahl, 54, Inhaberin eines Reisebüros in Herrsching am Ammersee, haben die Fluten alles genommen. Sie wartete nach einer Ayurveda-Kur vor dem Hotel in Alutgama auf den Arzt. Das Meer war ruhig, das Wetter war schön. Eine Buschreihe, eine natürliche Mauer zum Strand, war plötzlich vom Wasser verschluckt. „Ich sah es, wunderte mich, und stand schon bis zur Hüfte im Wasser“, sagt

Renate Stahl. Eine Freundin winkte sie hinauf in den ersten Stock, doch sie wollte noch schnell ihre Sachen aus dem Zimmer im Erdgeschoss holen.

„Eine gespenstische Szene. Das Wasser war weg, wo das Meer war, nur Krater. Menschen laufen aufs vorgelagerte Riff. Und dann sehe ich die Welle. Eine graue Wand, zehn Meter hoch. Da bin ich um mein Leben gelaufen.“ Die Menschen auf dem Riff haben keine Chance. Renate Stahl läuft und läuft. Greift sich ein kleines Mädchen, läuft weiter. In den Straßen bricht Panik aus. Das Wasser reißt Busse mit, Häuser um, entwurzelt Bäume. Um nicht zu ertrinken, schlagen die Insassen der Busse die Scheiben ein, zwingen sich hinaus. Einige reißen sich an den Scherben die Adern auf. Andere werden von Balken oder Autos erschlagen, die mit rasender Geschwindigkeit vorbeitreiben.

Eine Ewigkeit vergeht, bevor das Wasser abläuft. Überall brauner Schlamm. Verletzte schreien, wer kann, hilft. Einheimische schenken Renate Stahl Kleidung. Zwei Tage verbringt sie in einem Hotel im Hinterland. Hilfe bekommt sie von Einheimischen. Ein Steuerberater lässt sie bei sich wohnen, ein Unbekannter schenkt ihr 1000 Rupien. Und als sie schließlich am Dienstag, einen Tag zu früh, am Flughafen ankommt, bringt sie ein Taxifahrer bei seiner Familie unter. Die 1000 Rupien, die sie ihm anbietet, lehnt er ab.

Das Krankenhaus von Colombo hat sechs Stockwerke, endlose Gänge, offene Räume, sechs Betten pro Abschnitt. Die Krankenschwestern versorgen die Verletzten, so gut es geht. Es geht nicht immer gut. Hannelore Hassenpflug, 64, und ihr Mann Gerhard, 66, aus Kassel haben das Pech, dass sie kein Englisch können.

Die beiden saßen in ihrem Zimmer, als das Wasser unter der Tür durchfloss. Beim ersten Mal kniehoch, beim zweiten Mal bis zur Hüfte, beim dritten Mal wird der Raum geflutet. Hannelore kann nicht schwimmen. Sie greift den Koffer und wird fortgespült. Ihren Mann Gerhard drückt die Welle durch die Fensterscheibe ins Zimmer, quer durch den Raum und dann mit samt der Tür ins Freie. „Ich wurde einfach durch den Garten weggespült“, erinnert er sich. Aber er lebt, und bald findet er seine Frau. Beide sind verletzt. Prellungen, Schnittwunden, Hautabschürfungen, notdürftig werden sie behandelt.

Mit mindestens 22 500 Toten und 1,5 Millionen Obdachlosen – rund acht Prozent der Bevölkerung – zählt Sri Lanka zu den am schlimmsten betroffenen Nationen Süd- und Südostasiens.

Ausgerechnet in der vom 20-jährigen Bürgerkrieg zermürbten Region werden die Rettungsarbeiten nicht nur durch zerstörte Kaianlagen und geflutete Straßen behindert, sondern auch durch Tausende Minen: Das Wasser hat die Sprengkörper aus Metall und Plastik an die Erdoberfläche



PUNIT PARANJPE / REUTERS

Überlebende, Opferfotos in Südindien: „Verrückt vor Trauer“



ARKO DATA / REUTERS

**Trauernde Inderin neben dem Leichnam eines Familienmitglieds:** „Nicht eines meiner Kinder konnte ich retten“

geschwemmt – jetzt lauern die tödlichen Waffen versteckt in Sand und Schutt.

„Bitte schickt uns Antibiotika, Tetanus-Impfstoff, Kindernahrung und Kleidung“, appellierte der Chirurg Murugesapillai Baghavan aus dem Krankenhaus von Kalmunai über den Internet-Dienst „TamilNet“ an die Weltöffentlichkeit: „Fast jeder ist verwundet. Wir brauchen Trinkwasser, helft uns.“

**29. Dezember 2004.**

In Berlin tagt der Krisenstab mit den Ministern Fischer und Heidemarie Wiecek-Zeul, um zu koordinieren, wie nach der humanitären Nothilfe nun auch die Wiederaufbauhilfe beginnen kann; Gerhard Schröder kommt dazu, wird informiert, 20 Tote in Thailand und 6 in Sri Lanka seien „mit deutschen Augen“ bestätigt, hört er. Er hört auch, dass noch 1000 deutsche Urlauber vermisst werden. Die Soforthilfe wird auf 20 Millionen Euro aufgestockt, Trauerbeflaggung angeordnet.

Und Särge werden nach Thailand geschickt. Die meisten Opfer sind nicht mehr identifizierbar, darum können die deutschen Angehörigen ihre Verstorbene nicht nach Hause holen.

In Indonesien versuchen Rebellen der Unabhängigkeitsbewegung in der Provinz Aceh zusammen mit Regierungssoldaten Überlebende zu retten. „Wir weinen zusammen. Wir werden niemanden verhaften“, sagt ein Offizier.

In Thailand arbeiten deutsche Rot-Kreuz-Helfer Hand in Hand mit thailändischen Freiwilligen. Überall steht noch Wasser, viele Hotels sind einsturzfähig. „Das ist die größte Katastrophe, die wir seit Jahrzehnten gesehen haben“, sagt der Generalsekretär des Roten Kreuzes und Roten Halbmondes, Markku Niskala.

In Malaysia erlaubt die Regierung illegalen Ein-

wanderern, vorerst im Land zu bleiben. „Wir wollen unsere Solidarität mit den Indonesiern deutlich machen“, sagt Vizepremier Najib Razak.

Die Militärjunta von Burma lässt keine Helfer ins Land. Die Uno geht von mindestens 90 Toten in dem international isolierten Land aus. Es können auch mehr sein.

„Die Lage ist sehr, sehr ernst“, sagt der Vizepolizeichef der Andamanen und Nikobaren: „Jeder fünfte Bewohner der Inseln ist tot, verletzt oder vermisst.“ Viele der mehr als 500 Inseln sind noch von der Außenwelt abgeschnitten, es könnten jetzt schon 10 000 Tote sein. Zwei Nachbeben der Stärken 6,1 und 5,7 erschütterten das Archipel. Die 13-jährige Maya wurde am Sonntag auf den Nikobaren von der Welle ins Meer gezogen. Sie konnte sich an eine abgerissene Haustür klammern und bis Dienstag über Wasser halten. Am Dienstagnachmittag wurde sie wieder an Land gespült. Zwei Tage lang, so sagt sie, habe sie nur Schildkröten und Wasserschlangen gesehen. Nach ihrer Rettung musste Maya erfahren, dass ihre Mutter in den Wellen umgekommen war.

In Indonesien geben die Behörden am Nachmittag bekannt, dass die Zahl der Opfer über 45 000 liegen wird. Allein in der Stadt Meulaboh kamen 10 000 Einwohner ums Leben.

In Sri Lanka werden Wasser und Lebensmittel knapp. Zur Überraschung von Zoologen hat die Flutwelle die reichen Wildbestände Sri Lankas kaum in Mitleidenschaft gezogen. Experten vermuten, dass Elefanten, Büffel und Hirsche die herannahenden Wassermassen früher wahrnehmen und fliehen konnten.

Die Vereinten Nationen bereiten die größte Hilfsaktion ihrer Geschichte vor. Mindestens 25 Länder haben mehr als 100 Millionen Dollar Soforthilfe versprochen – aber allein Indonesien braucht mehr als 150 Millionen.

**Galle, Sri Lanka.** Präsidentin Chandrika Kumaratunga hat den Notstand ausgerufen und 25 000 Soldaten mobilisiert – zu Bergungseinsätzen und zum Schutz gegen Plünderer.

Diebesgut hat das Seebeben allerdings nicht zurückgelassen. „Mein Haus ist verschwunden, mein Laden zerstört“, weint Gamini Jayantha, 32, aus der historischen Hafenstadt Galle, mindestens 2000 Menschen kamen hier um.

Der Rahmenmacher setzt keine Hoffnungen in die Versprechungen der Regierung, die angekündigt hat, mit einem massiven Programm den Wiederaufbau zu fördern.

„Bei einem Desaster wie diesem kann niemand helfen“, sagt er.

Verschont blieb ausgerechnet die Altstadt rund um die frühere Festung. Die Wälle der 1663 erbauten Bastion retten Menschen, Kirchen und Museen.

Jenseits der Mauern hat jedoch kaum ein Haus der Kraft der Wellen standhalten können.

Von der lebhaften Einkaufspromenade an der Samudra Mawatha Street ist nichts mehr zu sehen: Buden, Imbissstände und Nachtclubs sind wie weggefegt, es ist still, selbst das Meer schweigt. Durchbrochen wird die Lautlosigkeit nur, wenn die nächsten Toten verbrannt werden.

Dann kann man die Flammen hören und die Trauergesänge der Angehörigen.

- RALF BESTE, KLAUS BRINKBÄUMER,
- JÜRGEN DAHLKAMP, MARKUS DEGGERICH,
- RÜDIGER FALKSOHN, MATTHIAS MATUSSEK,
- CORDULA MEYER, CONNY NEUMANN,
- HARDY PROTHMANN, JAN PUHL, PADMA RAO,
- BARBARA SCHMID, STEFAN SIMONS,
- ANDREAS ULRICH, ERICH WIEDEMANN

# Der bebende Planet

Die Superkatastrophe im Indischen Ozean erinnert die Menschen daran, auf welch fragilem Himmelskörper sie leben. Nur langsam gelingt es den Geologen, die Urgewalten im Innern der Erde zu ergründen. Werden die Forscher verheerende Beben künftig vorhersagen können?

Es hat Zeichen gegeben. Die Erde warnte vor dem Unheil, das im Indischen Ozean drohte. Und es hat sogar Menschen gegeben, die von den Fingerzeigen der Natur wussten. Aber trotz mancher Versuche gab es niemanden, der diese Zeichen so hätte deuten können, dass damit Leben zu retten gewesen wären.

Eine dieser tragischen Figuren ist Kerry Sieh, Erdbebenforscher am Caltech-Institut in Pasadena, Kalifornien. Er studiert die Erdbeben der Vergangenheit, um die der Zukunft vorherzusagen. Sumatra, das Epizentrum der Katastrophe, kennt er gut. Seit zehn Jahren untersucht Sieh entlang der Küste der indonesischen Insel ein Stückchen Erde, das etwas

Am vorigen Sonntag sind diese Inseln auf einmal mit Urgewalt rund zwei Meter emporgeschossen – weil der unter ihnen liegende Ozeangrund aufwärts ruckte. Mit einem Schlag löste sich, wie bei einer gespannten Feder, die tektonische Spannung, die sich tief unter dem Ozean seit beinahe 200 Jahren aufgebaut hatte.

Die Krustenplatten, die sich dort verkeilten, schrammten urplötzlich aneinander vorbei. Gigantische Wassermassen gerieten in Bewegung – eine Sintflut entstand, aufgepeitscht wie von Tausenden unterirdischen Atombomben. Nur Stunden später brachen die Killerwellen über die Strände des Indischen Ozeans herein.

Was sich Weihnachten anno 2004 ereignete, war eine Katastrophe von buchstäb-

und Bewegung befindlicher Himmelskörper ist. Rund 3000-mal pro Tag, durchschnittlich alle 30 Sekunden, zittert irgendwo der Untergrund. Mindestens zweimal täglich kommen Beben mit der Stärke von 2,0 und mehr vor.

Die Vorstellung, auf einer stabilen Weltkugel zu leben, ist nur eine Illusion. In ihrem Aufbau ähnelt die Erde eher einem gigantischen Hühnerrei (siehe Grafik Seite 109): Schon 100 Kilometer unter uns brodelte eine Gluthöhle aus flüssigem Gestein – und schon 100 Kilometer über uns beginnt die eisige „Leichengruft des Alls“ (Jean Paul).

Allein auf der dünnen Schicht dazwischen, der Erdkruste, spielt sich alles Leben ab – vom Einzeller bis zum Elefanten.

Die ersten Menschen, die sahen, wie fragil ihr Heimatplanet wirklich ist, waren die amerikanischen und sowjetischen Astronauten. „Die Erde erinnerte uns an einen Weihnachtsbaumschmuck, aufgehängt in der Schwärze des Alls“, fasste der „Apollo“-Astronaut James Irwin nach seiner Rückkehr vom Mond 1971 seine Eindrücke zusammen. „Dieses wunderschöne, warme, lebende Objekt sah so zerbrechlich aus, so zierlich, als würde es zerbröckeln und zerfallen, wenn man es berührt.“

Mit ihrer Draufsicht aus weiter Ferne erfassten die Raumfahrer eine tiefere Wahrheit: Im Gegensatz zu allen übrigen Planeten im Sonnensystem hat die Erde

eine mosaikartige, dynamische Kruste – bestehend aus riesigen Platten, die ständig in Bewegung sind wie Seerosenblätter auf einem Gartenteich.

Auf dem Mars beispielsweise, dem erdnächsten und erdähnlichsten Himmelskörper, geht es weitaus ruhiger zu. „Wie wir durch die Messungen unserer Raumsonden inzwischen wissen, gibt es auf dem Mars keine Plattentektonik und folglich auch keine schweren Beben“, erläutert der Berliner Planetenforscher Gerhard Neukum.

Die Sonderstellung der Erde unter den Gesteinsplaneten ist vor allem auf ihre schiere Größe zurückzuführen. Der Mars



Seismogramm des Sumatra-Bebens, Geoforscher Sieh: *Düstere Vorahnung*



ROGER RESSMEYER / CORBIS

ganz Besonderes ist: Dort taucht der Ozean ab.

Langsam und unaufhaltsam schiebt sich der Meeresboden unter die tektonische Platte, auf der Sumatra liegt. Sieh wusste genau, dass an diesem typischen Geburtsort von Seebeben Schlimmes drohte; aber er wusste nicht, wann.

Für seine düstere Vorahnung gab es gute Gründe. Vor der Westküste von Sumatra reihen sich ein paar Inseln, die im Meer versinken, jedes Jahr um einen Zentimeter. „Auch die Dorfbewohner dort wussten das“, sagt Sieh. „Sie erlebten, wie ihre Piers und Kaimauern dem Wasserspiegel immer näher kamen.“

lich planetarem Ausmaß. „Ein Beben dieser Stärke versetzt die gesamte Erdkugel in eine Eigenschwingung“, sagt Ulrich Hansen, Geophysiker an der Universität Münster. Noch einen vollen Tag zitterte der Planet weiter.

Die Wucht des tektonischen Big Bang ließ die Menschheit in Ehrfurcht erstarren. Ungläubig schauten die Menschen auf die Bilder von ausradierten Urlaubsparadiesen.

Schockartig wurden die Menschen nach den Weihnachtstagen daran erinnert, dass der Boden unter ihren Füßen weit weniger fest ist, als sie glauben.

Gern verdrängt wird die Tatsache, dass die Erde ein riesiger, in ständiger Unruhe

# Glutkugel mit Schale

## Der Aufbau der Erde

### 1 INNERER UND 2 ÄUSSERER ERDKERN

bestehen hauptsächlich aus Eisen und etwas Nickel. Während der innere Erdkern aufgrund des hohen Drucks fest ist, besteht der äußere Kern aus flüssigem Metall. Woher die Hitze des Erdinneren stammt, ist noch unklar. Einer neuen Theorie zufolge brennt im Mittelpunkt der Erde ein natürlicher Atomreaktor aus Uran und Plutonium. Die Temperatur soll dort 7000 Grad Celsius erreichen.

### 3 Der ERDMANTEL

besteht vorwiegend aus Silikat, das aufgrund der ungeheuren Druck- und Temperaturverhältnisse fließfähig und, ähnlich wie Knetmasse, plastisch verformbar ist. Temperaturen zwischen einigen 100 Grad an der Mantelobergrenze und über 3500 Grad an der Mantelkerngrenze halten das Gestein ständig in Bewegung. Heißes Material steigt aus der Tiefe auf, kühlt in Oberflächennähe ab und sinkt langsam wieder nach unten. Diese sogenannten Konvektionsströme treiben die Kontinentaldrift an.

zum Beispiel ist nur gut halb so groß, kühlte deshalb erheblich schneller aus und bildete dabei eine unbewegliche Kruste. Im Innern der Erde hingegen blieb das Urfeuer am Kochen und lässt den Planeten immer wieder erbeben. „Tief da drinnen ist es heißer als auf der Sonnenoberfläche“, sagt Geophysiker Hansen.

Regelmäßig muss die Energie dieses titanischen Dampfkessels irgendwohin entweichen. Nur zu einem Teil geschieht das in Form von Wärme, die langsam durch den Erdmantel emporsteigt oder als tausend Grad heiße Lava durch Vulkanschlote schießt. „Der Rest wird in Bewegungs-

energie umgesetzt“, sagt Hansen – Ursache der ständigen Beben.

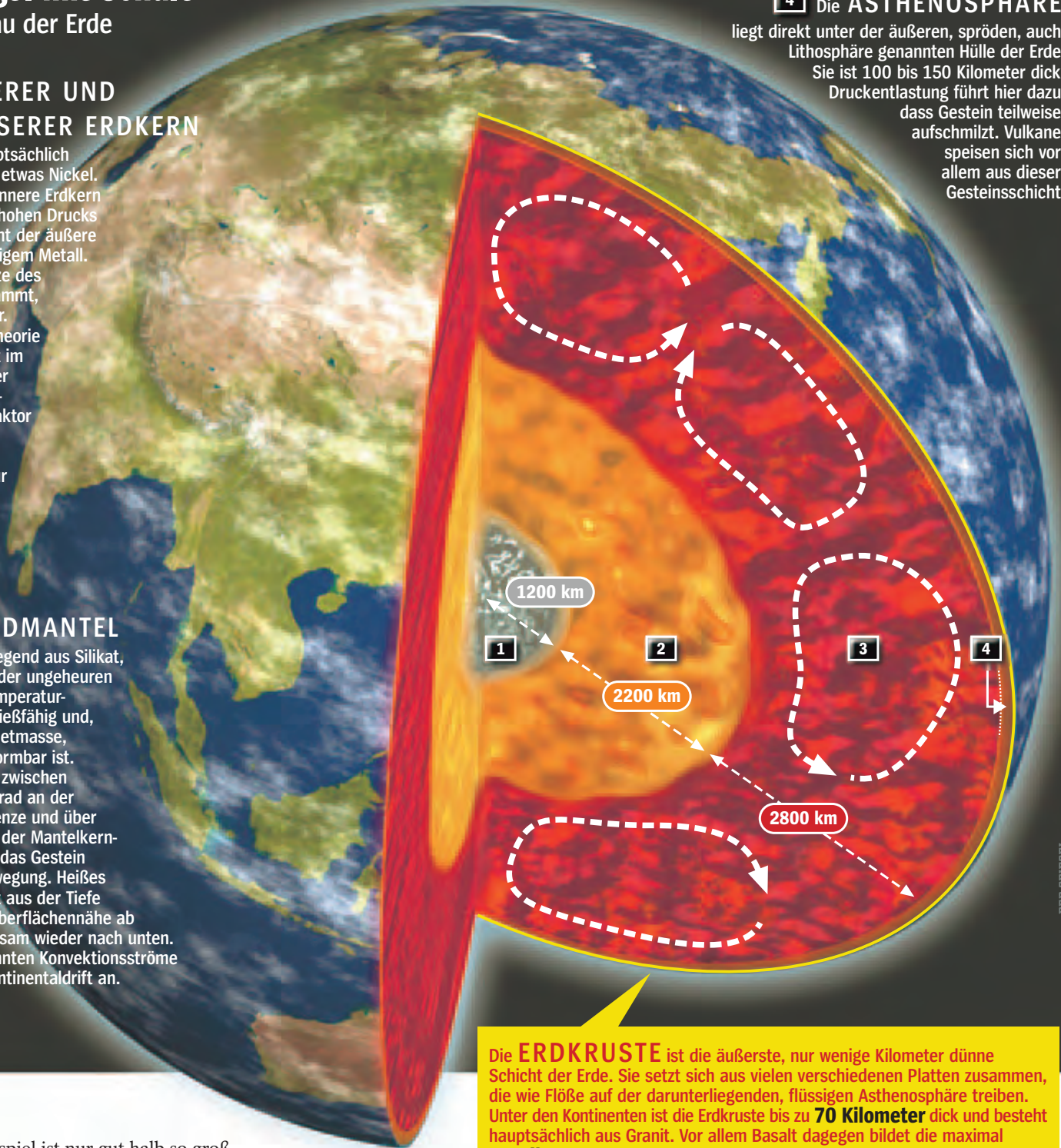
„Alles fließt“, die Philosophie des Griechen Heraklit über den ewigen Wandel des Lebens beschreibt auch den Charakter der geologischen Welt. Im Innern des Planeten schwappt eine zähe Masse aus glutflüssigem Gestein und treibt „wie ein riesiger Motor die Maschine namens Erde“ (Hansen) an. Die driftenden Kontinente schwimmen darauf wie Treibgut, stoßen aneinan-

der, verkeilen sich – und führen dabei regelmäßig zu Tod und Verderben.

Der zerstörerischen Dynamik dieses Giganten stand der Mensch jahrtausendlang macht- und ratlos gegenüber. Er konnte nur auf die Gnade eines großen Maschinisten hoffen, der den Planeten im Zaume hält. Denn schon in biblischer Zeit offenbarte sich elementare Gewalt. Der Fall der

### 4 Die ASTHENOSPHERE

liegt direkt unter der äußeren, spröden, auch Lithosphäre genannten Hülle der Erde. Sie ist 100 bis 150 Kilometer dick. Druckentlastung führt hier dazu, dass Gestein teilweise aufschmilzt. Vulkane speisen sich vor allem aus dieser Gesteinsschicht.



Die **ERDKRUSTE** ist die äußerste, nur wenige Kilometer dünne Schicht der Erde. Sie setzt sich aus vielen verschiedenen Platten zusammen, die wie Flöße auf der darunterliegenden, flüssigen Asthenosphäre treiben. Unter den Kontinenten ist die Erdkruste bis zu **70 Kilometer** dick und besteht hauptsächlich aus Granit. Vor allem Basalt dagegen bildet die maximal **10 Kilometer** dicke ozeanische Erdkruste. Sie entsteht ständig neu an auseinanderdriftenden Plattengrenzen am Meeresboden, den mittelozeanischen Rücken. Wenn sich Spannungen in der Erdkruste ruckartig lösen, bebdt die Erde.



**San Francisco nach dem Erdbeben von 1906:** Großbrände durch geborstene Gasleitungen

Mauern von Jericho und die Teilung des Roten Meeres etwa werden heutzutage als Schilderung von Erdbebenfolgen gedeutet.

Räkelt sich die Erde in ihrem Krustengewand, hat dies für die Menschheit katastrophale Folgen: Im Januar 1556 starben bei einem der schlimmsten Erdbeben aller Zeiten in der chinesischen Provinz Shanxi 830 000 Menschen. Auf Santorin löschte 1628 vor Christus der Ausbruch des Vulkans vermutlich gleich die ganze kretisch-minoische Zivilisation aus.

Wenn Berge Wasserdampf, Asche, Ruß und Schwefeldämpfe bis in die oberen Atmosphärenschichten speien, droht Unheil oftmals noch auf der gegenüberliegenden Hälfte des Planeten: Italienische Chroniken aus dem Jahr 1601 verzeichnen Frostnächte im Juli, der Himmel „war die meiste Zeit des Jahres bedeckt“. Erst vor wenigen Jahren fanden Geologen die Ursache: Ein Vulkanausbruch in Peru sorgte durch den Ausstoß von Aerosolen für einen Klimaschock, weil die Staubpartikel in der Atmosphäre das Sonnenlicht ins All reflektierten. Im Sommer 1816, dem Jahr nach dem Ausbruch des indonesischen Vulkans Tambora, schneite es in Neuengland.

In Island quoll im Jahr 1783 Lava aus der 25 Kilometer langen Laki-Spalte. Das ganze Land war eingehüllt in vulkanischen Rauch. Die Sonne war nicht mehr zu sehen, die Luft schmeckte faul und bitter. Tödliche Fluorid-Dämpfe vergifteten das Vieh auf den Weiden, Nahrung und Trink-

wasser. 10 000 Isländer, etwa ein Fünftel der gesamten Bevölkerung, starben.

Der folgende Winter war einer der härtesten, die in Europa je verzeichnet wurden. In Frankreich fiel die Weizenernte mager aus. Die Bauern erhoben sich bald darauf gegen das Joch der satten Aristokratie. Die Versorgungsnöte, ausgelöst durch den isländischen Vulkanausbruch, so spekuliert der Göttinger Geochemiker Gerhard Wörner, könnten ein Treibsatz für die Französische Revolution gewesen sein.

## Die Mythen vieler Völker erklären die Stöße aus dem Boden mit Ungeheuern im Erdinnern.

Kaum ein Ereignis jedoch erschütterte die Zeitgenossen so nachhaltig wie das Erdbeben, das an Allerheiligen 1755 das stolze, schöne Lissabon in Schutt und Asche legte. Die Türme der Stadt wogten nach einem Augenzeugenbericht „wie ein Getreidefeld im Winde“. In den Kirchen fielen die Kruzifixe von den Altären. Die Einwohner flohen an die Ufer des Flusses Tejo. Dort wurden sie von den haushohen Wogen eines Tsunami hinweggespült – 60 000 starben.

Im fernen Königsberg kam Immanuel Kant anlässlich des Erdbebens von Lissabon zu dem Schluss, dass der Mensch nicht der Zweck aller Dinge auf Erden sei. Auch Goethe war zutiefst erschüttert. „Vielleicht hat der Dämon des Schreckens zu keiner

Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet“, schrieb er über dieses „außerordentliche Weltereignis“.

Jahrtausendlang erlebte die Menschheit Erdbeben, Flutwellen und Vulkanausbrüche als apokalyptisches Zeichen und Strafgericht, ohne die mindeste Erklärung für das Toben der Natur. Ohnmacht und Unwissen hatten sie nichts entgegenzusetzen außer ihrer Phantasie: Die Mythen vieler Völker erklären die rollenden Geräusche und die Stöße aus dem Boden mit Ungeheuern im Erdinnern.

In Japan trägt das Monster im Keller die Gestalt eines Skorpions, in Indien die eines Molchs, bei den Indianern Nordamerikas treibt eine Schildkröte ihr Unwesen. Die Maori in Neuseeland meinen, das Strampeln eines ungeborenen Kindes im Leib der Erde zu verspüren.

Die Griechen, die den hinkenden Höllenschmied Hephaistos als Verursacher des unterirdischen Getöses ansahen – in seinem Glutofen in der Tiefe dengelte er die Waffen der Götter –, waren die ersten, die nach naturwissenschaftlichen Erklärungen für die Erdstöße suchten. Aristoteles etwa war der Meinung, zentrale Feuer und entweichende Luft aus dem Erdinnern verursachen die Beben.

# Zorniger Planet Verheerende Erdbeben und Vulkanausbrüche

## 1 USA

San Francisco 1906: Schlimmstes Erdbeben Kaliforniens; mit 3000 Toten

## 2 Mexiko

Mexico City 1985: Beben; 10 000 Tote

## 3 Portugal

Lissabon 1755: Erdbeben und Tsunami; 60 000 Tote

## 4 Island

1783: Eruption der Laki-Spalte; jeder fünfte Isländer stirbt durch giftige Gase

## 5 Chile

1960: Stärkstes bisher verzeichnetes Erdbeben von 9,5 auf der Richter-Skala; 5700 Tote

## 6 Italien

79 n. Chr.: Vesuv-Ausbruch zerstört Pompeji und Herculaneum  
1908: Beben mit Tsunami bei Messina; bis zu 100 000 Tote

## 7 Griechenland

1628 v. Chr.: Vulkanexplosion auf Santorin mit Tsunami löscht minoische Kultur aus

## 8 Türkei

Izmit 1999: 20 000 Tote

## 9 Iran

Bam 2003: Beben zerstört zweieinhalbtausend Jahre alte Stadt; 30 000 Tote

## 10 Indonesien

1815: Tambora-Eruption bringt „Jahr ohne Sommer“  
1883: Krakatau-Ausbruch ist bis Australien zu hören

## 11 Japan

1923: Beben verwüstet Tokio und Yokohama; 143 000 Tote  
1995: Nahe Kobe findet ein Beben der Stärke 6,9 statt; 6430 Tote in der angeblich erdbebensicheren Stadt

## 12 China

Tangshan 1976, Fiasko für Seismologen: Beben ohne Vorwarnung mit 250 000 bis 650 000 Toten

## 13 Philippinen

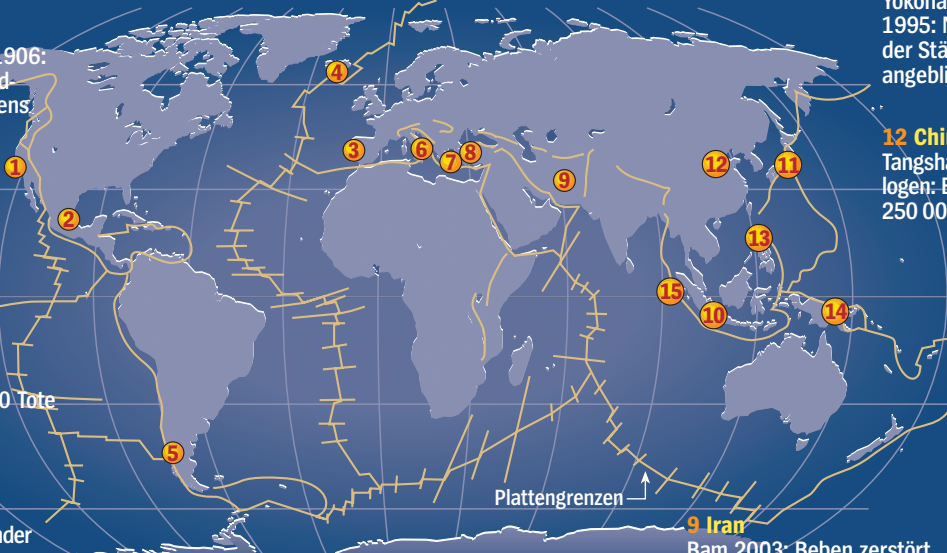
1991: Nach 611 Jahren Ruhe speit der Pinatubo Asche und Rauch 20 Kilometer hoch in die Atmosphäre

## 14 Papua-Neuguinea

1998: Erdbeben der Stärke 7,1 mit 10 Meter hohen Wellen; 2400 Menschen sterben

## 15 Südostasien

2004: Beben der Stärke 9,0 mit Tsunami verwüstet Küsten am Indischen Ozean. Gesamtzahl der Todesopfer noch unbekannt



DER SPIEGEL

Die Naturbeobachtungen nachfolgender Forschergeister brachten wenig neue Erkenntnisse. Noch Alexander von Humboldt, der ausgedehnte Reisen in vulkanische Gebiete unternahm, glaubte an die Kräfte unterirdisch eingespannter Gase, die durch Vulkane entweichen: „Man möchte sagen, die Erde werde umso heftiger erschüttert, je weniger Luftlöcher die Erde hat.“ Humboldt war ein Mann von Einfluss. Sein Irrtum vom Planeten mit Blähungen hielt sich bis in die Schulbücher des 20. Jahrhunderts.

Zugleich jedoch fanden die Forschungsreisenden des 19. Jahrhunderts immer mehr Hinweise, dass die Urgewalten aus dem Innern nicht nur zerstörerisch wirken, sondern auch schöpferisch. So waren sie es, die einst das Leben auf Erden sprießen ließen: Rund um die vulkanisch heißen Quellen des Ozeans bildeten sich die ersten winzigen Einzeller. Die tektonische Kraft aus dem Leib der Erde ließ auch gewaltige Gebirge wachsen: das Himalaja-Massiv, die Alpen und die Rocky Mountains.

Charles Darwin erfasste dieses Zusammenspiel, als er 1835 das Erdbeben in Chile miterlebte: „Ein schlimmes Beben zerstört auf einmal unsere ältesten Bindungen; die Erde, das wahre Sinnbild der Festigkeit, hat sich unter unseren Füßen wie eine

dünne Kruste auf einer Flüssigkeit bewegt“, schauderte es ihn beim Anblick der zerstörten Städte Valdivia und Concepción. „Die merkwürdigste Wirkung dieses Erdbebens“, beobachtete der Begründer der modernen Evolutionslehre jedoch fasziniert, „war die bleibende Erhebung des Landes.“

An den frischen Aufwerfungen hingen noch die nassen Anhaftungen des Meeres. Wenn sich Land tatsächlich einige Fuß aus dem Meer erheben konnte, warum sollte nicht auf diese Weise ein ganzes Gebirge entstehen? Warum sonst hatte Darwin hoch oben in den Kordilleren muscheldurchsetzte Schichten entdeckt? Jetzt war

er selbst Zeuge der formenden Kraft der bewegten Landmassen geworden. Für ihn stand fest: „Nichts, nicht einmal der Wind, der weht, ist so unbeständig wie der Höhenpegel der Erdkruste.“

Was Darwin nur dunkel ahnte, kleidete ein junger deutscher Wissenschaftler vor knapp hundert Jahren erstmals in eine konsistente Theorie: Am 6. Januar 1912 hielt der Meteorologe und Polarforscher Alfred Wegener vor der Geologischen Vereinigung in Frankfurt einen Vortrag, in dem er erstmals die Behauptung von einer Drift der Kontinente präsentierte.

Wegener erntete Hohn und Spott. Keiner der anwesenden Geologen mochte dem fachfremden Forscher glauben. Jahrzehnte vergingen, in denen der Mensch die Atombombe erfand und Raketen ins All schoss. Den Blick mehr in den Himmel als zum Boden gerichtet, entstand ein bizarres Missverhältnis: „Über die Verteilung der Materie im Innern der Sonne wissen wir weit besser Bescheid als über das Erdinnere“, konstatierte der Physiknobelpreisträger Richard Feynman.

So kam es, dass erst Ende der sechziger Jahre, als der Mensch bereits den Mond betreten hatte, die weltgeologische Gemeinschaft Wegeners Idee von der immer-



Verichtung und Verheerung des ganz erdbeblichen Erdbebens, wodurch die kömml. Portugiesische Nation Stadt Lissabon samt dem größten Teil der Einwohner zu Grunde gegangen.

**Erdbeben von Lissabon (1755)\*: „Dämon des Schreckens“**

\* Zeitgenössisches Flugblatt.

währenden Verschiebung der Kontinente langsam akzeptierte.

Erst die Vorstellung, dass die Erde mobil ist, habe „die Köpfe geöffnet für alle möglichen Dinge“, sagt Geologe Wolfgang Franke von der Universität Gießen. „Wegener hat eine Art Weltformel gefunden für fast alle Erscheinungen, die uns in den Geowissenschaften bewegen: Erdbeben, Vulkane, Gesteinsformationen, aber auch Tiere und Pflanzen.“

Wellen der Erdbeben zurück – je nachdem ob es sich um eine metallische oder silikatische Schicht handelt oder ob das Material eher flüssiger oder fester ist. Dank der Beben haben die Forscher im Groben das Innere des Planeten ausleuchten können: den festen inneren und den glutflüssigen äußeren Erdkern, den Erdmantel und die dünne Schicht der Kruste.

Jetzt wollen sie möglichst detailgenau die Prozesse im Erdmantel verstehen. Dort

drückt ihn nach Westen und nach Osten. Alle übrigen Erdplatten werden dadurch bewegt – ungefähr so schnell wie ein Fingernagel wächst, mit wenigen Zentimetern pro Jahr.

Während am Atlantik neues Krustenmaterial entsteht, sinkt vor allem im Pazifik eine Menge wieder in den inneren Schmelzofen hinab. In den sogenannten Subduktionszonen schieben sich die schweren Ozeanböden unter die leichteren Kontinentalschollen und tauchen in das zähflüssige Magma. Dort verflüssigen sie sich allmählich wieder. „Bis in eine Tiefe von gut tausend Kilometern können wir dieses geologische Schauspiel mit unseren Geräten beobachten“, sagt Hansen.

Glatt und geschmiert verläuft dieser Auf- und Abtauchmechanismus jedoch nicht – und das liegt an den Kontinenten, die sich schon kurz nach Entstehung der Erde vor rund vier Milliarden Jahren gebildet haben. Weil ihr Gesteinsmaterial leichter ist, schwimmen sie quasi obenauf. Das neu aufsteigende Krustenmaterial der Ozeanböden schiebt die Kontinente auf dem Globus umher, bis sie kollidieren und sich ineinander verkeilen.

Folge dieser Hakeleien unterschiedlicher Erdplatten sind Beben. In den Knautschzonen der Platten erheben sich Gebirge. Anderswo zerren die unterirdischen Kräfte ganze Kontinente auseinander. In einigen Problemzonen des Planeten tritt zudem heißes Magma aus – Vulkane

## „Das Superbeben bei Sumatra wird für uns Forscher eine unermessliche Datenquelle für Jahrzehnte sein.“

Allerdings lieferte Wegener nur das theoretische Gerüst. Um im Detail zu verstehen, wie die innere Dynamik zu den zerstörerischen Heimsuchungen an der Oberfläche führt, gibt es für die Geologen seit Ende des 19. Jahrhunderts eine bevorzugte Quelle: die Beben selbst – genauer gesagt ihre Schockwellen, die sie durch den Körper des Planeten schicken. Mit Seismometern werden diese Erschütterungen aufgezeichnet und dank ständig wachsender Computerleistung immer genauer analysiert.

„Das ist schon eine bizarre Forscherfreude“, sagt Geophysiker Hansen, „aber auch das Superbeben bei Sumatra wird für uns Wissenschaftler eine unermessliche Datenquelle sein, aus der wir noch Jahrzehnte schöpfen können.“

Die zähe Masse im Innern der Erde wirft auf unterschiedliche Weise die seismischen

drinnen vollziehen sich gewaltige Umwälzungen. In einem ewigen Kreislauf steigt gluthiebes Material empor und sinkt, wenn es sich kurz unterhalb der Oberfläche wieder abkühlt, zurück in Richtung Erdmitte. Auf diesen kochenden Wirbeln, sogenannten Konvektionsströmen, treiben die Krustenplatten umher.

Die Folgen sind überall auf der Erde zu besichtigen – vor allem aber am Mittelatlantischen Rücken, der sich auf halbem Weg zwischen Europa und Amerika am Ozeangrund entlangzieht.

„Dort ist die eigentliche Großbaustelle des Planeten“, sagt Geophysiker Hansen. Die heiße Masse steigt an dieser langen Nahtstelle ununterbrochen aus der Tiefe und presst erkaltende Lavamassen an den Grund des Meeres. Pausenlos gebiert der Glutofen hier neuen Ozeanboden und

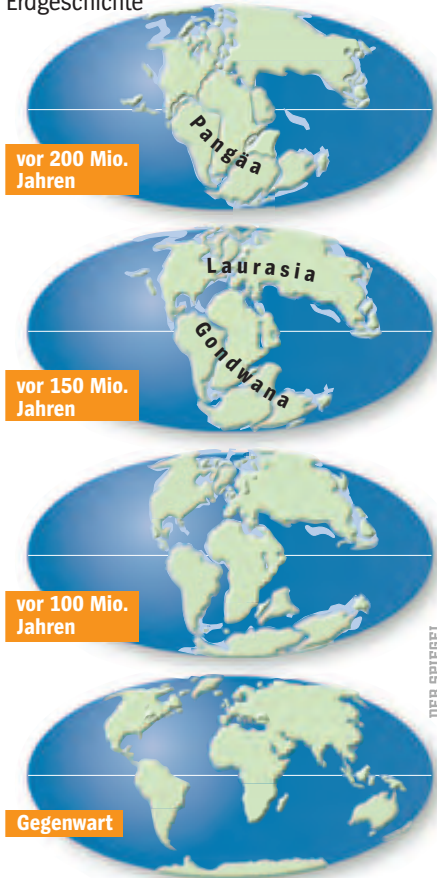


Ausbruch des Vulkans Ätna 2001: „Tief da drinnen ist es heißer als auf der Sonnenoberfläche“

ALFIO SCIGLIANO / CORBIS SYGMA

## Driftende Platten

Verschiebung der Kontinente in der jüngeren Erdgeschichte



schleudern Hitze aus dem Glutkegel ans Tageslicht.

Nur vage wissen die Geologen, woher eigentlich die gigantische Energie für die großflächigen Umwälzungen auf der Planetenoberfläche stammt. In der Tiefe warten immer neue Überraschungen auf sie.

Inzwischen glauben einige Forscher, eine bislang unbekannte Quelle für die Hitze entdeckt zu haben, die aus dem Kern der Erde aufsteigt. Stammt die Energie aus einem gewaltigen Atomreaktor am Mittelpunkt der Erde? Über 6000 Kilometer unterhalb der Oberfläche soll er sich befinden – ein Ziegelstein würde durch ein imaginäres Loch 45 Minuten hindurchfallen, ehe er dort aufschlüge.

Eine rund zehn Kilometer große Kugel aus Uran und Plutonium existiere dort, vermutet etwa der US-Geophysiker Marvin Herndon aufgrund neuerer Messungen. Diese Elemente speisen ein planetares Kraftwerk: Ihre Kernspaltung liefert genug Energie, um das Erdmagnetfeld entstehen zu lassen und die Bewegung der Kontinente anzutreiben.

„Wenn Herndons Theorie stimmt, dann stünde sie auf einer Stufe mit der Plattentektonik als eine der wirklich großen Entdeckungen“, urteilt der emeritierte Direktor des Geophysik-Labors der Car-

negie-Institution in Washington, Hatten Yoder.

Je mehr Details der Wechselwirkungen zwischen der Unterwelt und der Oberfläche des Planeten entschlüsselt werden, desto mehr Fragen tauchen aber auch auf. „Letztlich bleiben diese Hitzewallungen im Erdmantel für uns ein chaotischer Prozess“, gibt Hansen zu.

Um das Chaos zu entwirren, greift der Gelehrte auch schon mal zu Silikonkitt aus dem Baumarkt: Dieser Stoff lässt sich kneten und quetschen und springt beim Aufprall auf den Boden zurück wie ein Flummi. „Ganz wie es der Erdmantel tun würde, denn der hat in etwa die gleiche Beschaffenheit“, erklärt Hansen.

Vor allem aber mit Hilfe hochmoderner Supercomputer können die Geologen neuerdings die großflächigen Verschiebungen simulieren, die in Zukunft zu erwarten sind. Immer genauer lässt sich mittlerweile vorhersagen, wohin die Erdplatten, jene steinernen Flöze des Planeten, in den kommenden Jahrmillionen treiben.

So wird das Mittelmeer irgendwann zwischen Afrika und Europa zerrieben. Und die Alpen, eines der am schnellsten wachsenden Gebirge der Welt, werden dereinst den Himalaja überragen. In einigen Millionen Jahren dürfte der Mont Blanc den Mount Everest als höchsten Berg der Welt ablösen.

Solche tiefgreifenden Umwälzungen haben schon in der Vergangenheit die Entwicklung des Lebens entscheidend beeinflusst. Vulkanismus und Plattentektonik waren ebenso Zerstörer wie Geburtshelfer für unzählige Tier- und Pflanzenarten.

Vor rund 2,2 Milliarden Jahren beispielsweise geriet die Erde in eine Super-Eiszeit: 800 Meter mächtiges Eis bedeckte die Ozeane, das Land war bis zum Äquator vollständig vergletschert. Ein Auslöser könnte eine ungewöhnliche Verteilung der Kontinente gewesen sein: An Nord- und Südpol erstreckten sich große Landmassen, die dort allmählich vereisten, dadurch wiederum immer mehr Sonnenlicht in den Weltraum zurückstrahlten – was zu einer weiteren galoppierenden Abkühlung führte.

Diese Eiszeit hielt den Planeten noch fest in ihrem frostigen Griff – gäbe es nicht andererseits mächtige Vulkane. Sie durchbrachen den Gletscherpanzer, reicherten die Atmosphäre mit Treibhausgasen

an und retteten die Welt so aus der ewigen Eiszeit.

Daraufhin erst begann die sogenannte Kambrische Explosion, das „Frühlingserwachen des Lebens“, wie der Wissenschaftsautor Bill Bryson die feuerwerksartige Entstehung Tausender neuer Pflanzen- und Tierarten nennt.

Immer wieder finden sich in der Erdgeschichte Beispiele dafür, dass die Plattentektonik das Klima ganzer Kontinente auf den Kopf stellte. „Die Drift der Landmassen ist die entscheidende Stellschraube für die großen Meeresströme“, erklärt Erdkundler Hansen. Dadurch könnte vor fünf Millionen Jahren auch die maßgebliche Weichenstellung für den Aufstieg des Menschen erfolgt sein.

In jener grauen Vorzeit schloss sich die Meerenge zwischen Süd- und Nordamerika – dort, wo das heutige Panama liegt. Damit riss der Zustrom von warmem Wasser aus dem Pazifik in den Atlantik ab. Das feuchte Afrika trocknete aus, der Wald lichtete sich – genau in jener Gegend, wo die Vorfahren der Menschen gerade von den Bäumen hinabstiegen.

Aufgrund ihres aufrechten Ganges konnten sie auch das Gras der Savanne besser überblicken als andere Primaten. Doch die Ausdünnung der Wälder führte auch dazu, dass sie für Raubtiere eine leichtere Beute wurden. Um zu überleben, mussten sie sich intelligenteren Techniken der Jagd überlegen – stand also eine tektonische Verschiebung am Anfang der Menschwerdung?

Möglicherweise sind die Spuren vergangener geologischer Großkatastrophen sogar in unsere Gene eingraviert. Evolutionsbiologen vermuten, dass ein gewaltiger Ausbruch des Vulkans Toba auf Sumatra den aufstrebenden Homo sapiens an den Rand des Aussterbens brachte.

Denn Erbgut-Analysen zeigen, dass alle heute lebenden Menschen von nicht mehr als einigen tausend Urahnen abstammen, die vor ungefähr 70 000 Jahren auf Erden lebten. In genau jene Zeit fällt der Ausbruch des Toba, bei dem 20 Milliarden Tonnen Staub in die Atmosphäre geschleudert wurden. Die Folge war ein weltweiter Temperatursturz, bei dem ein Großteil aller Pflanzen abstarb.

Die Menschen in Asien und Afrika wurden nach Jahrtausenden lebensfreundlicher Wärme „plötzlich in den Eisschrank geworfen“, vermutet der New Yorker Geologe Michael



**Geophysiker Hansen**  
Spurensuche im Computer



**Seismologe Zschau**  
„Vorhersage nicht in Sicht“

# „Leben ist an sich ein Risiko“

Frank Schätzing, 47, Autor des Bestsellers „Der Schwarm“, über die Bedrohung durch Tsunamis und Meteoriten und das trügerische Gefühl der Sicherheit in der westlichen Zivilisation

**SPIEGEL:** Herr Schätzing, in Ihrem Roman „Der Schwarm“ beschreiben Sie detailgenau, wie ein Tsunami das nördliche Europa überrollt. Ist es Ihnen unheimlich, dass dieses Horrorszenario nun in Südostasien Wirklichkeit geworden ist?

**Schätzing:** Nein, denn ich habe mich sehr lange mit dem Phänomen Tsunami beschäftigt. Wenn man sich damit befasst, kommt man automatisch zu der Erkenntnis, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis so eine Katastrophe eintritt. Wir wiegen uns in einer falschen Sicherheit.

**SPIEGEL:** In der falschen Sicherheit, die Natur könne unserer Zivilisation nichts mehr anhaben?

**Schätzing:** Die Erdgeschichte vermittelt uns den Eindruck, Naturkatastrophen seien vor langer Zeit passiert und damit Vergangenheit. In Wahrheit leben wir in Pausen zwischen Katastrophen. Das Einzige, was wir sicher wissen, ist, wie lange die Pause schon dauert.

**SPIEGEL:** Aber nicht, wie lange sie noch dauern wird.

**Schätzing:** Eben. Ein Meteorit kann auf die Erde stürzen, ein schreckliches Beben kann Land oder Meer erschüttern. Wir müssen uns eingestehen, dass der dünne Schutzschild unserer hochtechnisierten Zivilisation schnell zerbrechen kann, wenn die Naturgewalten zuschlagen. Wir werden durch unsere Fortschrittsgläubigkeit dazu erzogen, auch an unsere Überlegenheit zu glauben. So furchtbare Ereignisse wie der Tsunami in Südostasien holen uns schmerzhaft auf den Boden der Tatsachen zurück. Bevor ich den „Schwarm“ schrieb, habe ich immer wieder von einer gigantischen Welle geträumt, der man nicht entkommen kann. Während der Arbeit am Roman stand mir dieses Bild der heranrasenden Wasserfront oft vor Augen. Das ist schon grauenvoll.

**SPIEGEL:** Inwiefern trifft die Menschen Ihrer Meinung nach eine Mitschuld an Naturkatastrophen wie der aktuellen?

**Schätzing:** Was man der Menschheit vorwerfen kann, ist zum einen, dass wir zu schnell in Systeme eingreifen, die wir nicht hinreichend verstanden haben oder aber vorschnell zu beherrschen glauben; zum anderen Ignoranz.

**SPIEGEL:** Sollten Politik und Forschung also mehr in Schutzmaßnahmen vor Naturkatastrophen investieren?



PAUL SCHMITZ

## Schriftsteller Schätzing

„Versäumnisse mit schrecklichen Folgen“

**Schätzing:** Selbstverständlich müssen wir mit Hochdruck daran arbeiten, solche Technologien zu entwickeln, um der Natur begegnen zu können. Man kann zum einen versuchen, mit Hilfe der Technik Katastrophen im Vorfeld zu verhindern. Falls das nicht möglich ist, muss man alles daransetzen, die Auswirkungen zu kontrollieren. Wissenschaftler beschäftigen sich heute mit der Frage, wie man Meteoriten zerstört, bevor sie auf die Erde fallen. Ich bin sehr dafür, diese Forschung voranzutreiben, denn wenn ein Meteorit aufschlägt, ist es schlichtweg zu spät.

**SPIEGEL:** Mit Hilfe eines Tsunami-Frühwarnsystems in Südostasien hätten vermutlich Tausende von Menschenleben gerettet werden können.

**Schätzing:** Im Pazifik gibt es so ein Tsunami-Frühwarnsystem, dem sich immer mehr Anrainerstaaten anschließen. Auch wenn die Hawaiianer es mittlerweile müde sind, häufig umsonst ins Innere ihrer Insel evakuiert zu werden – am Ende, wenn tatsächlich die Welle kommt, sind sie dem System dankbar. Natürlich muss man den Regierungen rund um den Indischen Ozean ankreiden, dass sie die Gefahr unterschätzt haben. Weit schlimmer ist, dass der Westen die Region allein gelassen hat mit ihren Problemen. Die meisten Länder dort sind sehr arm. Man hätte Südasien längst so ein Warnsystem finanzieren sollen.

**SPIEGEL:** Auf Sumatra, wo man mit über 45 000 Toten rechnet, schlug die Welle allerdings schon wenige Minuten nach dem Beben auf die Küste.

**Schätzing:** Selbst in wenigen Minuten können Sie Menschen vom Strand wegbringen. In den meisten Gebieten dauer-

te es aber zwei, drei Stunden, bis die Flutwelle heranrollte. Diese Leute nicht gewarnt zu haben, ist ein furchtbares Versäumnis. Es muss leider immer erst das Schlimmste passieren, bevor Politiker anfangen zu handeln. Mal abgesehen davon, dass sich niemand dazu bekennt, verantwortlich für die Versäumnisse zu sein.

**SPIEGEL:** 50 Prozent der Menschheit leben an den Küsten. Erscheint Ihnen dies als unverzeihlicher Leichtsinns?

**Schätzing:** Nein, aber man muss sich, wie dieses Seebeben zeigt, von dem Gedanken verabschieden, in hundertprozentiger Sicherheit zu leben. Leben ist an sich ein Risiko, und das verdrängen gerade die Industrienationen gern. Wenn wir die Natur nutzen wollen, setzen wir uns ihren Gefahren aus, ob im Gebirge oder am Wasser. Wasser bietet viele ökonomische Vorteile – und birgt genauso viele Risiken.

**SPIEGEL:** Fürchten Sie sich seit Ihrer Recherche für den „Schwarm“ mehr vor der See?

**Schätzing:** Ich habe mich noch nie vor dem Meer gefürchtet, und daran hat sich nichts geändert. Ich werde auch nach dieser Katastrophe gern zum Tauchen fahren. Wir können uns nicht vom Entsetzen lähmen lassen. Da kommt der Menschheit ihre Disposition zur Verdrängung endlich mal zugute. Manche Erfahrungen werden nur ernst genommen, wenn man sie selbst gemacht hat oder wenn sie von einer Person weitergegeben werden, die sie gemacht hat. Spätestens in der vierten Generation werden diese Erfahrungen wieder vergessen. Das kann schlecht sein, siehe Neonazis, und manchmal gut, denn es ermöglicht uns einen unvorbelasteten Neuanfang.

**SPIEGEL:** Sie würden also in Südostasien Urlaub machen?

**Schätzing:** Ich war schon zweimal auf den Malediven, auf Thulagiri habe ich meinen Tauchschein gemacht. Damals, Ende der achtziger Jahre, habe ich meinen Urlaub in einem schmucken kleinen Resort verbracht, wer weiß, ob das überhaupt noch existiert. Ich erinnere mich, dass ich am Strand saß und mich fragte, was wohl passieren würde, wenn plötzlich eine Riesenwelle käme. Dann sind wir alle weg, dachte ich. Auf den Inseln gibt es keine

Berge, auf die man laufen könnte, man könnte vielleicht versuchen, auf eine Palme zu klettern. Aber das hat mich nie geängstigt. Man muss sich einfach darüber im Klaren sein, dass man auch auf diese Weise sterben kann.

**SPIEGEL:** Verstehen Sie Ihr Buch als Warnung – so wie der Regisseur Roland Emmerich mit seinem Film „The Day after Tomorrow“ auf eine drohende Klimakatastrophe aufmerksam machen wollte? Oder als Thriller, vergleichbar mit dem Kinofilm „Deep Impact“, der einen Meteoriteneinschlag als Actionthema benutzt?

**Schätzing:** Emmerich hatte von Anfang an eine politische Botschaft. Ich dagegen wollte mit dem „Schwarm“ einen spannenden Thriller schreiben. Im Laufe der Arbeit wuchs allerdings die persönliche Betroffenheit. Insofern freue ich mich heute, wenn dem „Schwarm“ zugeschrieben wird, dass er in den Köpfen der Menschen etwas bewirkt hat.

**SPIEGEL:** Das klingt, als wären Sie doch eher ein Optimist.

**Schätzing:** Ja, aber mit einer Einschränkung: Pessimismus ist der Schatten, den der Optimismus werfen muss, um ernst

genommen zu werden. Alles andere ist Naivität.

**SPIEGEL:** Sind Sie sich der Tatsache bewusst, dass Sie selbst in Köln in einem erdbebengefährdeten Gebiet wohnen?

**Schätzing:** Natürlich, ich bin bei dem Erdbeben Anfang der neunziger Jahre auch aus dem Bett gefallen. Da sind die Bilder von den Wänden heruntergeknallt, und ein Schrank ist umgekippt. Ich habe intuitiv das Richtige getan und mich unter eine Türzarge gestellt. Dann habe ich meine damalige Freundin an die Hand genommen und wollte mit ihr das Haus verlassen, aber in diesem Moment hörte das Beben wieder auf. Ich hatte vorher gehört, wie das Erdbeben sich näherte: Es gab ein Zittern und ein Geräusch, das wie das Vorbeirattern einer U-Bahn klang. Aber dieses Geräusch wurde immer lauter und schien tief aus der Erde zu kommen.

**SPIEGEL:** Hatten Sie Angst in diesem Moment?

**Schätzing:** Ich hatte ein Gefühl der absoluten Ohnmacht. Wenn die Erde bebt, sind wir vollkommen machtlos.

INTERVIEW: MARIANNE WELLERSHOFF

Rampino, der so die rätselhafte Dezimierung des frühen Menschen erklärt.

Seit sich der Homo sapiens aufmachte, den Planeten zu erobern, ist er solchen Naturkatastrophen hilflos ausgeliefert. Heute immerhin versucht er, das Unheil aus dem Untergrund wenigstens rechtzeitig zu erkennen. Wie wenig die Geologen jedoch auf ihrem Weg vorangekommen sind, Erdbeben vorherzusagen, führt die Katastrophe im Indischen Ozean nachdrücklich vor Augen.

Vergebens waren etwa alle Versuche des Caltech-Forschers Sieh, dem klar war, dass in der Gegend Schlimmes bevorstand. Vor Sumatra, nicht weit entfernt vom Epizentrum des Bebens, untersuchte er bestimmte Korallen, um Informationen über frühere Erdstöße zu erlangen. Alte Korallenbänke zeigen deutlich, wann es größere und plötzliche Verschiebungen des Meeresspiegels gegeben hatte.

Demnach hat sich vor Sumatra 1797 ein gewaltiges Beben mitsamt Tsunami ereignet, ebenso 1833. Sieh fand weitere Hinweise auf enorme Zwillingsbeben im 16. Jahrhundert und im 14. Jahrhundert. Grob alle 230 Jahre, so schloss Sieh, gebe es in dieser Region in kurzer Abfolge gleich zwei furchtbare Erdstöße.

**Tsunami im Kinofilm „Deep Impact“:** „Dieses Bild von der heranrasenden Wasserfront stand mir oft vor Augen“

CINETEXT



Wird sich das aktuelle Killer-Beben also bald wiederholen? Und wenn ja: Wann?

Laut Sieh stehen die Erdplatten weiterhin unter starker Spannung: „Das macht mich nervös“, sagt er. Ein zweiter Stoß würde sich in das historische Muster fügen: „Wir stehen am Anfang eines neuen Zyklus.“ Das Risiko eines neuen verheerenden Zwillingsbebens vor Sumatra ist für Sieh „stark gestiegen“ – aber bis es dazu kommt, könnten noch Jahrzehnte vergehen.

Genau da liegt das Problem der Seismologen: Oft wissen sie ziemlich gut, wo die Gefahr droht. Doch eine verbindliche Ansage, wer sich wann in Sicherheit bringen soll, will trotz milliardenteurem Gerät und vieler Mühen einfach nicht gelingen. Die Vorhersage eines Erdbebens bleibt so unsicher wie die des eigenen Todes: Sicher ist nur, dass es irgendwann passiert.

Besonders gefährdet ist etwa die Bevölkerung der San Francisco Bay Area. Zur traurigen Berühmtheit gelangte das große Beben in San Francisco im Jahre 1906: 3000 Einwohner starben – die meisten in der Folge von Großbränden, die durch berstende Gasleitungen entfacht wurden. Auch weiterhin müssen die Menschen dort mit der Prognose leben, dass die Wahrscheinlichkeit eines Bebens der Stärke 6,7 oder mehr bis zum Jahr 2032 rund 62 Pro-

zent beträgt. Das ist genau genug, damit sich manch einer Taschenlampe und Wasserflasche ans Bett stellt – aber viel zu ungenau, als dass irgendjemand wegziehen würde.

„Offenbar verstehen wir noch nicht gut genug, was genau vor einem Erdbeben passiert“, sagt Jochen Zschau, Chef der Abteilung für Naturkatastrophen am Geoforschungszentrum Potsdam. Trotz intensiver Grundlagenforschung sei eine Methode,

Im Sommer des nächsten Jahres folgte dann aber die große Ernüchterung. Ein Erdstoß von der Stärke 7,8 erschütterte 1976 die chinesische Industriestadt Tangshan, die Zahl der Toten wurde auf bis zu 655 000 geschätzt. Kein Wissenschaftler hatte die Katastrophe kommen sehen.

Fortan rumste es immer wieder an Stellen, die zuvor nicht ins Visier der emsigen Forscher geraten waren, etwa 1995 im japanischen Kobe. Andersorts verspäteten

## Die Vorhersage eines Erdbebens bleibt so unsicher wie der eigene Tod: Sicher ist nur, dass es irgendwann passiert.

mit der ein Einzelereignis wirklich voraus sagbar wäre, „derzeit nicht in Sicht“.

Dabei wähten die Beben-Propheten das Ziel schon vor Jahrzehnten in greifbarer Nähe. Anfang der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts glaubten Geologen auf der ganzen Welt, jene Phänomene identifiziert zu haben, die dem großen Wackeln vorausgehen.

Im Februar 1975 ließen die chinesischen Behörden die Stadt Haicheng im Nordosten des Landes räumen, nachdem Wissenschaftler ein Beben für die Region vorausgesagt hatten. Tatsächlich wackelte zwei Tage später der Boden, viele der zuvor evakuierten Gebäude stürzten in sich zusammen.

sich prognostizierte Erdstöße um Jahrzehnte oder blieben ganz aus. 1985 etwa erregten die Erdbebenforscher Bill Bakun und Allan Lindh vom Geologischen Dienst der USA Aufsehen mit ihrer Vorhersage, der kalifornische Ort Parkfield werde demnächst von einem Beben der Stärke 6 durchgerüttelt.

Die Wissenschaftler hatten beobachtet, dass zwischen San Francisco und Los Angeles die Erde häufig, im Schnitt alle 22 Jahre, besonders stark wankte. Doch jahrelang tat sich nichts in dem 36-Seelen-Ort. Als sich die Erdkruste im vergangenen Jahr endlich rührte, war Parkfield längst zum Symbol des erneuten Scheiterns der Wackel-Propheten geworden.



Erdbebenschäden in Taiwan (1999): Rund 3000-mal am Tag zittert irgendwo auf der Welt die Erde



**Flutwelle nach dem Sumatra-Beben\*:** Ausradiertes Urlaubsparadies

Dennoch ließen die Seismologen nicht locker. Die Forscher spickten die berühmte San-Andreas-Verwerfung, an der Parkfield liegt, mit millionenteuren Instrumenten kilometertief. Sie wollten die Veränderungen im Gestein analysieren, die einem Erdbeben unmittelbar vorausgehen. Das Ergebnis sollte die Grundlage sein für zumindest kurzfristige Prognosemodelle.

Am 28. September 2004 war es so weit. Um 10.15 Uhr rüttelte die Erde so heftig, dass einige der standfesten Parkfelder zu Boden gingen. Die Freude darüber währte unter den Forschern nur kurz; denn durch keinerlei verdächtiges Zeichen hatte sich das Beben angekündigt. Sekunden vorher hatte keines der Instrumente auch nur eine minimale Veränderung registriert. „Dieses Erdbeben“, sagt der Forscher John Langbein aus Menlo Park, „hat uns gezeigt, dass wir bei der Prognose noch einen sehr weiten Weg vor uns haben.“

„Es zeigte sich einfach kein System“, sagt auch der Potsdamer Forscher Zschau,

\* Die Satellitenaufnahmen zeigen einen Küstenabschnitt von Sri Lanka kurz vor dem Auftreffen des Tsunami (l.), die Riesenwelle beim Verwüsten des Hinterlandes (M.) und den anschließenden Rückzug der Wassermassen (r.).

„die Entstehung von Erdbeben ist in den letzten Jahren immer unverständlicher geworden.“

Dass manche Wissenschaftler und Hobby-Katastrophenforscher immer wieder mit sonderbaren Theorien über Vorboten eines Bebens aufwarteten, brachte die Disziplin erst recht in Verruf. Vom eigenartigen Verhalten von Haustieren und Schlangen über das Auftreten mysteriöser Lichtblitze und bestimmter Gase bis zu ungewöhnlichen Veränderungen im Grundwasserspiegel wurde so ziemlich alles als mögliches Omen ins Feld geführt (wobei diese Phänomene tatsächlich vor Erdbeben beobachtet wurden).

Bis auf den letzten Versuch von Parkfield schien die Vorhersageforschung über viele Jahre ganz aus der Geologie verbannt zu sein. Erst in jüngster Zeit wagen sich seriöse Wissenschaftler wieder an Prognosen. Das britische Fachblatt „Nature“ vermeldete im Oktober 2004 ein Umdenken der Bebenforscher. Die Zunft scheue sich nicht mehr, das sogenannte P-Wort (für „prediction“ = Voraussage) in den Mund zu nehmen.

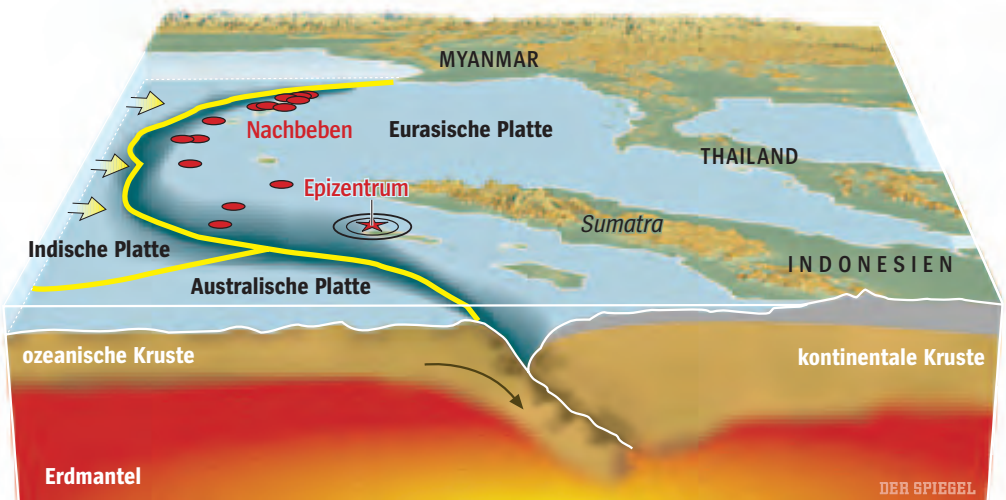
Mit einem Computermodell will beispielsweise der US-Wissenschaftler John

Rundle von der University of California in Davis 15 der 16 stärksten Beben in Kalifornien seit 2001 vorausberechnet haben. Seine Methode beruht darauf, besonders gefährdete Regionen einzugrenzen, in denen es dann früher oder später scheppert. Wann genau, vermag auch Rundle nicht zu sagen.

## Krachende Kruste

Das Erdbeben am 26. Dezember 2004

Die Entladung von Spannungen zwischen zwei tektonischen Plattensystemen im Indischen Ozean haben das Erdbeben und den Tsunami vor Indonesien ausgelöst. Kontinuierlich schieben sich dort die Indische und die Australische Platte langsam unter die Eurasische Platte. Weil das Gestein dieser Bewegung nicht überall folgen kann, verhakt es sich. Spannungen entstehen, die sich, wie jetzt geschehen, ruckartig lösen können. Die Erde bebt. Der Meeresgrund hebt sich erst an und sinkt dann ab. Es entsteht eine gewaltige Welle.





FOTOS: DIGITALGLOBE



Geoforscher Zschau erhofft sich verlässlichere Modelle von neuen Supercomputern, mit denen sich die Vorgänge an den Nahtstellen der Erde simulieren lassen – und zudem auch vom Vergleich von Satellitenbildern mit seismografischen Daten. Doch die P-Frage ist für den Wissenschaftler letztlich noch unentschieden: „Vielleicht müssen wir auch irgendwann erkennen, dass exakte Vorhersagen überhaupt nicht möglich sind.“

In besonders gefährdeten Regionen wie Japan oder Mexiko setzt man daher auf akute Warnsysteme. Wenn sich ein Beben schon nicht voraussehen lässt, so das Kalikül, bleibt im Ernstfall trotzdem eine kleine Frist, um Züge zu stoppen und Gasleitungen zu schließen.

Denn ein Erdstoß setzt sich in bestimmten seismischen Wellen fort, die von hochsensiblen Messgeräten aufgezeichnet werden können. Die sogenannten Primär-Wellen (P-Wellen) breiten sich doppelt so schnell aus wie die Sekundär-Wellen (S-Wellen); und erst letztere richten die eigentlichen Verheerungen an. Registrieren die Sensoren P-Wellen, bleibt

meist noch rund eine Minute bis zum großen Schlag – je nachdem, wie weit der Herd des Bebens entfernt ist. In Mexico City trainieren die Kinder beim regelmäßigen „Erdbeben-Alarm“, ihre Schulhäuser innerhalb von 50 Sekunden komplett zu räumen.

Leichter als die Beben selbst lassen sich – im Prinzip wenigstens – ihre Folgen voraussagen: Ein Tsunami, wie er jetzt über die Strände von Thailand, Sri Lanka und Indonesien hinwegrollte, kann sogar schon viele Stunden vor dem Aufprall auf die Küsten entdeckt werden. Im Pazifik, der von einer hufeisenförmigen Erdbebenzone umgeben und damit besonders Tsunamigefährdet ist, wurde bereits Ende der vierziger Jahre mit dem Aufbau eines Frühwarnsystems für diese Art von Flutwellen begonnen.

Tag und Nacht überwachen Experten des „Pacific Tsunami Warning Center“ mit Hilfe Hunderter Sensoren die Wasserbewegungen im Pazifischen Ozean. Jede Auffälligkeit löst automatisch das Warnsystem aus. Anfangs waren die Messungen allerdings so ungenau, dass drei Viertel aller Warnungen sich als Fehlalarm herausstellten. Denn auf dem offenen Meer ist die Welle kaum zu erkennen; erst in flacherem Wasser vor der Küste türmt sie sich zu ihrer zerstörerischen Höhe auf.

Künftig jedoch sollen die Warnungen wesentlich zuverlässiger sein. Denn in den vergangenen Jahren wurden am Meeresgrund Drucksensoren verankert, die die Entstehung eines Tsunami exakt dokumentieren können. Über eine Funkboje melden die Drucksensoren ihre Daten an die Oberfläche, per Satellit erreichen sie die Zentrale. Mit einem speziellen Computerprogramm, das mit Landkarten, physikalischen Wettermodellen und vor allem Daten vergangener Katastrophen gefüttert wird, lässt sich dann berechnen, über welchen Küstenabschnitten die Welle hereinschlagen wird.

Doch für den Indischen Ozean existieren weder entsprechende Computermodelle noch ein vergleichbares Alarmsystem. Zwar wurde das gewaltige Beben am Meeresgrund weltweit von den seismologischen Zentren registriert; doch nicht bei jedem ozeanischen Beben hebt sich auch der Meeresgrund und löst dadurch eine Riesenwelle aus. So bemerkten die Experten vom „Pacific Tsunami Warning Center“ auf Hawaii zwar frühzeitig das Beben – doch die wahren Ausmaße des Tsunami nahmen sie auch erst wahr, als er bereits die Küste von Sri Lanka verwüstet hatte.

Und selbst wenn sich all diese Frühwarnsysteme immer weiter ausbauen und verbessern lassen: Die Menschheit wird damit leben müssen, dass alle paar Jahrzehnte oder Jahrhunderte Superkatastrophen auftreten, vor denen es ohnehin nur begrenzten Schutz geben kann.

Von Katastrophenforschern werden diese Ereignisse „Gee-Gees“ genannt – als Kurzform von „Global Geophysical Events“. Die Gee-Gees sind so rar wie unausweichlich. Wenn sie eintreten, können sie globale Schäden verursachen und Zehntausende, Hunderttausende, gar Millionen Todesopfer fordern.

Die Kanaren-Insel La Palma beispielsweise gilt als Ausgangspunkt für eine solche künftige Mega-Katastrophe. Ein instabiler Felsblock so groß wie Manhattan droht ins Meer zu stürzen – ausgelöst etwa durch die Eruption des Vulkans Cumbre Vieja.

Wenn es dazu kommt, so hat der US-Geologe Steven Ward simuliert, entstünde ein Atlantik-Tsunami, der Teile Europas, Westafrikas, der Karibik und Südamerikas verheeren könnte. Am Schlimmsten trübe es die USA. Mehr als 20 Meter hohe Wellen würden durch die Straßen von Boston und New York walzen.

All das kann schon morgen passieren – oder erst in tausend Jahren.

MARCO EVERS, JULIA KOCH, BEATE LAKOTTA, OLAF STAMPF, GERALD TRAUFFETTER



Weiße Schwefelschwaden im Meer vor der Insel Kueishan



Krebse beim Suchen getöteten Zooplanktons

FOTOS: DR. JENG MING-SHIU

TIERE

## Das Fressverhalten der Kadaverkrebse

Ungewöhnliche Anpassungsfähigkeit an eine lebensfeindliche Umgebung beweist der Krebs „*Xenograpsus testudinatus*“: Die Tiere nutzen giftige schwefelhaltige Warmwasserquellen vor der taiwanischen Insel Kueishan als Nahrungslieferanten. Zwischen Ebbe und Flut, wenn das Wasser nahezu

stillsteht, steigen Sulfidschwaden aus den Unterwasserschloten auf und töten dabei durchschwimmende Fische und Zooplankton. Ming-Shiu Jeng von der Academia Sinica im taiwanischen Taipei und seine Kollegen beobachteten nun ein besonderes Schauspiel: Die in Spalten nahe der Schwefelquellen lebenden Krebse kriechen urplötzlich aus ihren Verstecken und fressen das tote Zooplankton. Die Forscher hatten lange gerätselt, weshalb in der nahrungsarmen Umgebung besonders viele der Krabben leben und wie sie sich ernähren. Während die Ökosysteme von Tiefwasserschloten gut erforscht seien, habe man bisher praktisch nichts über Tiere in der Nähe von Flachwasserschloten gewusst, schreiben die Wissenschaftler im britischen Wissenschaftsmagazin „Nature“.

MOBILFUNK

## Mit dem Handy auf Jagd nach Kunsträubern

Die Potsdamer Firma Derdack Software Engineering arbeitet an einer Technik, mit der Fahnder gestohlene Gemälde sekundenschnell identifizieren können – per Mobiltelefon. Im Verdachtsfall wird das mutmaßliche Raubgut mit einem Fotohandy aufgenommen und dann das Bild an einen Zentralcomputer gefunkt; dort wird es mit einer Datenbank abgeglichen. Innerhalb von 15 Sekunden bekommt der Ermittler Bescheid, ob es sich tatsächlich um ein als gestohlen registriertes Werk handelt. Derdack-Geschäftsführer Matthes Derdack will das gemeinsam mit dem Berliner Fraunhofer-Institut für Produktionsanlagen und

Konstruktionstechnik entwickelte System im Frühjahr in Polizeidienststellen verschiedener europäischer Länder erproben und 2005 auf den Markt bringen. „Es gab noch keinen realen Einsatz, bei Versuchen funktionierte der Bildabgleich aber bereits zuverlässig“, sagt Derdack. Anwender des Systems sollen herkömmliche UMTS-Handys oder Telefon-PDAs benutzen können.

### Fahndungs-Software für gestohlenen Kunstgut

**1** Der Fahnder fotografiert das verdächtige Kunstwerk mit seinem Handy. Mittels einer speziellen Software werden die Bilddaten zum Zentralrechner geschickt.

**2** Der Computer vergleicht das Foto mit den Bildern gestohlener Kunstwerke aus der Datenbank. Nur etwa 15 Sekunden später erhält der Ermittler eine Nachricht, ob das Objekt registriert ist.



MEDIKAMENTE

## Was hilft am günstigsten bei Akne?

Frei erhältliche Reinigungs-lotionen mit Benzoylperoxid, enthalten in Gels und Cremes wie Sanoxid und Benzoyt, helfen bei leichter bis mittelschwerer Akne genauso gut wie Antibiotika – und sind dabei billiger. Zu diesem Ergebnis kamen Mara Ozolins vom Queens Medical Centre im britischen Nottingham und ihre Kollegen. Sie verglichen fünf verschiedene Therapieformen mit Kombinationen von Präparaten. Die günstigste Behandlung mit Benzoylperoxid zeigte nach 18 Wochen ebenso gute Heilerfolge wie das Antibiotikum Minocyclin. Auch Benzoylperoxid kombiniert mit einem Antibiotikum wirkte nicht besser als die Lotion allein. Viele Stämme der an Akne häufig beteiligten Propioni-Bakterien sind gegen die Antibiotika resistent. Benzoylperoxide rufen dagegen keine Resistenzen hervor. Die Forscher betonen aber im Fachblatt „Lancet“, dass ihre Resultate nicht auf die Behandlung von schwerer Akne übertragbar seien.

## ARCHÄOLOGIE

### In 1400 Jahren vom Ritual zur Religion

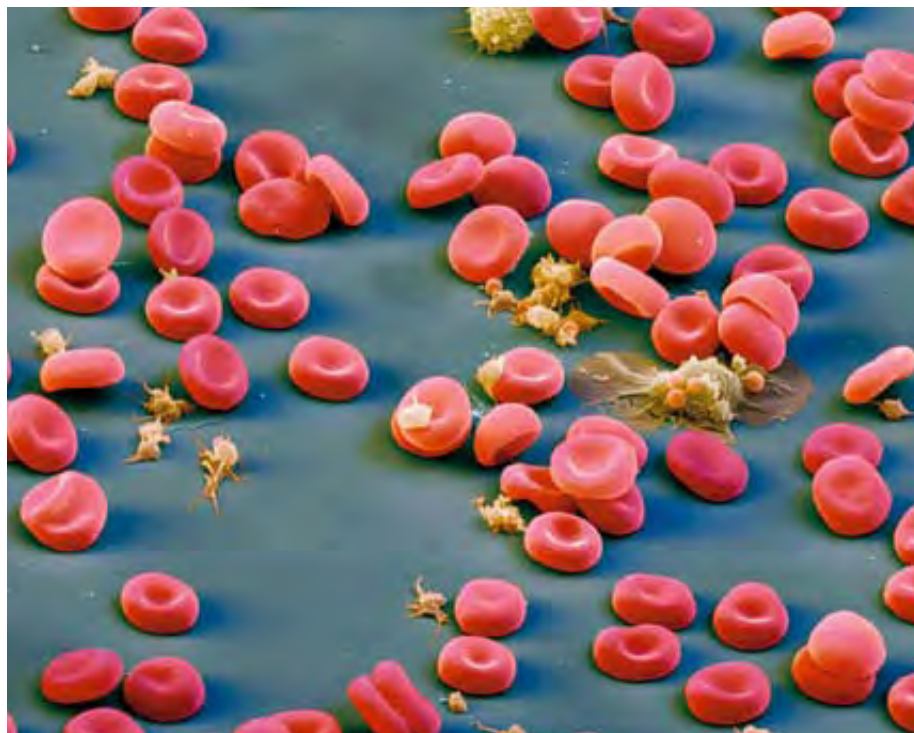
Archäologen ist es gelungen, die Entwicklung einer Religion über 7000 Jahre nachzuvollziehen. Neue Altersbestimmungen an Grabungsstätten in der mexikanischen Region Oaxaca geben Hinweise auf die Entwicklung von Ritualplätzen von vor mehr als 8000 Jahren zu Tempelgebäuden aus der Zeit um Christi Geburt. Sowohl Zeitspanne als auch Vielfältigkeit des untersuchten Materials sind ungewöhnlich. Joyce Marcus und Kent Flannery von der University of Michigan untersuchten unter anderem einen Ritualplatz in Gheo-Shih, der nun mit rund 8600 Jahren als ältester Mexikos gilt. In Tempeln fanden die Forscher neben Kohleresten auch Skelette geopferter Menschen, die ihnen zu Altersbestimmungen dienten. Die Wissenschaftler stützen mit ihrem Bericht in



DR. JOYCE MARCUS

Ritualstätte in Gheo-Shih

den „Proceedings of the National Academy of Sciences“ Theorien, die von einer parallelen Entwicklung von Religion und Gesellschaft ausgehen. Erstaunlich sei, dass nur etwa 1300 Jahre zwischen dem ersten Ritualhaus und dem Bau eines zweiräumigen Staatstempels vergangen seien, so die US-Forscher.



MECKES / OTTAWA / EYE OF SCIENCE / AGENTUR FOCUS

Menschliche rote Blutzellen unter dem Mikroskop

## BIOTECHNIK

### Kunstblut aus dem Biolabor

Französischen Wissenschaftlern ist es erstmals gelungen, außerhalb des Körpers funktionsfähige rote Blutzellen (Erythrozyten) zu züchten. Langfristig könnten die Zellen sowohl als Ersatz für Blutspenden verwendet werden, als auch beim Erforschen von Blutkrankheiten wie Malaria oder in der Gentherapie helfen. Marie-Catherine Giarratana und ihre Kollegen von der Universität Paris züchteten aus Stammzellen unterschiedlicher Herkunft große Mengen roter Blutzellen, die sowohl ihren Kern verloren hatten, als auch über ein funktionsfähiges Enzymsystem verfügten. Beides sind entscheidende Voraussetzungen, damit die Erythrozyten ihre Hauptaufgabe, den Sauerstofftransport im Blutkreislauf, erfüllen können. Die Forscher berichten in „Nature Biotechnology“, ihre Blutzellen aus dem Labor verhielten sich in Versuchsmäusen wie normale menschliche Erythrozyten. Theoretisch könnten mit dem neuen Verfahren aus einer winzigen Blutspende große Mengen transfusionsfähigen Blutes gewonnen werden.

## SCHWANGERSCHAFT

### Verhütungspille versagt bei Übergewicht

Dicke Frauen, die mit der Pille verhüten, haben ein erhöhtes Risiko, trotzdem schwanger zu werden. Die Medizinerin Victoria Holt vom Fred Hutchinson Cancer Research Center konnte in einer Fallkontrollstudie an 248 ungewollt schwangeren und 533 nichtschwangeren Frauen nachweisen, dass ein Versagen häufig mit einem hohen Body-Mass-Index (BMI) zusammenhängt. Ab einem BMI von 27 steige das Risiko ungewollter Schwanger-



D. PARKER / SPL / AGENTUR FOCUS

Schwangere Frau im 9. Monat

erschaft um 60 Prozent, ab einem BMI von 32 gar um 70 Prozent gegenüber normalgewichtigen Frauen, berichtet Holt im Fachmagazin „Obstetrics & Gynecology“. Unklar ist noch die Ursache für das steigende Schwangerschaftsrisiko. Holt hält den erhöhten Stoffwechselumsatz bei Übergewichtigen oder die niedrigere Dosierung der Wirkstoffe in modernen Verhütungspillen für mögliche Erklärungen. Übergewichtigen Frauen empfiehlt Holt, entweder zusätzlich mit einem Kondom zu verhüten oder sich sterilisieren zu lassen. Die Dosis hingegen dürfe keinesfalls gesteigert werden, um nicht das Risiko zu erhöhen, durch die in der Pille enthaltenen Hormone Herz-Kreislauf-Krankheiten auszulösen.

# Virtueller Flug durchs Herz

Neuartige Computertomografen liefern Bilder des schlagenden Herzens in ungekannter Präzision. Routinemäßige Musterungen sollen künftig helfen, das Infarktrisiko frühzeitig zu erkennen. Skeptiker fürchten Diagnosen, die keinen Nutzen bringen.

Der Patient braucht nur zehn Sekunden still in der Röhre zu liegen, und schon erfährt er, was seinem Herzen droht. Fettreiche Plaques, verengte Adern oder kalkhaltige Ablagerungen – jenen neuartigen Computertomografen, die gegenwärtig Einzug in die Medizin halten, entgeht kein Übel mehr.

Die Wunderkameras (Auflösung: etwa 0,4 Millimeter) arbeiten so schnell, dass sie selbst von schlagenden Herzen gestochen scharfe Fotos schießen – Herzexperten und Röntgenärzte sprechen von einer Revolution in der Kardiologie. „Die Zukunft der Herzdiagnostik hat begonnen“, frohlockte

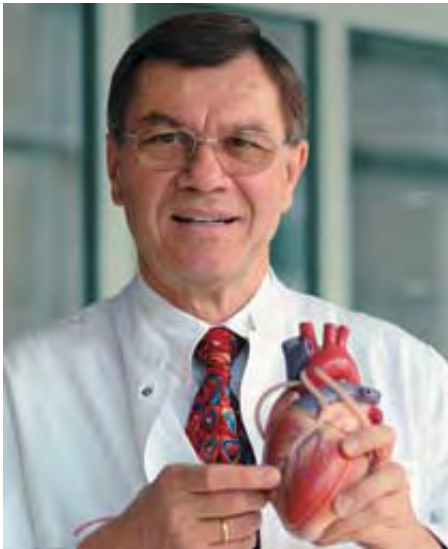
die Hälfte aus heiterem Himmel über ihre ahnungslosen Opfer. Kann gegen diese Sekundentode künftig ein Scan mit dem Computertomografen (CT) helfen?

Schon diskutieren Ärzte vom Klinikum Großhadern der Universität München öffentlich darüber, ob es nicht geboten sei, das neue „Koronar-Screening“ einem „Großteil der Bevölkerung zur Verfügung“ zu stellen. In privaten Kliniken sind die Herz-Scans längst stark im Kommen.

Doch so plausibel das alles klingt – skeptischen Medizinern zufolge hat die Herz-Musterung für jedermann einen gewaltigen Haken. Weil die Untersuchung mit

scannt werden, die gar keine Beschwerden haben. „Das könnte zur Entdeckung und Behandlungen medizinischer Befunde führen, die man eigentlich gar nicht behandeln müsste.“ Überdies verwandle die CT-Musterung von einem bestimmten Alter an alle, die sich in die Röhre legen, in Kranke. Erdmann: „Praktisch alle Menschen über 70 Jahre haben Kalk im Herzen.“

Der amerikanische Kardiologe Steven Nissen von der Cleveland Clinic (US-Bundesstaat Ohio) geht sogar noch weiter. Er forderte kürzlich gesetzliche Auflagen, um die Ausbreitung des aufkommenden Verfahrens einzudämmen: „Für mich wird da



Kardiologe Erdmann, Untersuchung per Computertomograf: Befunde werden entdeckt, die man gar nicht behandeln müsste

kürzlich das Fachblatt „Münchener Medizinische Wochenschrift“.

Die superflinken Computertomografen öffnen ein neues Fenster zum Herzen. Auf schonende Weise können sie das Verkalken und Verfetten der Herzkranzgefäße, die Atherosklerose, bereits dann entdecken, wenn der Mensch von dem anfangs vollkommen schmerzlosen Vorgang in seinen Adern noch gar nichts spürt. So ahnt er vor der Attacke meist nichts von seinem Risiko: Die Schlacke in den Gefäßen kann sich lösen, durch die Blutbahn trudeln, ein Koronargefäß verstopfen und auf diese Weise einen Infarkt bewirken.

Von den jährlich 70 000 tödlichen Infarkten in Deutschland kommen mehr als

dem Computertomografen noch so neu und das individuelle Herzinfarktrisiko bisher bestenfalls grob abschätzbar ist, fehlen klinische Belege, ob der Einzelne überhaupt einen Nutzen daraus ziehen würde.

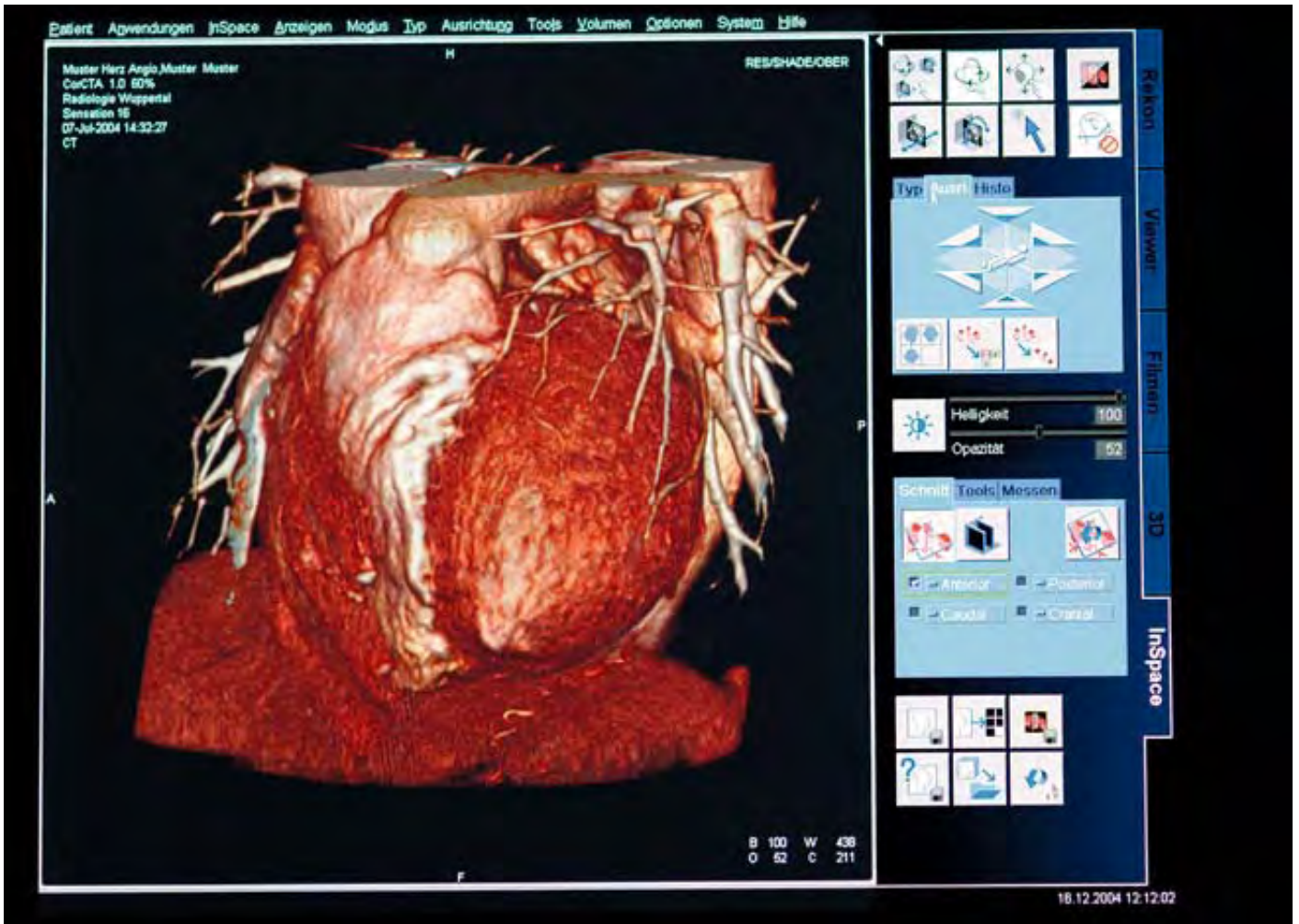
„Was die Technik selbst angeht, sind wir euphorisch“, sagt der Kardiologe Stephen Schröder, 38, der an der Universitätsklinik Tübingen mit einem der neuen Geräte forscht, „aber wichtige Ergebnisse, was die neue Gerätegeneration wirklich bringt, stehen noch aus.“ Sein Kollege, der Radiologe Andreas Kopp, 40, urteilt: „Der Aussagewert der CT-Scans ist sehr umstritten.“

Erland Erdmann, 60, Kardiologe von der Kölner Universitätsklinik, stört sich vor allem daran, dass Herzen von Menschen ge-

ein Alptraum wahr. Meine Sorge ist, dass wir die Methode nur schwer kontrollieren können und dass sie unser Gesundheitssystem finanziell ruinieren könnte.“

Doch vieles deutet auf einen Siegeszug des Herz-Scans hin. Mit Siemens, Philips, Toshiba und General Electric drängen jetzt gleich vier Firmen mit hochmodernen Computertomografen (Stückpreis: 1,2 bis 1,5 Millionen Euro) auf den Markt. In großen Universitätskliniken stehen die ersten Geräte bereits – die meisten, um erst einmal den Nutzen der Methode zu erforschen. Jetzt rüsten private Praxen nach – um mit ihnen in der Fläche rasch Umsatz zu machen.

Weil die Krankenkassen die medizinisch umstrittenen Pumpmuskel-Inspektionen



**Computertomografische Herzdarstellung: Schnelltest gegen den Sekundentod?**

nicht erstatten, muss der Patient die Kosten in Höhe von etwa 500 Euro aus eigener Tasche bezahlen. Glaubt man dem in Wuppertal praktizierenden Radiologen Wolfgang Lemmen, schreckt das die Kundschaft kaum: „Aus Südf Frankreich und Schweden kommen die Leute zu uns.“

Das Modell in Wuppertal gehört zur neuesten Generation, den sogenannten 64-Schichten-CT. Während der Mensch zehn Sekunden die Luft anhält, rotiert eine Röntgenröhre um seinen Körper herum, für eine Umdrehung braucht sie nur 0,37 Sekunden. Das Gerät unterteilt das Untersuchungsobjekt aus Fleisch und Blut in etwa 0,4 Millimeter dünne Schichten, die es jeweils aus 64 verschiedenen Winkeln fotografiert.

Die unterschiedlichen Schichtaufnahmen aus dem Leib werden mit einer Software übereinander gestapelt. Auf diese Weise entsteht auf dem Computerbildschirm ein dreidimensionales Abbild der gescannten Körperregion. In Ruhe kann der Arzt auf dem Bildschirm darin blättern, Ausschnitte vergrößern und nach Auffälligkeiten suchen – etwa nach Polypen im Darm, die mit einem erhöhten Risiko für Darmkrebs einhergehen können.

Vor allem aber für Herzensangelegenheiten bringen die 64-Schichten-Compu-

tertomografen eine gewaltige Verbesserung. Nunmehr lassen sich auch sehr schnell schlagende Herzen (bei aufgeregten Patienten durchaus üblich) in ihrer Bewegung gleichsam einfrieren. Der virtuelle Flug durch die Herzkranzgefäße bringt ein weiteres Novum mit sich: Erstmals werden auch jene Ablagerungen in den Gefäßen aufgespürt, die gar keinen Kalk enthalten – gerade diese fetthaltigen Plaques erschrecken die Ärzte für besonders gefährlich, weil sie sich leicht aus der Gefäßwand lösen.

Dass der CT-Scan weite Verbreitung finden dürfte, liegt auch an der Sicherheit der Methode. Abgesehen von der Belastung durch die Röntgenstrahlen, drohen keine Nebenwirkungen. Das bisher übliche Kathetervorgehen kann zwar Verengungen in den Gefäßen (Stenosen) präziser erkennen und gegebenenfalls sofort mit einem kleinen Ballon weiten, es ist jedoch mit etwa 1000 Euro doppelt so teuer wie der CT-Scan – und viel riskanter.

Die Ärzte stechen in der Leistenregion eine Hohlneedle (Katheter) in eine Beinschlagader hinein. Über diesen Zugang schieben sie einen Schlauch bis in das Herz vor, spritzen dort ein Kontrastmittel in die Blutbahn und röntgen dann das Herz. In einem Prozent der Katheteruntersuchun-

gen kommt es zu Komplikationen; jeder tausendste Patient stirbt sogar daran.

Bezogen auf die Bevölkerungszahl wird das invasive Verfahren in keinem Land der Erde so häufig durchgeführt wie in Deutschland: Im Jahr 2002 wurden 640 000 Herzkatheter gelegt – doch in einem Drittel der Fälle zeigte sich: Die riskanten Eingriffe hätte man sich schenken können. Die inspizierten Herzen erwiesen sich als gesund – was man freilich von außen nicht erkennen konnte.

„Hier könnte die CT-Untersuchung Vorteile bringen“, hofft der Kardiologe Schröder in Tübingen. Statt Menschen, die über Schmerzen in der Brust oder Luftnot klagen, gleich mit einem Katheter zu traktieren, könne man sie erst einmal per CT scannen – und in etlichen Fällen ein Herzleiden frühzeitig ausschließen.

Jedoch ist es der umgekehrte Fall, der die Kritiker auf den Plan ruft: Was soll mit der wachsenden Zahl der Menschen geschehen, die gar keine Stiche in der Brust haben, aber einen auffälligen Herz-Scan?

Genau diese Frage stellt sich derzeit ein 61 Jahre alter, eigentlich beschwerdefreier Manager aus Köln, der sich kurz vor Weihnachten noch schnell in einer Praxis für Radiologie durchchecken ließ. Nun

# Scanner für alles Lebendige

Biologen wollen Tiger und Termiten wie Supermarktartikel per Strichcode katalogisieren. Der Test aus dem Genlabor soll künftig auch dabei helfen, unbekannte Tierarten zu identifizieren.

hält er einen zweiseitigen „Report“ in den Händen, der ihm das neue Jahr gründlich verdirbt. „Eine große Menge Koronarkalk“, heißt es da, habe man in seinem Herzen entdeckt. Diese Kalklast sei „vereinbar mit einem mittleren bis hohen Risiko für ein kardiovaskuläres Ereignis innerhalb der nächsten zwei bis fünf Jahre“.

So vage die Prognose, so unsicher ist die Therapie, die auf sie folgen kann. Etliche Doktoren argumentieren, die Bestimmung des sogenannten Kalkscores sei ein Warnschuss. Die CT-Bilder mit den nicht zu leugnenden Kalkablagerungen brächten die Menschen dazu, das Rauchen aufzugeben, Sport zu treiben und Gewicht zu verlieren.

Nur: Zumindest beschwerdefreie Menschen scheint all das kaum zu beeindrucken. Das offenbarte eine Studie an 450 Probanden, die auf Koronarkalk untersucht worden waren. Alarmierende Befunde mögen die Betroffenen anfangs verunsichert haben – doch ein Jahr danach wurde so viel gequalmt, geschlemmt und gefaulenzt wie zuvor. Andere Ärzte empfehlen die medikamentöse Senkung des Blutfetts – allerdings ist Kritikern zufolge noch nicht belegt, wer von den Pillen wirklich profitiert.

„Inzwischen kommt jede Woche mindestens ein Patient zu mir, der irgendwo so einen Herz-Scan durchführen ließ und nun verunsichert ist“, berichtet Erland Erdmann, der auch von dem Kölner Manager um Rat gefragt wurde. Erdmann stellt keinesfalls in Abrede, dass ein erhöhter Kalkwert statistisch gesehen mit einem erhöhten Infarktisiko einhergeht. Allerdings erklärt der Kardiologe seinen Patienten auch, dass der Messwert über ihr *individuelles* Risiko leider nichts aussagt. Erdmann: „Man kann ganz viel Kalk und dennoch keine verengten Gefäße im Herzen haben.“

Den Betroffenen hilft das freilich nicht aus dem Dilemma. Um ihren auffälligen Befund abzuklären, prophezeit Erdmann, würden viele von ihnen nach weiteren diagnostischen Maßnahmen verlangen. Das Aufkommen des Koronar-Screenings werde deshalb keineswegs zu einer Abnahme, sondern möglicherweise erst recht zu einer Zunahme überflüssiger Katheteruntersuchungen führen.

Aber auch ein Boom sinnloser Operationen erscheint denkbar. Aus reiner Vorsorge lassen sich Manager in den USA bereits heute Bypässe legen. In anderen Fällen werden verengte Herzkranzgefäße von innen mit Drahtröhrchen, sogenannten Stents, geweitet. Für die Gesundheit der Betroffenen bringt das Tun der Ärzte allerdings nichts. Denn an beschwerdefreien Menschen durchgeführt, das zeigen Studien, verhindern diese Eingriffe keinen Herzinfarkt und retten auch kein Leben.

JÖRG BLECH

Paul Hebert mag es gern simpel. Die Genitalstruktur von Schmetterlingen: für ihn zu kompliziert. Die Zahl der Höcker auf dem Handballen der Geburtshelferkröte: ohne Belang. Selbst die Aderung von Libellenflügeln interessiert den Biologen herzlich wenig.

„Ich bin ein ungeduldiger Mensch“, sagt Hebert, Forscher an der kanadischen University of Guelph. Tierarten aufwendig anhand ihrer Körpermerkmale zu bestimmen ist seine Sache nicht. Stattdessen plant der Zoologe eine Revolution: Die Analyse eines einzigen kurzen Genabschnitts, der im Erbgut aller Tierarten auftaucht, soll künftig ausreichen, um Tiger, Termiten und Tintenfisch zu katalogisieren.

„Wir wollen die Bestimmung der Arten automatisieren“, erläutert Hebert – ein Vorschlag, der die Taxonomie, die Lehre von der Klassifizierung alles Lebendigen, erneuern könnte. „Biologen hegen schon lange den Wunsch, das Leben endlich vollständig zu erfassen“, sagt Hebert, „unsere Technik könnte dieses Vorhaben radikal beschleunigen.“

„DNA-Barcoding“ nennt er die Methode in Anlehnung an die Strichcodes auf Supermarktartikeln. Der Begriff ist zum Reizwort einer ganzen Forscherzunft geworden. Als „Gen-Arten“ bespötteln Kritiker wie der US-Forscher Kipling Will von der University of California in Berkeley die allein per Strichcode definierten Geschöpfe. Anhänger der „DNA-Taxonomie“ hingegen, wie Diethard Tautz von der Universität Köln, rühmen die Aussicht auf „universellen Zugang“ zur Lebensvielfalt. „Ein geschulter Taxonom kann vielleicht ein- bis zweitausend Arten unterscheiden“, sagt Tautz. „Wir aber brauchen ein System, das viele Millionen Arten identifizieren kann.“

Der Forscherstreit erschüttert eine der staubigsten Disziplinen der Biologie. Seit der Schwede Carl von Linné vor über 250 Jahren die moderne Systematik begründete, mühen sich Taxonomen auf der ganzen Welt, die Arten der Erde zu klassifizieren. Ihre Erfolge sind beachtlich: Rund 1,75 Mil-

lionen Spezies, unter ihnen 1,3 Millionen Tiere (siehe Grafik), sind inzwischen mit Artnamen beschrieben. Das Problem jedoch: Geschätzte 12 Millionen Tiere, Pflanzen, Bakterien und Pilze harren weltweit noch immer ihrer Beschreibung.

Eine schwere Krise diagnostizieren Forscher daher schon lange für die klassische Taxonomie – zumal der Zunft das Geld fehlt. „Die Disziplin muss sich neu erfinden“, forderte der britische Evolutionsbiologe Charles Godfray bereits im Fachmagazin „Nature“. Es gelte, die Taxonomie in eine „Informationswissenschaft des 21. Jahrhunderts“ zu verwandeln – ein

**Artenvielfalt:** „Biologen hegen schon lange den Hirschkäfer („*Lucanus cervus*“)



## Unbekanntes Tierreich

Quelle: UNEP/WCMC  
Jahr 2002

Zahl bekannter Arten

noch unentdeckte Arten  
Schätzung

WIRBELTIERE	
Fische	25 000
Vögel	9 750
Reptilien	8 002
Amphibien	4 950
Säugetiere	4 630

### WIRBELLOSE TIERE

Insekten und Tausendfüßer	963 000	7 Mio.
Spinnentiere	75 000	675 000
Weichtiere	70 000	130 000
Krebstiere	40 000	110 000
Fadenwürmer	25 000	375 000

alle  
Wirbeltiere  
zusammen  
2500

kühnes Ansinnen angesichts einer Disziplin, die bis heute auf alten Tierpräparaten in zoologischen Sammlungen fußt.

Heberts Strichcode-Idee könnte die Zunft nun aus dem Dornröschenschlaf reißen. Das Prinzip der Technik ist einfach: Ein Erbgutabschnitt aus den Mitochondrien – den Energiefabriken der Zellen – dient dabei gleichsam als Fingerabdruck einer jeden Art. Das nur 650 Basenpaare lange DNA-Stück ist Teil eines Gens, das ein Enzym namens Cytochrom-C-Oxidase I (COI) codiert.

Das Protein spielt im Energiestoffwechsel der Zellen eine wichtige Rolle. Das Besondere jedoch: Seine Gensequenz scheint bei jeder Tierart ein wenig anders zu sein. „Wir können mit der Methode Arten fast immer eindeutig identifizieren“, sagt der Forscher. Und noch mehr: Erste Studien zeigen, dass selbst neue Arten per DNA-



**Forscher Hebert**  
Automatisierter Arten-Check

STEVE PAYNE / NEW YORK TIMES

Strichcode entdeckt werden können.

So untersuchte Hebert erst kürzlich die COI-Sequenz nordamerikanischer Vogelarten und stellte dabei fest, dass 4 der 260 untersuchten Spezies zwar sehr ähnlich aussahen. Dennoch gehörten sie eindeutig je zwei unterschiedlichen Arten an. Und auch bei Schmetterlingen wurde Hebert fündig. Zusammen mit dem

US-Ökologen Daniel Janzen analysierte er die DNA von knapp 500 Exemplaren des Schmetterlings „*Astrartes fulgerator*“ aus Costa Rica. Das Ergebnis: Vermutlich handelt es sich bei den Tieren um zehn verschiedene Arten.

Solche Erfolge machen die Befürworter der DNA-Taxonomie übermütig. Allein mit Hilfe des standardisierten Strichcode-Checks könne die Vielfalt des Lebens entschlüsselt werden, glaubt Hebert. Kritiker dagegen befürchten den Untergang der

klassischen Taxonomie, sollte sich die Technik durchsetzen.

Von „willkürlich“ ausgewählten Erbgutabschnitten spricht etwa der Systematiker Will. Er glaubt nicht daran, dass sich Arten mit der Strichcode-Technik zuverlässig identifizieren lassen: „Variationen in der COI-Sequenz gibt es auch zwischen Individuen ein und derselben Art.“ Die Methode werde es künftig sogar schwerer machen, die Biodiversität zu ergründen.

„Die Barcoder werden eine Menge Daten generieren, deren Informationsgehalt jedoch nahezu gleich null ist“, kritisiert Will. „Der Strichcode verrät überhaupt nichts über das Aussehen oder die Ökologie der Arten.“ Und auch Wolfgang Wägele, Direktor des Zoologischen Forschungsinstituts und Museums Alexander Koenig in Bonn, ist skeptisch. Er befürchtet, dass Fördergelder künftig vor allem in die vermeintlich effizientere Genetik fließen könnten: „Forscher, die Tiere und Pflanzen wirklich kennen und auseinander halten können, wird es dann bald gar nicht mehr geben.“

Die Fans der neuen Taxonomie ficht die Kritik nicht an. Klassische Artbestimmung und DNA-Technik seien kein Widerspruch, glaubt Hebert: „Es ist doch überhaupt kein Problem, die bisherigen Informationen mit dem jeweiligen Strichcode in einer Datenbank zu verknüpfen.“ Noch streiten die Genforscher über Details – etwa darüber, ob die COI-Sequenz tatsächlich besser als andere Genabschnitte für den Arten-Check geeignet ist. Anwendungen für die Technik, die selbst mit einzelnen Tierhaaren, Sekreten oder winzigen Eiern von Insekten funktioniert, sehen sie jedoch allerorten.

So will der Kölner Evolutionsgenetiker Tautz schon bald mittels spezieller „Outdoor-Chips“ die Artenzusammensetzung in Gewässern bestimmen. Pharmaunternehmen interessieren sich für Heberts Strichcode-Idee, weil sie im Regenwald auf Artensuche gehen wollen, um neue Wirkstoffe aus der „Apotheke der Natur“ zu finden. Naturkundliche Museen wiederum könnten ihre Sammlungen bald mit der Technik überarbeiten. Und selbst Hobby-Biologen haben die Barcoder im Blick. Schon plant Hebert einen Artenscanner in Handy-Größe, der die Analyse in wenigen Minuten bewerkstelligen soll. Über eine Datenbank könnte der Benutzer anschließend Informationen zu der jeweiligen Art abrufen. In fünf bis zehn Jahren, schätzt Hebert, werde ein solches Gerät einsatzbereit sein.

„Eine Methode, mit der Arten schnell und zuverlässig auch von Laien bestimmt werden können, ist überfällig“, sagt der Forscher. Die Strichcodes von bis zu zehn Millionen Arten könnten bereits in 20 Jahren erfasst und im Internet abrufbar sein, prognostiziert er: „Dann ist auch die Taxonomie endlich im 21. Jahrhundert angekommen.“

PHILIP BETHGE

Wunsch, das Leben endlich vollständig zu erfassen“

Göttervogel („*Paradisaea apoda*“)



Feuersalamander („*Salamandra salamandra*“)



Leopard („*Panthera pardus*“)

FOTOS: WILDLIFE



Mexikanische Hypertrichose-Kinder mit ihrer Mutter: Verstecken oder mehrmals täglich rasieren

SAIL / ACTION PRESS

GENETIK

## Der Fluch der Haare

Wolfsmenschen leiden unter einer der seltensten Erbkrankheiten der Welt: Ihr ganzer Körper ist von dichtem Pelz bedeckt. Seit dem Mittelalter wurden nur rund 50 Fälle dokumentiert. Auf den jüngsten Fall in Deutschland ist ein Münchner Kinderarzt gestoßen.

Die Entourage des französischen Königs Heinrichs II. war an exotische Gestalten gewöhnt. Zwerge, Narren und Mohren sorgten am Hof des Herrschers für Kurzweil. Wie viele seiner Zeitgenossen amüsierte sich Heinrich köstlich über den Einfallsreichtum der Natur. Erst kürzlich waren in seinem Pariser Zoo im Garten des Hôtel des Tournelles ein Dromedar, ein Leopard und ein Löwe aus Afrika eingetroffen.

Doch dieses sonderbare Wesen übertraf alles: Vor der verblüfften Hofgesellschaft stand anno 1547 ein etwa 10-jähriger zarter Knabe – halb Mensch, halb Tier. Das gesamte Gesicht des Jungen – Stirn, Wangen,

Nase und Ohren – war von einem etwa zehn Zentimeter langen Fell bedeckt. Nur Augen und Lippen leuchteten unter dem dunkelblonden Pelz hervor.

Der putzige Knabe mit der zobelartigen Gesichtsbehaarung hieß Pedro Gonzalez. Er hatte auf Teneriffa das Licht der Welt erblickt und war als Geschenk französischer Korsaren an den Pariser Hof gelangt. Dort nahm sein Leben einen unvorhergesehenen Verlauf: Der kleine „Wilde“ büffelte Französisch und Latein. Wenige Jahre später rückte er an der königlichen Tafel in das Amt eines Munddieners auf.

Der römische Kunsthistoriker Roberto Zapperi hat die wechselvolle Geschichte

des Haarmenschen und seiner Familie in Archiven, Kunstsammlungen und Bibliotheken detektivisch rekonstruiert und darüber ein Buch veröffentlicht\*.

Geschöpfe wie der Spanier dürften in grauer Vorzeit die Vorlage für Werwolf-Legenden gewesen sein. „Wolfsmenschen“ geistern durch die Mythologien vieler Erdregionen und Kulturen. Mittelalterliche Autoren wähten die von Kopf bis Fuß behaarten „Wilden“ in den tiefen Wäldern, wo sie sich angeblich von Beeren, Früchten und rohem Fleisch ernährten. Anderen Er-

\* Roberto Zapperi: „Der wilde Mann von Teneriffa“. C. H. Beck, München; 220 Seiten; 19,90 Euro.

zählungen zufolge hausten die furchterregenden Zwitterwesen auf fernen Inseln im Ozean – ihre Leibspeise: in Zitronensauce angebratene Menschenherzen.

Die moderne Medizin hat sich mit den Haarmenschen erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts beschäftigt. 1873 etwa verfasste der berühmte deutsche Pathologe Rudolf Virchow eine Arbeit über „russische Haarmenschen“, die in der „Berliner Klinischen Wochenschrift“ erschien.

Doch bis heute sind die Erkenntnisse über die seltsame Verirrung der Natur eher dürftig geblieben. Denn das Erleiden („kongenitale Hypertrichose“) tritt nur äußerst selten auf. Experten wie der Münchner Neuropädiater Friedrich Baumeister schätzen die Häufigkeit des Gendefekts auf eins zu einer Milliarde. Nur rund 50 Fälle von Hypertrichose sind seit dem Mittelalter dokumentiert. Noch bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts erging es den Trägern der Ganzkörperbehaarung kaum anders als den Mitgliedern der Familie Gonzalez: Sie wurden auf Jahrmärkten, in Zirkusshows und Varietés vorgeführt wie seltene wilde Tiere.

Auch heute tauchen immer mal wieder Betroffene des Haarleidens auf. Auf einen aktuellen Fall ist Baumeister vor einiger Zeit in Deutschland gestoßen: Es handelt sich um ein mittlerweile 14-jähriges Mädchen, bei dem leichtgetöntes Haar auf Gesicht und Rücken sprießt. Stundenlange Ganzkörperrasuren, die alle zwei Wochen wiederholt werden müssen, haben ihm bislang ein Leben am Pranger erspart: „Erst aus zwei Meter Entfernung merkt man, dass etwas nicht stimmt“, sagt Baumeister.

In der Schule hatte das Mädchen aus der seltenen Erbkrankheit gelegentlich sogar Kapital geschlagen: Für das in manchen Gegenden übliche Sternsingen, bei dem Kinder mit angeklebten Bärten als Heilige Drei Könige auftreten, hatte es die Haare im Gesicht absichtlich wachsen lassen; so fielen die Belohnungen der Erwachsenen bei ihm besonders üppig aus.

Mit moderner Medizintechnik versuchen Dermatologen derzeit, das Schicksal der 14-Jährigen zu erleichtern. Mit Laserlicht oder winzigen Überwärmungs sondens werden die Follikel, aus denen die Haare wachsen, zumindest an den gut sichtbaren Stellen im Gesicht verödet. Die Therapie erfordert Fingerspitzengefühl, denn sie hinterlässt Mini-Narben.

Radikalere Verfahren wie Chemotherapien oder Bestrahlungen verbieten sich wegen der Nebenwirkungen – die Opfer

des Haarleidens sind bis auf den genetischen Defekt körperlich gesund und haben eine normale Lebenserwartung.

Einen anderen Haarmenschen entdeckten kasachische Ärzte vor zweieinhalb Jahren in einem abgelegenen Gebirgsnest des Landes unweit der chinesischen Grenze. Gesicht und Körper des 6-jährigen Jungen sind nach Aussagen der Mediziner von einem dichten „affenartigen“ Fell bedeckt. „Er wird es schwer haben im Leben, die anderen werden sich über ihn lustig machen und ihn hänseln“, klagte seine Mutter, „jeder Blick in den Spiegel wird ihm wehtun.“

Untersuchungen in der Klinik, wo sich der Junge zum Erstaunen der Ärzte als überaus quirlig erwies, attestierten dem Patienten jedoch eine vollkommen unauffällige Entwicklung. Er sei kontaktfähig, so die Ärzte, und besitze einen für sein Alter ungewöhnlich ausgeprägten Orientierungssinn.

Durch einen Erbgutdefekt läuft bei den Opfern des seltenen Leidens der von Genen gesteuerte Wachstumszyklus der Haare aus dem Ruder. Die Follikel, aus denen der Körperputz sprießt, schalten offenbar nicht von der Wachstums- auf die Ruhephase um, an deren Ende die Haare normalerweise ausfallen und der Kreislauf erneut beginnt.

Ursache für den Fluch der Haare könnte ein von den tierischen Vorfahren des



**Kunsthistoriker Zapperi**  
Auf den Spuren des kleinen „Wilden“

Menschen stammendes urzeitliches Gen sein. Viele solcher stammesgeschichtlich alten Erbanlagen schlummern Erkenntnissen der Wissenschaftler zufolge noch immer im menschlichen Genom; sie wurden im Laufe der Evolution lediglich abgeschaltet. Durch eine Mutation könnte ein solches Gen bei den Opfern der Haarkrankheit aus seinem jahrmillionenlangen Dornröschenschlaf erwacht sein.

Mediziner und Biologen kennen eine ganze Reihe solcher als Atavismen bezeichneten Phänomene. Neugeborene etwa kommen in seltenen Fällen mit zusätzlichen Brustwarzen zur Welt, die sich ähnlich wie die Milchleisten von Säugetieren von der Achsel bis in die Leistengegend ziehen. Auch Kinder mit einem kleinen Schwanzfortsatz am Ende der Wirbelsäule werden gelegentlich entbunden.

Gegen die Atavismustheorie allerdings spricht, dass es bei Menschen mit Hypertrichose auch in jenen Arealen dichten Haarwuchs gibt, die bei anderen Primaten wie Schimpansen oder Gorillas weitgehend frei sind von Fell: Nase und Augenpartien. Experten wie Baumeister weisen zudem darauf hin, dass es auch bei Stoffwechsellstörungen zur Hypertrichose am ganzen Leib kommen kann. Oder die Ganzkörperbehaarung wird bei bestimmten Krankheiten wie multipler Sklerose oder als Nebenwirkung von Medikamenten erst im Laufe des Lebens erworben.

Männer wie Frauen, die von der Mutation betroffen sind, geben die Störung an 50 Prozent ihrer Nachkommen weiter. Bei Familienmitgliedern, die mit normaler Behaarung zur Welt kommen, endet die Linie.

Bekannt sind unterschiedliche Hypertrichosearten – je nachdem, welcher menschliche



**Gonzalez-Tochter (Gemälde, 1583): Geschenk für die Fürsten**



**Hypertrichose-Mann Bibrowsky**  
Auftritte als „Lionel der Löwenmensch“

Haartyp von der genetischen Störung betroffen ist. Bei manchen wuchert das feine, unpigmentierte Lanugohaar, das den Fötus ab dem fünften Schwangerschaftsmonat am gesamten Körper, auch im Gesicht bedeckt. Im Alter von sieben bis acht Monaten verlieren Ungeborene normalerweise dieses Haarkleid. Bei einigen Menschen mit Hypertrichose hingegen dauert dieser natürliche Prozess Jahre; oft endet der Haarspuk erst, wenn sie erwachsen sind.

Der Wildwuchs am Körper kann aber auch aus vollständig pigmentiertem Terminalhaar bestehen. Bekanntestes Beispiel für diese besonders entstellende Art der Hypertrichose war die 1834 geborene mexikanische Indianerin Julia Pastrana. Langes, dickes schwarzes Haar bedeckte ihren gesamten Körper – mit Ausnahme der Fußsohlen und Handflächen. Pastrana tingelte, zusammen mit ihrem geldgierigen Ehemann und Impresario Theodore Lent, ab 1854 durch die Zirkusshows der Welt.

Das gaffende Publikum in London, Berlin oder Moskau erschauerte beim Anblick der „Affenfrau“. Doch die Mexikanerin war sanftmütig und intelligent, konnte lesen und schreiben, spielte auf der Gitarre und sang mit einer schönen Mezzosopranstimme. Sie starb im Alter von 26 Jahren – nur fünf Tage nach der Geburt eines ebenfalls über und über behaarten Kindes, von dem sie verzweifelt gehofft hatte, es könnte ohne den Makel zur Welt kommen.

Auch die Mitglieder einer mexikanischen Familie, bei der über fünf Generationen hinweg immer wieder Kinder mit dunkel pigmentierter Ganzkörperbehaarung geboren wurden, leiden unter dieser Form der Hypertrichose. Einige von ihnen treten als Trampolinakrobaten in Zirkusshows auf. Andere rasieren sich das Gesichtsfell mehrmals täglich oder halten sich möglichst von anderen Menschen fern.

Die Familie des berühmten Pedro Gonzalez, vermutet Experte Baumeister, verdankte ihr animalisches Aussehen einem

dritten Haartypus, dem sogenannten Vellushaar. Es wächst bei allen Menschen als weicher, seidig glänzender, häufig pigmentierter Flaum in jenen behaarten Körperregionen, die keine Terminalhaare hervorbringen. Doch bei der dritten Variante von Hypertrichose gerät dieses feine Fell außer Rand und Band. Die normalerweise nur einen Zentimeter lang werdenden Vellushaare können am Ende auf eine Länge von bis zu 30 Zentimetern wuchern.

Neun derartige Fälle hat Mediziner Baumeister in der wissenschaftlichen Literatur bis heute aufgefunden gemacht – darunter den in Polen geborenen Stephan Bibrowsky, der wegen seiner üppigen Mähne im Gesicht wie ein Löwe wirkte und Anfang des letzten Jahrhunderts in Zirkusshows und Varietés als „Lionel der Löwenmensch“ auftrat.

1958 kam in Deutschland ein Junge zur Welt, der unter derselben Hypertrichoseart litt. Seine Lebensspur hat sich verwischt, nur ein frühes Foto blieb von ihm in der Fachliteratur erhalten: Es zeigt einen etwa sechsjährigen Jungen, der die Hände auf die Knie stützt und traurig in die Kamera blickt. Sein Gesicht ist so absurd unter einer wuchernden Haarmähne begraben, dass er einem vom Leben gezeichneten Alten gleicht.



„Affenfrau“ Pastrana (um 1855): Sanftmütig und intelligent

Männer arrangieren sich mit dem Erb-leiden offenbar leichter als Frauen – das beweist auch die Geschichte der Haarmenschenfamilie Gonzalez. Deren männliche Mitglieder, so vermutet Buchautor Zappari, „machte das Übermaß an Haaren womöglich interessant, weil man glaubte, dass es die Fruchtbarkeit potenzierte“.

Don Pedro, wie sich der „Pelzige“ in Anspielung auf seine Abstammung von einer kanarischen Häuptlingsfamilie trotz

### Happy End für die Mitglieder der Gonzalez-Familie in einem Fischerdorf am Bolsena-See.

nannte, hatte mit einer schönen Französin mehrere Kinder – darunter drei Töchter und zwei Söhne, die das animalische Aussehen ihres Vaters teilten.

Nach dem Tod Heinrichs II. wurden die Mitglieder der Familie an andere Fürstenthäuser verschenkt und dort begafft und gemalt. Vier große Bilder von Mitgliedern der Familie Gonzalez hängen noch heute auf Schloss Ambras bei Innsbruck: Über weißen Halskrausen wirken die Gesichter der Gemalten, als hätte sich die Natur einen üblen Scherz erlaubt – ihr Habitus verleiht den Dargestellten den Anschein vornehmer menschlicher Wesen; die Mähne im Gesicht suggeriert ihre Nähe zum Tierreich.

Enrico, der älteste Sohn Don Pedros, verhalf der Familie nach Jahren des Begafftwerdens durch einen Trick zu einem beschaulichen Leben im Dörfchen Capodimonte am Bolsena-See: Als Wilden, so redete er seinem Herrn, dem Kardinal Odoardo Farnese, ein, ziehe es ihn geradezu magisch zurück zur Natur. Gegen so viel animalischen Instinkt mochte am Ende auch der Kirchenmann aus Rom nichts einwenden.

In der entlegenen Siedlung, in der nur ein paar Bauern und Fischer lebten, versammelte Enrico die verstreuten Familienmitglieder, heiratete mehrmals gesunde Frauen und brachte es als Geschäftsmann zu bescheidenem Wohlstand. Auch der alte Don Pedro genoss in der Idylle seinen Lebensabend und starb friedlich im hohen Alter von etwa 80 Jahren.

Nur das Schicksal der behaarten Gonzalez-Töchter erinnert an die Leiden der „Affenfrau“ Pastrana. Sie wurden alt wie ihr Vater, aber sie führten eine Existenz im Verborgenen. GÜNTHER STOCKINGER

AUTOMOBILE

# Zu dumm zum Fahren

Vom Gurtpiepser zum Müdigkeitsdetektor: Die Autoindustrie bringt Innovationen, die den Menschen am Steuer entmachten – und nerven.

Die Route“, sagt der Audi A6, „wird aufgrund aktueller Verkehrsmeldungen neu berechnet.“ Sein Navigationsgerät empfängt Stauwarnungen aus dem Verkehrsfunk und korrigiert den Kurs.

Im Prinzip ist das erfreulich. Doch die Stimme meldet sich schon zum dritten Mal innerhalb einer Minute. Kann dieses Auto nicht einfach rechnen, ohne zu reden?

Auf dem Beifahrersitz steht eine Aktentasche. Der Fahrer musste sie anschnallen, denn der Audi hatte darum gebeten. Moderne Autos haben eine „Sitzbelegungs-erkennung“.

Im Polster des Beifahrersitzes steckt ein Gewichtssensor. Hält der Automat die Tasche für einen gurtlosen Menschen, ertönt ein nervtötender Warnpiepser. Dem Fahrer bleiben dann drei Möglichkeiten: Er kann das Gepiepe ignorieren (praktisch unmöglich), die Tasche vom Sitz entfernen (lästig) oder (geringstes Übel) die Tasche angurten.

Im Streben nach Perfektion und Sicherheit stoßen Automobile zunehmend in eine Sphäre vor, in der sich der Mensch ebenso gestört fühlt, wie er seinerseits stört.

Die Ingenieure haben den Nutzer des Fahrzeugs längst als größtes Problem des Systems geortet und bekämpfen seine Schwächen, wo sie können – also nahezu überall.

Die Kunst dabei ist, den Kunden im Glauben zu halten, er wäre „Herr des Geschehens“, wie Mercedes-Chefentwickler Thomas Weber beteuert – während der Fortschritt längst in der fortschreitenden Entmachtung des Fahrzeugnutzers besteht. Saab entwickelt bereits einen „Alcokey“ genannten Zündschlüssel, der den Wagen erst startet, wenn eine Pusteprobe den Fahrer als nüchtern ausgewiesen hat.

Doch manche Innovationen sind durchaus sinnvoll, denn der Mensch ist nachweislich zu dumm zum Autofahren: Er kann nicht einmal voll bremsen. Eine irra-

tionale Hemmung hält ihn davon ab, mit aller Kraft auf das Pedal zu treten. Sensoren erkennen an der Hast des Fußtritts die eigentliche Absicht und leiten die Vollbremsung automatisch ein. Die Regelsysteme ABS und ESP verhindern, dass das Auto dabei ins Schleudern gerät. Der „Herr des Geschehens“ kriegt davon im besten Fall gar nichts mit.

Längst arbeiten die Forscher auch an der Abschaffung des Auffahrunfalls – durch totale Bevormundung des Fahrers. Radar-gesteuerte Tempomaten mit Abstandsregelung sind die Vorboten der automatisch eingeleiteten Vollbremsung.

Bisher arbeiten die Geräte maximal mit einem Viertel der verfügbaren Bremskraft – aus haftungsrechtlichen Gründen. Eine Vollbremsung durch Fehlauflösung wäre misslich. Aber das Vertrauen in die Technik wächst. Mercedes wird in der kommenden S-Klasse bereits mit halber Brems-

rung erst an, wenn halbwegs umsichtige Fahrer längst selbst die Scheinwerfer eingeschaltet hätten.

Dringenden Bedarf gibt es dagegen für Assistenzsysteme, die einer der gefährlichsten menschlichen Schwächen begegnen sollen: der Müdigkeit. Allein auf deutschen Autobahnen sterben jährlich über 200 Menschen, weil Fahrer einschlafen.

Die derzeit praktikabelste Weckvorrichtung bietet Citroën bereits in zwei Modellen an: Infrarotsensoren unter dem vorderen Stoßfänger beobachten die Fahrbahnmarkierungen. Driftet der Wagen ohne eingeschalteten Blinker aus der Spur, regt sich im Fahrersitz ein nachdrücklicher Rüttelalarm.

Der Hallo-wach-Sitz kann jedoch nur helfen, wenn der Fahrer vor dem Einschlafen daran gedacht hat, ihn einzuschalten. Ein Dauerbetrieb ist bisher nicht möglich, denn Fahrten auf Landstraßen gerieten

## Aufpasser an Bord

Assistenzsysteme im modernen Pkw

- bereits lieferbar
- in Vorbereitung

Gurtwarner für Fahrer und Beifahrer

Scheibenwischer mit Regensensor

Tempomat mit Abstandsregelung

automatischer Lichtschalter

radargesteuerte Vollbremsung

Bremsassistent für Vollbremsungen

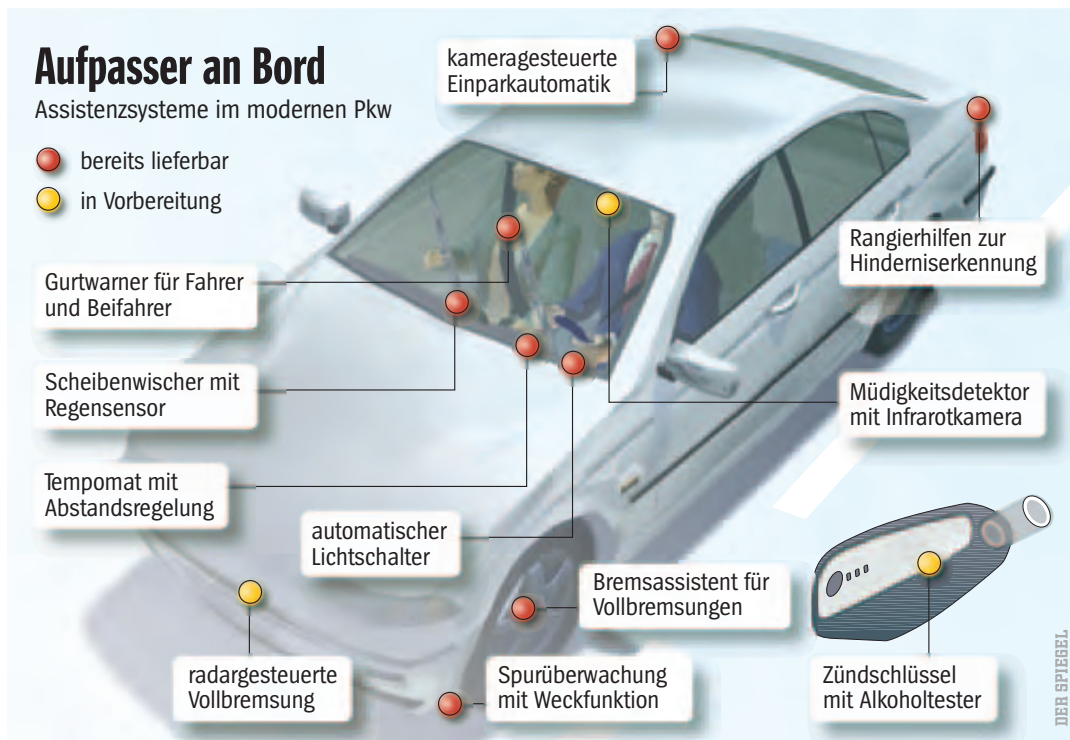
Spurüberwachung mit Weckfunktion

Rangierhilfen zur Hinderniserkennung

Müdigkeitsdetektor mit Infrarotkamera

Zündschlüssel mit Alkoholtester

kameragesteuerte Einparkautomatik



kraft eingreifen. Unbedenklich erscheint dagegen der bereits weitverbreitete Regensensor. Allerdings ist er auch völlig unnütz.

Dass der Mensch nicht richtig bremsen kann, ist eine Sache. Mit dem Einschalten des Scheibenwischers ist er gemeinhin nicht überfordert. Hier scheint eher die Automatik Probleme zu haben: Sie reagiert entweder viel zu früh, und die Wischerarme schrappen über fast trockene Scheiben. Manchmal aber ignoriert sie beharrlich auch dicke Regengüsse, bis der Fahrer entnervt zum Hebel greift.

Auch der automatische Lichtschalter, bei vielen Herstellern bereits im Angebot, hat die Sicherheit nicht erkennbar verbessert. Im Gegenteil: Er springt in der Dämme-

dann unvermeidlich zum Massage-Marathon. Doch auch ein Auto, das Schläfrigkeit des Fahrers erkennt und dann unweigerlich das Wecksystem aktiviert, ist schon vorstellbar. In einem Forschungsprojekt mit Psychologen der Universität Würzburg entwickelte BMW eine Infrarotkamera, die die Augen des Fahrers beobachtet und am Lid-schlag den Müdigkeitsgrad erkennen kann.

Die Technik wäre längst reif für die Serienentwicklung. Doch BMW zögert. Das oft beteuerte Markencredo, den Menschen „nicht entmündigen“ zu wollen, wäre endgültig ad absurdum geführt, wenn das Auto seinem matten Fahrer in den Hintern zwackt. „Der Kundennutzen“, erklärt eine Firmensprecherin, „ist nicht wirklich greifbar.“

CHRISTIAN WÜST

LITERATUR

## Der Koch der Dichterin

Wie es sich für einen Roman über einen Koch gehört, enthält „Das Buch vom Salz“ alle Geschmacksrichtungen, die eines Menschen Zunge unterscheiden kann: einen Tropfen Bitterkeit, je eine Messerspitze Schärfe und Salzigkeit, auch einen Spritzer Säure und alles ausgeglichen durch eine Prise betörende Süße. Erzählt wird die Geschichte des jungen schwulen Vietnamesen Binh, der als Koch zum Pariser Haushalt von Gertrude Stein und ihrer Lebensgefährtin Alice B. Toklas gehört. Nun aber, im Jahre 1934, brechen die Damen nach Amerika auf, und angesichts seiner ungewissen Zukunft blickt der Koch zurück. In einem langen Bewusstseinsstrom erinnert er sich an seinen Vater in Vietnam, dessen Verachtung ihn bis heute quält, und an seine hingebungsvolle Mutter; an den kolonialen Haushalt des Generalgouverneurs, aus dem er wegen einer Affäre mit dem Chefkoch verstoßen wurde; an seine Exil-Jahre auf den Ozeanen und als Fremder in Frankreich; und endlich an den Alltag mit seinen eigenwilligen Herrinnen, jenem legendären Gastgeberinnenpaar der „Lost Generation“. Ein Hinweis im Kochbuch der Lebensgefährtin Steins hat die 1968 in Vietnam geborene Amerikanerin Monique Truong zu ihrem Debütroman inspiriert. „Das Buch vom Salz“ lässt sich der postkolonialen Literatur zurechnen, doch der Held Binh, so scharfzüngig wie schwermütig, ein Trinker, Beobachter,



Gourmet, Flaneur, Spieler und Liebender, erlaubt es den Lesern nicht, ihn als Geknechteten zu bedauern. Binh ist Urheber und Erzähler seiner Lebensgeschichte: Darauf legt er Wert. Im „Buch vom Salz“ sind die Beziehungen zwischen dem, der dient, kocht oder liebt, und dem, der bedient, bekocht oder geliebt wird, ebenso spannungsgeladen wie die Beziehungen zwischen Heimat und Fremde, Freiheit und Abhängigkeit, Schmerz und Genuss. Der üppige, vor Sinnlichkeit strotzende Stil des Romans verbindet diese schweren Zutaten zu einem kulinarischen Lesevergnügen.

Monique Truong: „Das Buch vom Salz“. Aus dem Amerikanischen von Barbara Rojahn-Deyk. Verlag C. H. Beck, München; 336 Seiten; 19,90 Euro.



Darsteller Nina Hoss, Robert Gallinowski in der DT-Produktion „Einsame Menschen“

INTENDANTEN

## „Echte Chefs halten durch“

Der Theater- und Filmregisseur Leander Haußmann, 45, über den Verzicht des Schriftstellers Christoph Hein, 60, auf die Intendanz des Berliner Deutschen Theaters (DT)



ROSELBAGENTUR FOCUS

hinstellen, dabei hat er das weder gewollt noch je so formuliert.

**SPIEGEL:** Stimmt es nicht, dass er mit Ihnen und dem Bulgaren Dimitar Gotscheff Künstler mit Ostidentität ans DT binden wollte?

**SPIEGEL:** Herr Haußmann, Sie haben in den vergangenen Wochen mit dem im Oktober designierten und in dieser Rolle heftig umstrittenen Theaterintendanten Christoph Hein über ein Konzept für die Leitung des Deutschen Theaters beraten. Halten Sie es für falsch, dass er nun die Flinte ins Korn geworfen hat?

**Haußmann:** Aus seiner Sicht blieb ihm gar nichts anderes übrig. Er hat gearbeitet wie ein Besessener und hatte das Gefühl, gegen eine Mauer der Ablehnung zu laufen – bei der Presse, beim Berliner Senat und im Theater selbst. Hein ist nun mal sensibel. Ihm fehlen die Charakterzüge des typischen deutschen Intendanten, die Illoyalität, die Rücksichtslosigkeit und der unbeschränkte Glaube an das eigene Genie. Das ist mir sympathisch, aber ich muss auch sagen: Das allerwichtigste Talent eines echten Theaterchefs heißt Durchhalten.

**SPIEGEL:** Hat Hein Ihrer Meinung nach Recht, wenn er sich über „vernichtende“ Vorabkritiken beschwert?

**Haußmann:** In sehr vielen Zeitungen wurde mit Kanonen auf eine Arbeit geschossen, die erst in mehr als einhalb Jahren beginnen sollte. Man hielt Hein vor, er würde da eine Art letztes Aufgebot von ostdeutschen Künstlern

**Haußmann:** Er hat viele junge Leute aus dem Westen gefragt – bei denen ging wegen der Zeitungsberichte der Vorhang runter. Ich fand die Idee gut, dass Hein, der sich als ehemaliger Dramaturg am Theater auskennt, das DT leiten sollte – und ich hätte da als Regisseur gern mitgearbeitet, weil ich das Theater für eines der schönsten Deutschlands halte und mit meinem halb rückwärts gewandten, klassizistischen Stil da gut hingepasst hätte.

**SPIEGEL:** Inwiefern hat der Berliner Senat es an Rückhalt für Hein fehlen lassen?

**Haußmann:** Der wollte zum Beispiel nicht mal die Reisen finanzieren, die zur Vorbereitung einer Intendanz nötig sind, weil er angeblich pleite ist – dabei zelebrieren Theaterleute wie Peter Zadek und Robert Wilson immer noch ihren gutbezahlten Größenwahn in dieser Stadt.

**SPIEGEL:** Wen soll das Findungs-Team aus Theaterleuten nun ans DT berufen?

**Haußmann:** Hoffentlich einen frischen Kopf, der sich traut, nicht nur auf Zuschauerzahlen zu gucken, denn das ständige Gerede darüber bewirkt nur einen Rückschritt in die Fünfziger: bloß keine Abenteuer wagen, keine Experimente. Im Übrigen gilt: Künstler *müssen* geliebt werden! Sonst werden sie genauso fertig gemacht wie Christoph Hein.

KOMIK

## Ein Bayer in New York

Mit der Ausfuhr von Humorprodukten tut sich die Exportnation Deutschland traditionell schwer. Nun scheint immerhin ein wichtiger süddeutscher Komiker mehr als ein halbes Jahrhundert nach seinem Tod die USA zu erobern:



SAMMLUNG RALPH / INTERFOTO

Valentin, um 1929

Einige Werke Karl Valentins (1882 bis 1948) werden derzeit in einer New Yorker Galerie an der Fifth Avenue präsentiert – und die „New York Times“ würdigte den Mann als „Charlie Chaplin Deutschlands“. In der Ausstellung „Comic Grotesque“ sind neben Fotos und Textdokumenten auch filmische Arbeiten wie das Frühwerk „Karl Valentins Hochzeit“ von 1913 zu sehen. Der Münchner Humorist, dessen Werke in Deutschland in oft sehr liebevollen Film-, CD- und Buchausgaben gesammelt sind, starb in großer Armut an einer Lungenentzündung. In den zwanziger Jahren stand Valentins Genie bei Künstlerkollegen wie Bertolt Brecht in hohem Ansehen. Schon lange

vereheren die Italiener „Carlo Valentino“ – und nun wird in amerikanischen Kunstmagazinen sein Werk als „Concrete Comedy“ besprochen und seine Fähigkeit gelobt, Alltagsgegenstände phantasievoll zu verfremden. Über diesen späten Erfolg dürfte Valentin wohl gelacht haben: „Früher war auch die Zukunft besser“, lautet einer seiner schönsten Aussprüche.



Fishburne-Porträt im Bildband „Weinende Männer“

KUNST

## Stars zum Heulen

Echte Männer weinen nicht – das behaupten Leitsprüche wie „Boys don't cry“ oder „Indianer kennen keinen Schmerz“. Angesichts dieses jahrhundertalten Tränenverbots wundert es fast, dass der Mythos des ungerührten Mannes erst jetzt kräftig angekratzt wird: Die britische Künstlerin Sam Taylor-Wood brachte berühmte Männer zum Heulen. Der Bildband „Crying Men“, der im Steidl-Verlag erschienen ist, zeigt Stars wie Dustin Hoffman, Robin Williams oder Kris Kristofferson mit feuchtem Blick. Die Künstlerin rückte bei ihren Fotosessions erst unmittelbar vor den Aufnahmen mit ihrem Anliegen heraus und zwang ihre Modelle so, sich spontan Tränen abzurufen. Dabei zeigte sich: Nicht jeder Mann kann immer. Paul Newman beispielsweise hält verschämt die Hand vors Gesicht; Laurence Fishburne dagegen wirkt durch seine verheulten Augen bedrohlich. Taylor-Wood sucht in der Medienwelt zwischen Sein und Schein Momente der Rührung: Mit dem tränenumflorten Hayden Christensen möchte der Betrachter fast mitschluchzen, beim coolen Gesichtsausdruck Dustin Hoffmans dagegen ahnt man: Manche Tränen lügen doch.

### Kino in Kürze

„*Sylvia*“ erzählt von der Liebesbeziehung zwischen der legendären amerikanischen Schriftstellerin Sylvia Plath (Gwyneth Paltrow) und dem englischen Dichter Ted Hughes (Daniel Craig) in den fünfziger und sechziger Jahren. Mit Inbrunst verkörpert Paltrow die Rolle der Autorin, die um ihre künstlerische Selbstverwirklichung und die Liebe ihres notorisch untreuen Mannes kämpft. Die Regisseurin Christine Jeffs beschwört die Poesie der Gedichte von Plath und Hughes und beschreibt eindringlich die Ehe zwischen zwei impulsiven Künstlern, die nicht voneinander lassen können, obwohl sie sich gegenseitig zu erdrücken drohen.



SOLO FILM

Paltrow

„*House of Flying Daggers*“ nennt sich ein Geheimbund von Rebellen, die im korrupten China der späten Tang-Dynastie politische Unruhe verbreiten. Auf der Jagd nach dem rätselhaften Anführer der „Fliegenden Messer“ verstricken sich zwei Polizeibeamte (Andy Lau, Takeshi Kaneshiro) und eine blinde Tänzerin (Zhang Ziyi) in ein Netz aus Täuschung, Liebe und Tod. Nach seinem letzten Kampfkunstspektakel „*Hero*“ zele-



CONSTANTIN FILM

Zhang in „House of Flying Daggers“

briert Regisseur Zhang Yimou nun erneut einen Actionfilm ohne den regimekritischen Ansatz seiner früheren Werke wie „*Rote Laterne*“ – und bietet zauberhaften Kitsch mit rauschhaften Bildern und magischen Tanz- und Kampfszenen.

OPER

## Märchen – nur für Erwachsene

Kinder brauchen Märchen, befand der Pädagoge Bruno Bettelheim und schrieb in den siebziger Jahren ein gleichnamiges Buch; Erwachsene auch, meint das Erfurter Theater und beschert am 15. Januar eine spätweihnachtliche Überraschung: „Hänsel und Gretel – nur für Erwachsene“. Hinter dem harmlosen Titel versteckt sich angeblich Unerhörtes. Der Regisseur Giancarlo del Monaco erarbeitet einen szenischen Kommentar zu Engelbert Humperdincks Kinderoper (ebenfalls im Spielplan) und will in seiner Version zeigen, „wie Kinder heute häusliche Gewalt erfahren, ausgestoßen, verführt und missbraucht“ werden. Zu hören sind die Humperdinckschen Klänge, zu sehen allerdings Bilder, „die im schroffen Kontrast dazu stehen“. Das Erfurter Theater verspricht sich offenbar einen erhöhten Erregungspegel von diesem Projekt und zeigt die Aufführungen vorsichtshalber und aufmerksamkeitsheischend außerhalb des Abonnements und nur für Menschen ab 16 Jahren.



LUTZ EDELHOFF / THEATER ERFURT

Szene aus traditioneller „Hänsel und Gretel“-Inszenierung in Erfurt

KLASSISCHE MUSIK

### Furiöse Trauergesänge

Die grazile Mezzosopranistin Magdalena Kožená aus Brünn ist längst ein Weltstar: Die 31-Jährige wird von Musikkritikern regelmäßig gelobt und neuerdings auch von der Klatschpresse hofiert – dank ihrer Verbindung mit Berlins umschwärmtem Dirigenten Sir Simon Rattle, 49, von dem sie demnächst ein Kind erwartet. Ihre am 10. Januar erscheinende jüngste CD beweist erneut Koženás Kehlenkunst und Entdeckerfreude. Dass das Album (Deutsche Grammophon) „Lamento“



PETER SKVRNE / UNIVERSAL-CLASSICS

Kožená

heißt, liegt am Stoff: Die barocken Kantaten und Arien, begleitet von den Originalklangexperten der Musica Antiqua Köln, sind Trauermeditationen bis zur bizarren Todeslust („Mir ekelt, mehr zu leben, drum nimm mich, Jesu, hin“).

Aber nicht grimme Trübsalbläseerei, sondern himmlischer Seelenfrieden ist das Ziel der mehrheitlich aus der Bach-Familie stammenden Stücke, und so dreht Kožená, ganz Spezialistin fürs Charaktervolle, in den oft überraschend flotten Schlusspassagen richtig auf. „Überall ist die Botschaft der Hoffnung präsent“, meint sie – und der Hörer glaubt ihr glatt.



Ray-Charles-Darsteller Foxx in „Ray“: Mitreißende Liebe zu Schwulst und Kitsch

UIP

KINO

# Ruhmes-Arien für große Männer

Hollywood verdient längst mehr Geld auf dem Exportmarkt als in den US-Kinos, es lockt fleißig Stars und Regisseure aus fremden Ländern und lässt dort häufig auch noch drehen – das finden manche Kritiker sehr unamerikanisch. Sie werden nun durch schwelgerische Heldenbiografien besänftigt.

Ist das noch Mut oder schon Schwachsinn? Ungerührt setzt sich der schwarze Mann ans Klavier, obwohl ihm die rotbackigen, weißhäutigen Countrymusiker bereits in sehr deutlichen Worten gesagt haben, dass er auf der Stelle verschwinden solle. Die Luft scheint gleich zu explodieren in dieser Szene, die Ende der vierziger Jahre in einer Kneipe im rassistischen Süden der USA spielt – und dann greift der sein Leben riskierende schwarze Kerl am

Klavier in die Tasten und sagt den erlösenden Satz: „Ich verrate euch den Grund, warum ich Countrysongs liebe: Sie erzählen Geschichten.“

Der in dieser Woche anlaufende Hollywood-Film „Ray“ schildert in hemmungslos schwärmerischer, mitreißender Weise die Lebensgeschichte des Musikers Ray Charles, der in ärmsten Verhältnissen aufwuchs, als Siebenjähriger erblindete, als Teenager Vollwaise wurde und es dennoch

schaffte, ein großer Amerikaner zu werden: indem er aus Countrysongs Gassenhauer machte und aus Gospelliedern Brunnengesänge – und indem er mit seiner Stimme statt zum lieben Gott zum Götzen Sex betete.

Die Geschichte, die „Ray“ erzählt, ist eine von schlimmen Leiden und Erlösung, vom furchtbaren Moment, in dem sich der kleine Ray die Mitschuld am Tod seines jüngeren Bruders auflädt, bis zu der bru-



Howard-Hughes-Darsteller DiCaprio, Partnerin Blanchett in „Aviator“: Verwegener Eroberer



Cole-Porter-Darsteller Kline in „De-Lovely“: Beschwingte Huldigung an ein Musikgenie

talen Ausnüchterungskur, die er sich nach 17 Jahren Heroinsucht auferlegte, ohne je wieder rückfällig zu werden. Der Schauspieler Jamie Foxx spielt Ray Charles mit so viel Liebe, dass jedes Armrudern und jeder Schlotterschnitt beim Zuschauern Spaß machen; und der Regisseur Taylor Hackford zeigt eine Liebe zum Schwulst, die allein durch die Tatsache entschuldigt wird, dass auch der Musiker Ray Charles oft grandiosen Kitsch produzierte.

In den USA war „Ray“ ein beachtlicher Publikumserfolg – und wurde als furiose Huldigung an den legendären, im Juni 2004 gestorbenen amerikanischen Sänger, den sie im ganzen Land „Brother Ray“ nannten, gefeiert.

Zugleich widerlegt der Erfolg des Films jene Kritiker, die neuerdings herummäkeln, dass Hollywood viel zu globalisiert und unamerikanisch auftritt.

Das amerikanische Kino sei dabei, so warnen einige Kolumnisten, seine Identität zu verlieren.

„Wenn die Franzosen Filme für Frankreich machen und die Amerikaner Filme für die Welt – wer macht dann noch Filme für Amerika?“, fragte jüngst der Autor David Kipen besorgt in der Zeitschrift „Atlantic Monthly“.

Und im Magazin der „New York Times“ lässt sich ein Studioboss zitieren: „Unsere Filme reflektieren nicht mehr unsere eigene Kultur.“ Sieht ganz so aus, als ginge in Hollywood, der Weltzentrale des Kinos, die Angst vor der Überfremdung um.

Dabei geht es keineswegs in allen Filmproduktionen so globalisiert-internationalistisch zu wie jüngst in Oliver Stones „Alexander“-Spektakel: Der Held wurde gespielt vom irischen Schauspieler Colin Farrell, das ganze Werk mit englischem, französischem und deutschem Geld auf die Leinwand gestemmt. Und ein bisschen schien es im Film so, als entfremde sich Alexander der Große mit jedem Land, das er seinem wachsenden Reich einverleibte, von seiner Heimat und

deren Kultur: Ganz Ähnliches wird nun den Welteroberern aus Hollywood vorgeworfen.

„Das Publikum, für das unsere Filme konzipiert und gemacht werden, hat sich in den vergangenen Jahren von unseren 50 Bundesstaaten auf den Weltmarkt verlagert“, schreibt Lynn Hirschberg im „New York Times Magazine“ – und behauptet: „Wer heute noch im Kino die Stimme Amerikas hören will, muss sich Dokumentarfilme ansehen.“

Während das US-Kino daheim mit jährlichen Einnahmen von über neun Millionen Dollar auf hohem Niveau stagniert, verursachte es international zuletzt Umsatzzuwächse von bis zu 30 Prozent pro Jahr. Noch in den achtziger Jahren galt die Faustregel: Über zwei Drittel des gesamten Einspielergebnisses bringen US-Produktionen auf dem heimischen Markt (USA und Kanada) ein, den Rest in der übrigen Welt. Bald wird sich dieses Verhältnis nahezu umgekehrt haben.

Die veränderte Marktlage schafft neue Produktionsbedingungen: „Als ich Mitte der achtziger Jahre den Thriller ‚Eine verhängnisvolle Affäre‘ produzierte, habe ich keinen Gedanken an den internationalen Markt verschwendet“, berichtet etwa Sherry Lansing, langjährige Studiochefin bei Paramount. „Damals dachten wir: Hauptsache, der Film wird in den USA ein Erfolg, dann läuft er auch im Rest der Welt.“

Heute geht kein Hollywood-Studio noch das Risiko ein, für eine Großproduktion grünes Licht zu geben, ohne deren kommerzielles Weltmarktpotential ermittelt zu haben – zumal ein Film inklusive der Ausgaben für den Kinostart (wie Werbung und Anfertigung der Kopien) im Schnitt heute um 100 Millionen Dollar kostet, vier- bis fünfmal mehr als Mitte der Achtziger.

So zögern die Studios immer öfter, Stoffe aufzugreifen, die erfahrungsgemäß vor allem für das nordamerikanische Publikum von Interesse sind. Bestimmte Kriegs- und Sportfilme etwa und Western gelten seit je als schwer exportierbar – was sich jüngst wieder bestätigt hat. Einer der größten Hollywood-Flops des vergangenen Jahres war der Western „The Alamo“, der in Deutschland nie ins Kino kam.

Der Film über die heroische Schlacht texanischer Freiheitskämpfer gegen die mexikanische Armee im Jahr 1836 verschlang angeblich 107 Millionen Dollar an Produktionskosten und spielte nur 22 Millionen in Nordamerika ein und 3,4 Millionen im Rest der Welt. Auch Sony Pictures verbuchte mit dem Western „The Missing“ trotz Stars wie Tommy Lee Jones und Cate Blanchett bei Produktionskosten von 65 Millionen und weltweit 38 Millionen Dollar Einnahmen eine Schlappe.

Bezeichnenderweise war ein anderer, globaler agierender Revolverheld weitaus er-

# „Ein Kerl, der nie aufgibt“

Der Schauspieler Jamie Foxx, 37, der für seine Darstellung in dem Film „Ray“ als Oscar-Favorit gilt, über den amerikanischen Helden Ray Charles, dessen Drogensucht und wildes Liebesleben

**SPIEGEL:** Mr. Foxx, Ihr Auftritt in „Ray“, wo Sie die im Juni 2004 verstorbene Musikerlegende Ray Charles verkörpern, fällt in eine Zeit, in der Hollywood eine ganze Reihe von Biografien über amerikanische Künstler und Erneuerer herausbringt. Ist es wahr, dass keines der großen Studios „Ray“ finanzieren wollte?

**Foxx:** Ja, das gesamte Budget in Höhe von 40 Millionen Dollar hat ein einziger Mann zur Verfügung gestellt, Philip Anschutz aus Colorado, ein Ray-Charles-Fan. Er hat mit dem Regisseur Taylor Hackford ausgehandelt, wie der Film seiner Meinung nach aussehen sollte.

**SPIEGEL:** Philip Anschutz ist weiß, milliardenschwer, streng religiös und konservativ. Hat er Ihnen vorgeschrieben, was Sie in einem Film über einen heroinsüchtigen Casanova zeigen dürfen?

**Foxx:** Ja, das hat er. Aber diese Dinge hat er nicht mit mir, sondern mit dem Regisseur verhandelt. Ich habe nur gesagt: Ich mache, was ihr wollt. Lasst mich wissen, wann ihr euch einig seid.

**SPIEGEL:** Sie haben sich auch mit Ray Charles selbst noch getroffen. Hat der Ihnen Vorschriften gemacht?

**Foxx:** Nein. Als wir uns kennen lernten, wusste er, dass er nicht mehr allzu lange zu leben hat. Er hat mich auf die Probe gestellt, meine Hände befühlt und gesagt: „Aha, kräftige Finger.“ Dann saßen wir am Klavier, und er sagte: „Wenn du den Blues spielen kannst, dann kannst du alles.“ Wir spielten den Blues, und er war zufrieden. Aber dann spielte er ein Stück Thelonious Monk, und das war höllisch schwer. Ich brauchte eine Weile, mich hineinzufinden. Als ich es raus hatte, rief er: „Du hast es, du bist ein Kerl, der nicht aufgibt.“ Das war für mich wie ein Ritterschlag – ohne den hätte ich Ray Charles niemals spielen können.

**SPIEGEL:** Für Ihre Rolle in „Ray“ gelten Sie in Hollywood als Oscar-Favorit. Wie lange hat es gedauert, bis Sie die Mimik und Körpersprache von Ray Charles so beherrschten?

**Foxx:** Sicher ein Jahr. Ich wollte mehr sein als nur ein Ray-Charles-Imitator, ihn in all seinen Nuancen zeigen: wie er gegangen ist, wie er ein Messer gewetzt hat oder

zum Telefon gegriffen hat. Ich habe zahllose Stunden vor dem Spiegel gestanden und geübt. In diesem Fall war es besonders schwer, denn jeder kennt Ray Charles. Da darf man nicht danebenliegen.

**SPIEGEL:** Wie viel Zeit haben Sie mit Ray Charles selbst verbracht?

**Foxx:** Nur wenige Tage. Er war schon nicht mehr ganz fit. Wenn ich mir Eigenheiten von ihm abgeschaut hätte, dann hätte ich den 73-jährigen Ray Charles eingefangen. Aber ich brauchte den 18-jährigen. Darum habe ich mir lieber alte Film-



Entertainer Foxx, Serena Williams: „Du hast es“

dokumente von ihm angeschaut und mit Leuten gesprochen, die ihn schon als jungen Mann kannten.

**SPIEGEL:** Sie haben ihn also aus Bruchstücken zusammengesetzt?

**Foxx:** Ja, wie ein Archäologe. Quincy Jones hat mir ein Tonband gegeben. Da hört man zum Beispiel eine Interviewerin sagen: „Ray, lassen Sie uns über Drogen sprechen.“ Und Ray Charles, ein notorischer Heroin-Junkie, fängt mit hoher Stimme an zu stammeln und auszuweichen. Das haben wir im Film benutzt. Da windet er sich jedes Mal, wenn er von einer Frau zur Rede gestellt wird, wenn

Vorwürfe auf ihn niederprasseln oder er Verantwortung für etwas übernehmen soll. Ich habe solche Fundstücke benutzt wie DNS, um jeden Aspekt seines Lebens zu rekonstruieren.

**SPIEGEL:** War Ray Charles bereit, mit Ihnen offen über sich zu reden?

**Foxx:** Nur wenn ich ihn direkt mit Fakten konfrontieren konnte. Aber dann war es oft leicht, mehr zu erfahren, und er hat erzählt, welche Gerüchte über ihn stimmten und welche nicht. Doch wenn ich zum Beispiel fragte: „Ray, hast du viele Frauen?“, erwiderte er: „Ach, nein.“

**SPIEGEL:** Immerhin soll er zwölf Kinder von sieben verschiedenen Frauen gehabt haben.

**Foxx:** Er war eben ein ganz besonderer Mann, einen wie ihn sieht die Welt nicht wieder. Allein seine Beziehung zu seiner Frau Della Be Robinson wäre einen Spielfilm wert. Sie war sehr stark und blieb bei ihm, obwohl sie von all den anderen Frauen wusste. In vielem war Ray Charles sehr extrem – so hell sein Yin leuchtete, so dunkel war sein Yang. Aber dafür war er ein musikalisches Genie: Er hat die Musik verändert.

**SPIEGEL:** Entdeckten Sie Eigenschaften an ihm, die Ihnen zuwider waren?

**Foxx:** Ich habe alles an ihm gemocht oder Verständnis dafür gefunden. Das gilt auch für seine Heroinsucht. Zu seiner Zeit galten Drogen als Mittel der Inspiration. Einige Musiker haben damals zu Heroin gegriffen, um dann spielen zu können – zum Beispiel Charlie Parker. Was mich wirklich beeindruckt hat, war die Entschlossenheit, mit der Ray Charles nach fast zwanzig Jahren gegen die Sucht angekämpft hat. Er hat sie besiegt, was nur wenigen aus seiner Generation gelungen ist.

**SPIEGEL:** Neben solchen Tugenden wie Rays Tapferkeit und Härte mit sich selbst zeigt der Film auch Schwächen wie seine Egomane oder die Fixierung auf Geld.

**Foxx:** Er ist in großer Armut aufgewachsen. Ich bin selbst Musiker und verstehe deshalb, warum er manchmal hart sein konnte. Denn außer bei der Mafia gibt es nirgendwo so viele Halsabschneider wie im Musikgeschäft. Er wusste, dass er seiner Kunst nur dann treu bleiben könnte, wenn er stets über genügend Geld ver-

ROBERT GALBRAITH / REUTERS



Schauspieler Foxx, Mitspielerinnen in „Ray“\*: „Er hätte sein Geld jederzeit eingetauscht gegen einen großartigen Song oder eine tolle Frau“

fügte. Wirklich besessen war er nur von der Musik. Das Geld hätte er jederzeit eingetauscht für einen großartigen Song oder für eine Frau, die singen kann.

**SPIEGEL:** Anders als im Film, wo sich Ray Charles für das Ende der Rassentrennung in den USA einsetzt, hat der echte Ray Charles als einer von wenigen schwarzen Künstlern zu Apartheid-Zeiten in Südafrika gespielt; auch bei Ronald Reagans Amtseinführung hat er gesungen.

**Foxx:** Ja, er war kein Aktivist. Das bringen die Leute oft durcheinander. Nur weil jemand Sänger ist oder Schauspieler, bedeutet das nicht, dass er immerzu die Welt retten will. Aber unterschätzen Sie Ray Charles nicht. Er ging in die Höhle des Löwen: nach Südafrika oder zu den Republikanern. Und er hat dort sicher vielen Leuten die Augen geöffnet. Rassenkonflikte sind widerlich. Doch Ray Charles lachte oft darüber und spielte Musik für jeden, der sie hören wollte.

**SPIEGEL:** Hat ihm seine Blindheit Ihrer Meinung nach in gewisser Weise auch größere Freiheiten verschafft?

**Foxx:** Ich glaube, er hat Dinge gefühlt, die wir leicht übersehen. Blind zu sein hat ihm geholfen, sich stärker auf die Musik zu konzentrieren. Bei den Dreharbeiten habe ich gelernt, wie hart es ist, nicht sehen zu können. 6 Wochen lang trug ich 14 Stunden am Tag Kontaktlinsen, die mich vollkommen blind machten. Es ist ungeheuerlich, wie Ray Charles seine Situation gemeistert hat. Er konnte Brailleschrift lesen, aber er hat sich stets geweigert, einen Blindenhund oder einen Stock zu benutzen. Trotzdem fand er immer seinen Weg.

INTERVIEW: MARCO EVERS

folgreicher: Der von Tom Cruise gespielte Bürgerkriegsveteran in „The Last Samurai“ wanderte – von seinem eigenen Land desillusioniert – nach Japan aus, tauschte den Revolver gegen das Schwert und passte sich der fremden Kultur an. Über 450 Millionen Dollar hat das Werk eingespielt, drei Viertel davon außerhalb Nordamerikas.

„Die amerikanische Filmlandschaft gleicht heute einer heruntergewirtschafteten Stadt, die von lukrativen Märkten umgeben ist wie von blühenden Vororten, aber im Kern leer und ausgebrannt ist“, schreibt der Hollywood-Kritiker Kipen im „Atlantic Monthly“. Die Traumfabrik verdiene inzwischen mehr Geld damit, „Schrott in die Welt zu verkaufen als erstklassige Ware im eigenen Land“.

Zum Trost für alle Bedenkenträger kommt nun eine ganze Reihe von Hollywood-Filmen in die Kinos, die sich amerikanischen Helden widmen.

Martin Scorsese beschwört in seinem Drei-Stunden-Epos „Aviator“ (deutscher Start: 20. Januar) das schillernde Leben des Multimillionärs Howard Hughes, eines mythischen Exzentrikers des 20. Jahrhunderts, der sich mit großer Leidenschaft der Konstruktion von Flugzeugen, dem Filmgeschäft und dem Design der Büstenhalter von Jane Russell widmete. Leonardo DiCaprio spielt den legendären, 1976 im Alter von 70 Jahren verstorbenen Tycoon, zu dessen Imperium zeitweise unter anderem die Fluggesellschaft TWA und das Filmstudio RKO gehörten.

„Aviator“ durchmisst im Eilschritt die Jahrzehnte und klammert weltgeschichtliche Ereignisse wie den Zweiten Weltkrieg dabei fast komplett aus. Der Regisseur Scor-

sese feiert in glamourösen Bildern den typisch amerikanischen, manchmal an Wahngrenzenden Unternehmertegeist seines Helden, der mit der ersten transkontinentalen Fluglinie die Welt erobern wollte.

Der Film, in dem Cate Blanchett, Gwen Stefani und Jude Law die Hollywood-Größen Katharine Hepburn, Jean Harlow und Errol Flynn verkörpern, träumt sich in die Glanzzeit des US-amerikanischen Kinos zurück: In den dreißiger und vierziger Jahren regierten Hollywoods Produzenten noch mit unumschränkter Macht und in verschwenderischem Luxus.

Auch andere aktuelle Renommierprojekte aus Hollywood beschwören die Identität und die kulturellen Errungenschaften der amerikanischen Nation:

- ▶ Ähnlich wie „Ray“ feiert auch Irwin Winklers „De-Lovely“ (deutscher Start: 20. Januar) ein amerikanisches Musikgenie. Kevin Kline spielt in Irwin Winklers musikbeschwingtem Film den Komponisten und Songschreiber Cole Porter.
- ▶ Gleich zwei Filme, „Capote“ und „Every Word Is True“, in denen unter anderem Philip Seymour Hoffman, Sandra Bullock und Gwyneth Paltrow mitspielen, wollen dem Literatur- und Gesellschaftslöwen Truman Capote („Ich bin schwul. Ich bin süchtig. Ich bin ein Genie“) Leinwandgemäler setzen.
- ▶ Um Sex in jeder Spielart und nahezu nichts anderes geht es in Bill Condons „Kinsey“, einem Porträt des großen amerikanischen Aufklärers Alfred Kinsey, in dem Liam Neeson den Titelhelden verkörpert: Der Film erzählt vom Skandal, den die Forschungen Kinseys in Amerikas puritanischer Gesellschaft der späten vierziger Jahre verursachten,

\* Renee Wilson, Regina King, Kimberly Ardison.

von einer lebenslangen Obsession und deren bizarren Begleiterscheinungen, etwa von einigermaßen wilden Ausschweifungen unter Kinseys Mitarbeitern. „Kinsey“ startet am 3. März in Deutschland.

Natürlich würden all jene konservativen Kräfte in den USA, die im traditionell liberalen und weltoffenen Hollywood ohnehin einen Hort der Vaterlandsverräter sehen, lieber noch strahlendere Highlights der eigenen Historie und am allerliebsten die politischen Führer der Nation auf der Leinwand bewundern – doch die reale Kriegspolitik George W. Bushs hat in weiten Teilen der Welt den Widerwillen des Kinopublikums wachsen lassen, sich mit heldenhaft verklärten Amerikanern zu identifizieren.

Wenn sich US-Regisseure Figuren aus der politischen Geschichte als Filmstoff vornehmen, dann sind es deshalb derzeit eher europäische Helden: So will die Regisseurin Sofia Coppola („Lost in Translation“) bald in Frankreich einen Film über Marie-Antoinette in Angriff nehmen, auch über Napoleon Bonaparte sind gleich mehrere Hollywood-Produktionen in Vorbereitung.

Doch verdankte sich die Stärke des amerikanischen Kinos nicht stets seinem ungebrochenen Selbstbewusstsein? Eben der Zuversicht, immer wieder vom eigenen Leben und den nationalen Werten und Tugenden erzählen zu können und dafür auch weltweit auf Interesse zu stoßen? Immerhin gibt es ein paar für Hollywood arbeitende Regisseure, die in der derzeitigen Verunsicherung einen Aufbruch zu neuer Vielfalt erblicken.



Darsteller Cruise in „The Last Samurai“: Global orientierter Revolverheld

„Heute ist ein Kassenerfolg in den USA überhaupt keine Garantie mehr für einen Erfolg im Rest der Welt – und das finde ich großartig“, sagt beispielsweise der Brite Paul Greengrass, der zuletzt den US-Thriller „Die Bourne Verschwörung“ inszenierte, mit Einnahmen von bislang knapp 300 Millionen Dollar für viele Fachleute ein Überraschungshit des abgelaufenen Kinojahres. „Wenn sich die tektonischen Platten des Weltkinos ver-

schieben, können ungewöhnliche Filme entstehen“, sagt Greengrass, „weil die eingetretenen Pfade unbenutzbar werden. Wir befinden uns in einer ähnlichen Umbruchphase wie Ende der sechziger Jahre, als sich Hollywood von Grund auf verändert hat und auf einmal Regisseure, die aus der Gegenkultur kamen, das Ruder ergriffen.“

Oft kommen sie nicht nur aus der Gegenkultur, sondern – wie Greengrass – aus anderen Ländern und Kulturen. Noch nie in seiner Geschichte hat Hollywood so vielen jungen Regisseuren aus anderen Ländern, die zum Teil erst ein oder zwei Filme gedreht hatten, eine Chance gegeben:

- ▶ So führt der junge deutsche Regisseur Robert Schwentke, dem mit dem Thriller „Tattoo“ ein Achtungserfolg gelang, gerade bei einer großen Hollywood-Produktion Regie, dem Jodie-Foster-Thriller „Flightplan“.
- ▶ Die indischstämmige Regisseurin Gurinder Chadha, 44, bekannt geworden durch den britischen Film „Kick It Like Beckham“, hat unter Federführung des US-Studios Miramax gerade das Musical „Bride and Prejudice“ gedreht und soll demnächst eine Kinoadaption der legendären US-Fernsehserie „Bezaubernde Jeannie“ drehen.
- ▶ Der erfolgreichste Horrorfilm des Jahres 2004 war „The Grudge“, das US-Debüt des japanischen Regisseurs Takashi Shimizu.

Die amerikanischen Finanziere gestatten ihm sogar, diese Neufassung seines Werkes „Ju-on“ am Schauplatz des Originals spielen zu lassen: in Tokio. Noch vor wenigen Jahren bestanden die Studios



„Die Bourne Verschwörung“-Stars Matt Damon, Franka Potente: Auswärtige Affären

grundsätzlich darauf, dass US-Remakes auch in den Staaten spielen sollten.

Doch nun ist der Schauplatz USA offenbar nicht mehr so gefragt. Viele von Hollywoods erfolgreichsten Filmen des vergangenen Jahres schicken ihre Helden auf weite Reisen und verwickeln sie in auswärtige Affären – sei es in Europa („Die Bourne Verschwörung“, „Ocean’s Twelve“) oder in Asien („Lost in Translation“). Von allen Städten der Welt erfreut sich derzeit mal wieder Paris der besonderen Liebe filmender US-Amerikaner: Dort wurden in den vergangenen Jahren etliche amerikanische Kinoproduktionen gedreht.

„Die Zuschauer sind es leid, immer die gleichen Straßen in New York oder Los Angeles auf der Leinwand zu sehen“, glaubt Frank Marshall, einer der Produzenten von „Die Bourne Verschwörung“. „Amerikaner sind von Europa fasziniert. Und weil sie bedauerlicherweise selbst so wenig reisen, seit dem 11. September noch weniger als ohnehin schon, gehen sie ins Kino, um zu erfahren, wie es dort aussieht.“

Möglicherweise hat das derart globalisierte Hollywood-Kino auch Anteil daran, dass amerikanische Zuschauer sich stärker als früher für andere Filmkulturen interessieren: Noch nie liefen fremdsprachige Filme, die in den USA grundsätzlich in Originalfassungen gezeigt und nicht synchronisiert werden, so erfolgreich wie im vergangenen Jahr – Zhang Yimou untertitelter Kampfkunstfilm „Hero“ schaffte am Startwochenende sogar den Sprung auf Platz eins der US-amerikanischen Kinohitlisten.

Am gesamten Einspielergebnis haben die fremdsprachigen Filme allerdings nach wie vor nur einen geringen Anteil – und den hat auch Mel Gibsons umstrittene, sagenhaft erfolgreiche Jesus-Schlachtorgie „Die Passion Christi“ hochgetrieben: Die Zuschauer mussten von Anfang bis Ende Dialoge in aramäischer und lateinischer Sprache hören und dazu die Übersetzungen lesen.

Trotzdem gibt es wohl tatsächlich einen neuen Respekt vor fremden Kulturen im amerikanischen Filmgeschäft – und der nimmt manchmal auch ulkige Züge an: „Auf einem globalen Markt wird es immer schwieriger, für unsere Filme Bösewichter zu finden“, sagt Paramount-Chefin Sherry Lansing: Man fürchte sich davor, es sich mit den Zuschauern im Herkunftsland des Schurken zu verderben.

Deshalb kämpfen in dem Marionetten-Film „Team America“, den Lansing zuletzt ins Kino brachte (er ist vergangene Woche in Deutschland angelaufen), die Superhelden gegen den steingesichtigen nordkoreanischen Landesvater Kim Jong Il. Im Land des finsternen Diktators werden US-Kinoproduktionen nicht gezeigt.

LARS-OLAV BEIER, WOLFGANG HÖBEL



Elendsviertel in Nigerias Hafenstadt Lagos (1984): Rilkes Briefe zwischen Müllhaufen

LITERATUR

## Der Elvis von Maroko

Der in den USA lebende Nigerianer Chris Abani erzählt in seinem Roman „GraceLand“ grausam und vital vom Erwachsenwerden im Slum von Lagos.

Was für ein schöner Name: „Das Venedig Afrikas“ wird Lagos genannt, aber das ist auch fast das Einzige, was schön ist an dieser Megalopolis. Klar, es gibt gepflegte Villen- und Botschaftsviertel und Strände für reiche Ausländer. Aber die meisten der 13 Millionen Einwohner leben in Slums aus Wellblechhütten oder Holzhäusern, die mit staksigen Beinen im Sumpf stehen. Hier geht niemand über elegant gebogene venezianische Steinbrücken, hier bestehen die Bürgersteige aus schmalen Holzplanen, die über Bäche, Rinnsale, Schlamm-lachen gelegt sind.

Und es stinkt nach „Müllhaufen, ungespülten Toiletten und schalen Leibern“ – so jedenfalls nimmt Elvis Oke es an diesem Morgen wahr. Es ist sein 16. Geburtstag, „und wie all die anderen zuvor würde auch dieser ohne Feier vorübergehen“. Nicht nur das: Sein ewig betrunken Vater Sunday klopft um sechs Uhr an die Tür und verlangt, dass Elvis sich endlich irgendeinen Job sucht. Doch der hat ganz andere Ziele: Er will ein berühmter Tänzer und Elvis-Presley-Imitator werden.

„GraceLand“ heißt der eindrucksvolle, mal traurig-komische, mal äußerst brutale

le Roman des in den USA lebenden Nigerianers Chris Abani, 37\*. Abwechselnd schildert er Elvis Okes wenig beschauliche Kindheit in der Provinz und seine noch rauere Jugend im Slum Maroko (der auch Makoko genannt wird). Die „New York Times“ nannte das Buch „brillant“, die „Washington Post“ fand es „energiegeladene und bewegend“.

In dem Dorf Afikpo, mehr als tausend Kilometer von Lagos entfernt, wohnt der kleine Elvis. Es ist das Jahr 1972, und er lebt in einer Welt, in der afrikanische Tradition und westliche Kultur sich konfliktlos vermengen. So wird der Fünfjährige beim Igbo-Ritual zum Mann, indem er scheinbar ein Küken tötet (das stellvertretend für einen Adler erhalten muss), während in der Küche die Musik von Elvis Presley gespielt wird. Welt und Familie scheinen intakt: Elvis' Vater Sunday Oke hat eine Festanstellung bei der Schulbehörde, seine Mutter ist Lehrerin.

Das aber ist nur die Oberfläche: In Wahrheit geht es grausam zu. Elvis' Onkel vergewaltigt seine minderjährige Tochter und später auch Elvis, ein Cousin wird von der eigenen Familie ermordet. Dann stirbt auch noch Elvis' Mutter an Brustkrebs.

Doch plötzlich, als für kurze Zeit eine Zivilregierung an der Macht ist und freie Wahlen ausgerufen werden, scheint der

Familie Oke die Welt offen zu stehen. Sunday, ermutigt von Freunden und Dorfbewohnern, kündigt seinen sicheren Behördenjob und kandidiert für ein Parlamentsamt. Nur leider verliert er die Wahl gegen seinen Konkurrenten, der sich mehr Stimmen kaufen konnte. Dass sich wenig später die Militärs an die Macht putzen, tröstet Sunday wenig. Gedemütigt verlässt er 1981



SALLY HUBBARD

**Autor Abani**  
Im Gefängnis gefoltert

\* Chris Abani: „GraceLand“. Aus dem Englischen von Thomas Brückner. Verlag C.H. Beck, München; 456 Seiten; 24,90 Euro.



REX FEATURES / FOTEX

**Teenageridol Elvis**  
*Inbegriff von Reichtum und Freiheit*

mit seiner Familie das Dorf und zieht nach Lagos in einen Slum.

Auch für Elvis bedeutet der Umzug den sozialen Abstieg. Der Vater hat keine Arbeit, er selbst ist für seine Mitschüler der Provinzler, weshalb er bald gar nicht mehr zur Schule geht, obwohl er gern Rilkes „Briefe an einen jungen Dichter“ und Dostojewskis „Schuld und Sühne“ liest. Stattdessen verdient er sich Geld damit, amerikanischen Touristen am Strand als weißgeschminkter Elvis-Imitator und Tänzer zu unterhalten. Sein einziger Freund ist ein Kleinkrimineller namens Redemption (zu Deutsch: Erlösung), mit dem er sich US-Actionfilme im Kino ansieht. Und Redemption verschafft ihm Jobs: harmlose als Eintänzer, gefährliche als Kokainverpacker für korrupte Militärs. Zur Ironie der Geschichte gehört, dass Redemption Elvis erst in Lebensgefahr bringt – und ihn dann am Ende tatsächlich erlöst.

Wie eine Reportage aus einem finsternen Land liest sich Abanis Buch: Von der Lynchjustiz bis zu Folter und Mord kommt so ungefähr jede denkbare Grausamkeit in „GraceLand“ vor.

Abani selbst wurde in Nigeria mehrmals inhaftiert und gefoltert, weil er unliebsame Bücher geschrieben hat. Erst 1991 konnte er aus einem Straflager entkommen und nach London fliehen. Auch dort fühlte er sich nicht mehr sicher, als sein nigerianischer Wohnungsnachbar ermordet wurde – Abani vermutet bis heute, in Wahrheit sei er das Ziel des Attentats gewesen.

Es ist Elvis' Vitalität, die „GraceLand“ trotz drastisch geschilderter Gewaltszenen zu einem optimistischen Buch machen. Zwischen die einzelnen Kapitel hat Abani seltsam klingende Kochrezepte aus seiner Heimat gefügt, von der „Schwarzaugenbohnenuppe“ bis zum „Moi-Moi“ – wie um zu illustrieren, was sein Buch ohnehin beweist: dass das Leben im Elend von Nigeria bei aller Härte auch ein sinnliches Vergnügen ist.

MARIANNE WELLERSHOFF

# Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: [www.spiegel.de/bestseller](http://www.spiegel.de/bestseller)

## Belletristik

- 1 (1) **Dan Brown** Sakrileg  
Lübbe; 19,90 Euro

---

  - 2 (2) **Frank Schätzing** Der Schwarm  
Kiepenheuer & Witsch; 24,90 Euro

---

  - 3 (3) **François Lelord** Hectors Reise  
Piper; 16,90 Euro

---

  - 4 (5) **Umberto Eco** Die geheimnisvolle Flamme der Königin Loana  
Hanser; 25,90 Euro

---

  - 5 (4) **Elizabeth George** Wer die Wahrheit sucht Blanvalet; 24,90 Euro

---

  - 6 (7) **Ildikó von Kürthy** Blaue Wunder  
Wunderlich; 17,90 Euro

---

  - 7 (6) **Sven Regener** Neue Vahr Süd  
Eichborn Berlin; 24,90 Euro

---

  - 8 (8) **Walter Moers** Die Stadt der Träumenden Bücher Piper; 24,90 Euro

---

  - 9 (10) **Rafik Schami** Die dunkle Seite der Liebe Hanser; 24,90 Euro

---

  - 10 (19) **Paulo Coelho** Der Alchimist  
Diogenes; 17,90 Euro

---

  - 11 (9) **Gabriel García Márquez** Erinnerung an meine traurigen Huren Kiepenheuer & Witsch; 16,90 Euro

---

  - 12 (14) **Nicholas Sparks** Ein Tag wie ein Leben Heyne; 19 Euro

---

  - 13 (15) **Val McDermid** Echo einer Winternacht Droemer; 19,90 Euro

---

  - 14 (11) **Eric-Emmanuel Schmitt** Das Kind von Noah Ammann; 16,90 Euro

---

  - 15 (12) **Stephen King** Der Turm  
Heyne; 26 Euro

---

  - 16 (18) **Dieter Hildebrandt** Ausgebucht  
Blessing; 19 Euro

---

  - 17 (17) **Kathy Reichs** Totenmontag  
Blessing; 20 Euro
- Nach dem Fund dreier Mädchenleichen im Keller einer Pizzabude nähert sich Kriminologin Brennan dem Mörder – er sich ihr aber auch.**
- 18 (13) **Amos Oz** Eine Geschichte von Liebe und Finsternis  
Suhrkamp; 26,80 Euro

---

  - 19 (→) **Audrey Niffenegger** Die Frau des Zeitreisenden S. Fischer; 19,90 Euro

---

  - 20 (→) **Cecelia Ahern** P.S. Ich liebe Dich  
W. Krüger; 16,90 Euro

## Sachbücher

- 1 (2) **Ben Schott** Schotts Sammelsurium  
Bloomsbury Berlin; 16 Euro

---

  - 2 (1) **Helmut Schmidt** Die Mächte der Zukunft Siedler; 19,90 Euro

---

  - 3 (4) **Chris Heath/Robbie Williams** Feel: Robbie Williams  
Rowohlt; 22,90 Euro

---

  - 4 (3) **Dietrich Grönemeyer** Mein Rückenbuch  
Zabert Sandmann; 19,95 Euro

---

  - 5 (5) **Senait Mehari** Feuerherz  
Droemer; 16,90 Euro

---

  - 6 (6) **Klaus Bednarz** Am Ende der Welt  
Rowohlt Berlin; 19,90 Euro
- Reisereportage jenseits der Folklore: auf der Fährte der Ureinwohner Patagoniens und Feuerlands.**
- 7 (7) **Frank Schirrmacher** Das Methusalem-Komplott  
Blessing; 16 Euro

---

  - 8 (8) **Susanne Fröhlich** Moppel-Ich  
W. Krüger; 13,90 Euro

---

  - 9 (9) **Wibke Bruhns** Meines Vaters Land  
Econ; 22 Euro

---

  - 10 (10) **Friedrich Merz** Nur wer sich ändert, wird bestehen  
Herder; 19,90 Euro

---

  - 11 (12) **Peter Hahne** Schluss mit lustig  
Johannis; 9,95 Euro

---

  - 12 (11) **Henning Mankell** Ich sterbe, aber die Erinnerung lebt Zsolnay; 14,90 Euro

---

  - 13 (15) **Roger Willemssen** Gute Tage  
S. Fischer; 19,90 Euro

---

  - 14 (13) **Allan und Barbara Pease** Die kalte Schulter und der warme Händedruck Ullstein; 16,95 Euro

---

  - 15 (14) **Werner Tiki Küstenmacher/Lothar J. Seiwert** Simplify your life Campus; 19,90 Euro

---

  - 16 (17) **Sigrid Damm** Das Leben des Friedrich Schiller Insel; 24,90 Euro

---

  - 17 (16) **Hans-Olaf Henkel** Die Kraft des Neubeginns Droemer; 22,90 Euro

---

  - 18 (19) **Michael Moore** Fahrenheit 9/11  
Piper; 14,90 Euro

---

  - 19 (18) **Bill Clinton** Mein Leben  
Econ; 28 Euro

---

  - 20 (→) **Thomas Quasthoff** Die Stimme  
Ullstein; 24 Euro

SCHRIFTSTELLER

# Foto von Floppy

Immer mehr deutsche Autoren nutzen das Internet für Eigenwerbung: Doch mit der Phantasie ausländischer Kollegen können sie nicht konkurrieren.

Der Umgangston ist locker, aber engagiert: „Will jemand über seine schönsten Kurzgeschichten mitdiskutieren?“, fragt eine Leserin im Online-Forum. „Danke für die Neuheiten aus deinem Urlaub, TCB!“, lobt ein anderer. Der so Angeredete ist der Eigentümer dieser Internet-Seite: der amerikanische Schriftsteller T. C. Boyle, 56 („Drop City“). Obwohl ein Star seiner Zunft, gibt er seinen Fans im Netz zumindest ein Gefühl von Nähe – mit einem Tagebuch, Essays, Auszügen aus Werken und sogar ein paar Musikdateien seiner Lieblingslieder.

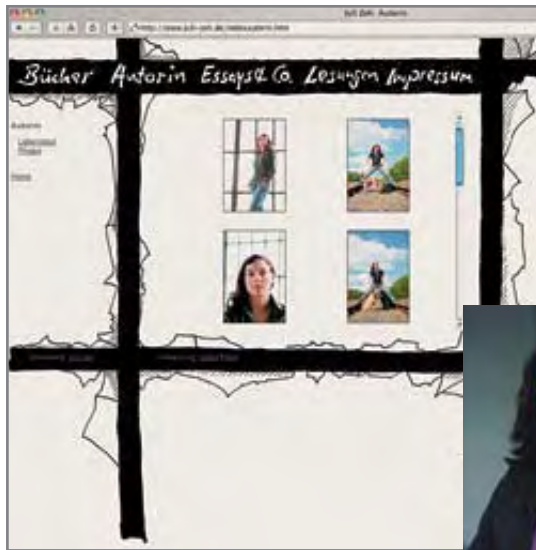
Professionelles Selbstmarketing im Netz, wie Boyle es betreibt, ist bei seinen deutschen Kollegen eher die Ausnahme. Zwar zählte das Fachmagazin „Buchreport“ über 200 Internet-Seiten deutschsprachiger Autoren. Nur sind die meisten dieser Seiten simpel oder schlecht gemacht.

Die meisten Autorensiten, wie etwa der Auftritt der Schriftstellerin Juli Zeh ([www.juli-zeh.de](http://www.juli-zeh.de)), seien zwar ambitioniert, aber nicht Web-gerecht, sagt der Multimedia-Fachmann Andreas Henke, 35. Zusammen mit Boris Lakowski, 28, von der Agentur Scholz + Volkmer für interaktive Medien hat er sich durch viele Autorensiten geklickt. „Viele Schriftsteller bilden ab, was im Offline-Bereich passiert“, so Henke. „Sie vergessen aber, dass man ellenlange Texte am Bildschirm nur schlecht lesen kann.“

Sogar bei Elfriede Jelinek sucht der Internet-Nutzer vergebens nach einem Link zur Druckversion, mit der sich die virtuelle Bleiwüste wenigstens in Papierform verdauen lässt. Dass sich die scheue Literaturnobelpreisträgerin auf einer Homepage der Öffentlichkeit präsentiert, ist nur scheinbar ein Widerspruch. Schon der Titel „Elfriedes Fotoalbum“ ist reine Ablenkungsstrategie: Das Privateste, was sich in ihrem eher lieblos dekorierten Schau-

fenster findet, ist ein Foto ihres Ex-Hundes Floppy.

In einer Aufmachung, die den Namen Design verdient, präsentiert sich dagegen der Autor Matthias Politycki, 49. „Diesen umfassenden Überblick gibt es heute nirgends mehr sonst“, sagt Politycki. Wer Kontakt zu dem Vielreisenden aufnehmen will, geht über die Homepage: „Am greifbarsten ist doch inzwischen das Virtuelle.“ Allerdings hat Politycki seinen „digitalen Grabstein“, wie er die Internet-Seite ironisch nennt, auch sehr ernst genommen und dafür die Arbeit an seinem neuen Roman für zwei Monate unterbrochen: „Man muss seine Homepage wie ein eigenes Werk betrachten und auch so lieben“ – oder wenigstens so viel gute Laune verbreiten wie Max Goldt, 46. Der Kolumnist („Wenn man einen weißen Anzug anhat“) zeigt im Netz ([www.katzundgoldt.de](http://www.katzundgoldt.de)) amüsante Kurzfilme; in der Rubrik „Privates“ lockt ein „Busruckelsimulator auf dem Weg nach Sigulda/Lettland“.



Autorin Zeh, Website: *Hang zur Abbildung*



Autor Goldt, Netzauftritt: *Spaßige Filme*

Gerade diejenigen, die vor einigen Jahren als Pop-Generation bekannt wurden, nehmen am Internet nur noch halbherzig teil. Gemeinsame Online-Tagebücher deutscher Literatenzirkel, die noch vor wenigen Jahren zuhauf entstanden, sind nicht mehr am Netz und vergessen. So führte der Schriftsteller Christian Kracht, 38 („Faserland“), bis vor wenigen Monaten auf der eigenen Website ein Forum, in dem Freunde mit Anekdoten und Berichten aus aller Welt für virtuelles Leben sorgen sollten. Nachdem dort keiner mehr geschrieben hatte, wurde die Seite auf ein kleines Informations- und Werbeportal umgestellt.

Auch der Pop-Literat Benjamin von Stuckrad-Barre, 29, wirbt ausschließlich für Bücher und Leseabende; unter dem leeren Menüpunkt „Tagebuch“ vertröstet er auf später. Der Schriftsteller Joachim Lottmann, 48, präsentiert auf seiner sparsamen Internet-Seite einen Kurzfilm zum neuesten Buch. Allerdings ist diese gut versteckt – vom Titel des Buchs „Die Jugend von heute“ auf den der Website ([www.youngkraut.de](http://www.youngkraut.de)) zu schließen ist schon ein kleines Kunststück. Und Rainald Goetz, 50, einst einer der größten Web-Enthusiasten und Pionier all dessen, was jung wirkt, hat sich ganz aus dem Internet zurückgezogen: Seine Seite ist weiß und leer. Das könnte eine Aussage sein – oder schlechte Wartung.

Außerhalb des deutschsprachigen Raums sind gewitzte Schriftsteller-Websites oft eine Selbstverständlichkeit. Der brasilianische Groß-Kitschier Paulo Coelho zum Beispiel präsentiert sich in 16 Sprachen im Netz und bietet umfängliches Material zum Herunterladen an, bis hin zum russischen Volltext seines „Alchimisten“. Der US-Bestsellerautor Dan Brown bietet ein kleines Online-Spiel zu seinem Roman „Sakrileg“ an. Und der Horrorspezialist Stephen King, 57, verkaufte im Jahr 2000 sogar

die Erzählung „Riding the Bullet“ exklusiv im Internet. Das Experiment, einen ganzen Roman via Netz zu vertreiben, brach King jedoch ab, weil immer weniger Leser zahlen wollten.

Doch selbst aus Deutschland kommen manchmal Erfolgsmeldungen über Literaten im Internet. Im Dezember verkündeten die Universität Trier und die Kunststiftung Nordrhein-Westfalen, dass demnächst die größte und bisher aufwendigste deutsche Schriftsteller-Website ins Netz gehen werde. Zwei Jahre Arbeit habe das Projekt schon gekostet, es werde 26 500 Buchseiten mit Erläuterungen in einer übersichtlichen Hyperlink-Struktur präsentieren. Der so Geehrte starb allerdings schon vor 148 Jahren: Es ist der große Düsseldorf-Dichter Heinrich Heine. TINA HÜTTL, THOMAS LINDEMANN

FILM

# Schläfenlocken an Glatze

Regisseur Dani Levy schildert in seiner Komödie „Alles auf Zucker!“ jüdisches Familienleben in Deutschland – mit streckenweise furiosen Witz.

Sechs lange Filme hat Dani Levy, der von sich sagt, er sei „Skorpion, Schweizer und Jude“, bis jetzt gedreht, und immer war ihm „der letzte auch der wichtigste“. Beim siebten ist es nicht anders. „Nur diesmal“, behauptet Levy, „stimmt es wirklich.“

„Alles auf Zucker!“ ist eine jüdische Komödie oder eine Komödie über Juden, die Levy, 1957 in Basel geboren, schon lange machen wollen. Dazu sei es, sagt Levy, „die erste jüdische Komödie, seit ich weiß nicht mehr wann“, die in Deutschland mit deutschen Schauspielern gedreht wurde.

In den Kinos gab es jüdische Neurotiker wie Woody Allen, „The Producers“ von Mel Brooks und den „Zug des Lebens“ von Radu Mihaileanu, aber deutsche jüdische Komödien, die gab es nicht. „Hierzulande hatten Juden nur eine Rolle, die sie spielen durften“, sagt Levy, „die des Opfers. Mehr war ihnen nicht erlaubt.“

Nun darf gelacht werden, über Jaeckie Zucker (Henry Hübchen) und seinen Bruder Samuel (Udo Samel), über ihre Frauen Marlene und Golda, über ihre Kinder, die sich mehr lieben als unter nahen Verwandten üblich, und natürlich über den Plot: Jaeckie, ein (wie es im Film heißt) „gottloser Kommunist“ und Ex-DDR-Sportreporter, und sein orthodoxer Bruder Samuel, der in Frankfurt lebt, haben einander seit über 40 Jahren nicht gesehen und nicht gesprochen, auch nach dem Fall der Mauer nicht. Erst der Tod der Mutter bringt sie wieder zusammen.

Die hat verfügt, dass sie nach jüdischem Ritus begraben werden möchte – und dass sich ihre Söhne versöhnen müssen, wenn sie erben wollen. Jaeckie, ein Zocker, steckt nach eigener Auskunft „bis zum Hals in der Scheiße, aber die Aussicht ist gut“, er hat so viele Schulden, dass sein eigener Sohn ihn in Schuldhaft nehmen lassen will. Samuel hat sich bei Geschäften verspekuliert, auch er kann sich nicht leisten, den letzten Wunsch der Mamme zu ignorieren.

Bester Stoff für eine flotte Komödie also: Streitigkeiten in der Familie sind immer komisch, besonders aber in jüdischen Familien, wo man Zusammengehörigkeit regelrecht zelebriert – und zugleich panische Angst hat, sich vor der gojischen (nichtjüdischen) Umwelt zu blamieren.

Jaeckie, der sein Judentum aufgegeben und seinen Namen von Zuckermann auf Zucker verkürzt hat, kennt weniger Hemmungen und hat weniger zu verlieren als sein bürgerlicher Bruder Samuel. Er ist Buchhalter in einem „Club für einsame Herzen“, dem die Schließung droht, seine Frau (Hannelore Elsner) hat ihn rausgeschmissen und will sich scheiden lassen.

Samuel, dessen Beruf unklar bleibt, hat eine schwer übergewichtige Frau, einen Sohn, der ganz nah bei Gott lebt, und eine Tochter, die im 22. Semester Jura studiert, als Beruf „Prinzessin“ angibt und zum Zeitvertreib Prinzen sammelt.

Beim unvermeidlichen Clash of Civilizations zwischen den Zuckermans aus Frankfurt und den Zuckers aus Berlin heißt es: West gegen Ost, gläubig gegen weltlich, richtig arm gegen scheinbar wohlhabend.

Der Film fängt furios an, mit Henry Hübchen als verzweifelter Billardspieler und Hannelore Elsner als gefrusteter Ehefrau, die ihren Haushalt kosher macht und

einen Bart ankleben und einen schwarzen Hut aufsetzen, und schon sieht er aus, als käme er aus dem tiefsten Brooklyn. Und wenn er das Wort „Schmock“ ausspricht, klingt es so authentisch, wie eine echte jüdische Hühnersuppe fett ist.

Beim WDR, der den Film zusammen mit Arte und dem BR koproduziert hat, hatte man zwar Bedenken, ob Juden „quotentauglich“ (Levy) seien und ob es angehe, dass über sie gelacht werde – aber man fühlte sich von Paul Spiegel, dem Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, bestärkt. Der nämlich hatte sich von den Fernsehleuten gewünscht, „das jüdische Leben in Deutschland nicht immer nur aus historischen Blickwinkeln“ zu zeigen, sondern auch mal „unkonventionell und nicht 100 Prozent politisch korrekt“.

Das klingt wie der Zuruf eines Showmasters an sein Publikum: „Seid spontan! Habt Spaß!“ – und erklärt, warum die Vorbereitungen länger als üblich dauerten, obwohl der Film nur 1,5 Millionen Euro ge-



„Alles auf Zucker!“-Darsteller Hübchen, Mitspieler: Bruderzwist um Geld und Glauben

alles unternimmt, um „eine normale jüdische Familie zu sein“. Doch sobald die Rollen verteilt und die Fallen aufgestellt sind, verlieren die Pointen an Biss. Jaeckie, der Zocker, bekommt zu oft Herzkrämpfe, Samuel, der Gottesfürchtige, jiddelt zu viel.

Aber vielleicht muss das bei Ethno-Komödien so sein: Die Türken in „Gegen die Wand“ waren sehr türkisch, die Juden in „Alles auf Zucker!“ sind sehr jüdisch – das hat nichts mit Übertreibung, sondern mit notwendiger Typisierung zu tun. So zeigt der Film auch, wie einfach es ist, ein Jude zu werden. Man muss Udo Samel nur

kosten hat und in 24 Tagen gedreht wurde. „Wenn man wenig Zeit und wenig Geld hat, wird man erfinderisch“, sagt Levy. Trotz der Auflagen des WDR und der Absegnung durch Paul Spiegel hat er eine schöne Komödie gedreht, die politisch nicht ganz so unkorrekt ist, wie sie sein möchte, aber etliche Schläfenlocken an Glatzen dreht – und somit unterhaltsamer ist als viele deutsche Filme, die unter dem Etikett „Komödie“ vermarktet werden. Man lacht nicht über Juden, sondern mit ihnen. Das ist schon mal ein Schritt in die richtige Richtung.

HENRYK M. BRODER



Bargheer-Aquarell „Zimmer in Marokko“ (1961): Eindringliche Farbigkeit

AUSSTELLUNGEN

## Magier im Zwischenreich

Der Maler Eduard Bargheer wurde zu Lebzeiten gefeiert und geriet dann schnöde in Vergessenheit. Nun zeigt eine Wuppertaler Schau seine Aquarelle.

Dem jungen Mann fehlte es keineswegs an Selbstbewusstsein. Als der Lehrersohn aus Hamburg-Finkenwerder, der seine Leidenschaft fürs Malen hauptsächlich autodidaktisch befriedigte, sich schließlich doch entschloss, bei einem Lehrer Rat zu holen, ließ er Selbstzweifel gar nicht erst aufkommen. Den umständlich sich über die Fähigkeiten des Jüng-



Künstler Bargheer (1951)  
„Mit dem Öl per Sie“



Bargheers „Nächtliches Feuerwerk“ (1952)  
Von der Kunstkritik bemäkelt

lings auslassenden Pädagogen unterbrach der 23-Jährige barsch: „Ich habe Sie nicht nach Ihrer Meinung gefragt, ob ich die Befähigung habe, Maler zu werden – darüber bin ich mir im Klaren –, sondern, ob Sie bereit sind, mir unentgeltlich Korrektur zu geben.“

Aus dem Jungspund mit der kessen Lippe wurde einer der bekanntesten deutschen Künstler seiner Zeit. Viele Museen kauften Werke von Eduard Bargheer (1901 bis 1979), Sammler schätzten seine farbtintensiven Arbeiten. Seine Werke waren auf der Biennale in Venedig zu sehen und auf der Kasseler Documenta – Bargheer war begehrt.

Doch schon Ende der sechziger Jahre begannen die Kunstkritiker immer lauter zu mäkeln. Besonders Bargheers Arbeiten aus Italien empfanden sie als bloß dekorativ – ein Todesurteil für einen Künstler.

Seit ein paar Jahren jedoch wird der Künstler wiederentdeckt und rehabilitiert; neben seinem malerischen Werk vor allem die Aquarellistik, seine Paradedisziplin. „Das Aquarell habe ich immer geduzt, zum Öl habe ich immer Sie gesagt“, formulierte der Künstler selbst. Weit über tausend dieser Arbeiten mit Wasserfarben auf Papier hat er hinterlassen.

Nun zeigt das Wuppertaler Von der Heydt-Museum vom 16. Januar bis 27. Februar 142 Aquarelle aus dem gewaltigen Werk, die Bargheers Entwicklung belegen und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen sollen – als einem eigenständigen Künstler mit klarer Handschrift und unverwechselbarem Profil. So sagt die Wuppertaler Kuratorin Antje Birtthälmer: „Bargheer ist einer der vitalsten Künstler seiner Generation. Die Intensität seiner Arbeiten wirkt auf heutige Betrachter oft sehr stark und überraschend.“

Bargheer gehört zu jener verlorenen Generation von Künstlern, die um die Wende zum 20. Jahrhundert geboren wurden und zu jung waren (jünger als etwa Monet, Picasso oder Braque), um am ersten, revolutionären Aufbruch in die Moderne Ende des 19. Jahrhunderts teilzunehmen: Impressionismus, Expressionismus, Kubismus – all das wurde ohne sie erfunden.

Und für die Reise in die Abstraktion und alles, was danach an Informel, Konzept, Pop und Op kam, waren sie wiederum zu alt.

Der Hamburger war einer der herausragenden deutschen Künstler dieser Zwischenzeit. Quasi notgedrungen begann er als Spätexpressionist und landete am Ende seiner Entwicklung in einem diffusen Zwischenreich aus fast aufgegebener Gegenständlichkeit und nicht ganz gewollter Abstraktion. Er wollte nur das malen, so bekannte er ganz traditionell, was er sah.

Die melancholische, manchmal monochrom verhangene Landschaft seiner Heimat an der trägen Elbe in Finkenwerder, wo damals Fischer wohnten und heute Hamburg mit der Airbus-Industrie Hightech demonstriert, gab die ersten Motive ab.

Der Künstler schloss sich 1927 der Gruppe Hamburgische Sezession an, die sich dem Expressionismus verpflichtet fühlte.

Als die Nazis 1933 die Jahresausstellung der Malervereinigung verboten und noch verlangten, die jüdischen Mitglieder auszuschließen, reagierte die Sezession mit Selbstauflösung.

Bargheers Werke wurden in der Nazi-Zeit düsterer und pessimistischer. Er reiste viel, immer wieder nach Italien, und nahm sich 1937 eine erste Wohnung auf Ischia, das er bis zu seinem Tod als zweite Heimat empfand.

Um dem regulären Militärdienst zu entgehen, heuerte Bargheer von 1942 bis 1944 als Dolmetscher bei der deutschen Kriegsmarine im italienischen La Spezia an.

Nach dem Krieg wurden seine Werke immer kubischer, Formen und Farben dominierten. Das flirrend-helle Licht des Südens verhalf Bargheer zu Kompositionen von eindringlicher Farbigkeit. Die Arbeiten wirkten auf viele Zeitgenossen unbedingt modern und zugleich heiter-gefällig.

Im Abstand der Jahrzehnte zeigt sich in der Wuppertaler Schau nun, dass Bargheers Bilder erstaunlich frisch und originell gealtert sind – und bestens passen in eine Gegenwartskunst, die gerade die Gegenständlichkeit neu feiert.

JOACHIM KRONSEIN

EDUARD BARGHEER/HAUS, HAMBURG / VG BILD-KUNST, BONN 2005

E. BARGHEER/HAUS, HBG./VG BILD-KUNST, BONN 2005

HERBERT LIST / MAGNUM / AGENTUR FOCUS

POP

# Punkrockers Nachtgesang

Lolita-Karaoke ist der neueste Musikspaß: Französische Bossa-nova-Sängerinnen und belgische Chormädchen trällern Hits aus wilden Rockzeiten nach.

Als Ian Curtis, Joe Strummer und Kurt Cobain, alle drei große Rock'n'Roller, in den vergangenen drei Jahrzehnten mehr oder weniger tragisch aus dem Leben schieden, waren ihre Körper und Hirne zerfressen von Drogenexzessen oder Weltverdross – und die Vorstellung, ihre Stücke würden später mal als Hintergrundmusik in Cocktailsbars gespielt oder gar Babys in den Schlaf wiegen, hätte den drei Musikern den Abschied ins Jenseits wohl kaum versüßt.

Schon länger sind Punk und New Wave, die Aufrührerklänge der späten siebziger und frühen achtziger Jahre, zu Klassikern

auftrugen, Lieder von The Cure, The Undertones, Joy Division oder den Dead Kennedys zu Bossa-nova-Klängen nachzuträllern – in der Regel arbeiteten die Sängerinnen dabei angeblich in völliger Unkenntnis der Originale.

Auch im Fall des artverwandten belgischen Chormädchen-Projekts Scala ziehen zwei Männer die Fäden: Die Brüder Stijn und Steven Kolacny aus der Kleinstadt Aarschot gründeten 1996 einen klassischen Mädchenchor namens Scala, bis heute spielt Steven Piano, Stijn dirigiert – nur haben sich die jungen Frauen auf aus der Rockwelt geborgtes Liedgut verlegt.

Früher bekamen die Scala-Mädels (bis zu 68 junge Frauen zwischen 14 und 26 mit wahren Engelsstimmen) viel Lob und Auszeichnungen für die Interpretation klassischer Werke, in neuerer Zeit haben sie es etwa mit der Version des Stücks „She Hates Me“ der Rockband Puddle of Mudd an die Spitze der belgischen Hitparade geschafft. Vor ein paar Wochen ist das neue Scala-Album „Dream on“ erschienen, bei einer Konzerttour durch deutsche Rockclubs wurden die süßen jungen Belgierinnen gerade begeistert gefeiert – schließlich haben sie mittlerweile auch eine Cover-Version des Ärzte-Hits „Schrei nach Lie-

nen entsteht aber auch aus dem Zusammenspiel von Vertrautheit und Exotik. Reduziert auf Melodie und Gesang und sehr dezente Piano- oder Gitarrenklänge, entwickeln gerade jene Lieder, die im Original besonders brachial und düster klingen, verblüffende Wirkung.

Kein Wunder, dass sich Rockveteranen wie der ehemalige Nirvana-Schlagzeuger Dave Grohl als Fans des Scala-Chors bekennen: Angeblich läuft die Scala-Version von „Smells Like Teen Spirit“ in Endloschleife auf Grohls Discman.

Nebenbei zeigen die Cover-Versionen von Scala und Nouvelle Vague, dass die oft geschmähte Popmusik der letzten 25 Jahre – als das amerikanische Musik-Fachblatt „Rolling Stone“ jüngst die besten 500 Songs aller Zeiten kürte, waren über 80 Prozent älter als ein Vierteljahrhundert – besser ist als ihr Ruf.

Scala-Miterfinder Steven Kolacny behauptet: „Stücken, die man liebt, etwas Neues hinzuzufügen ist die größtmögliche Respektbekundung.“ Das sehen zwar viele Fans und die Kritiker so, aber längst nicht alle. Deutsche Musikmagazine wie „Spex“ ignorieren Scala und reißen Nouvelle Vague, der englische „New Musical Express“ schrieb gar, die Nouvelle-



Scala-Sängerinnen, Nouvelle-Vague-Akteurinnen Camille, Mélanie: Ursprünglich düstere Songs entwickeln exotischen Zauber

gealtert. Stücke wie das wunderbar morbide „Love Will Tear Us Apart“ von Ian Curtis' Band Joy Division haben in braven Cover-Versionen etwa von Paul Young neue Generationen und neue Märkte erobert. Nun aber machen sich poetisch gestimmte junge Frauen über berühmte Songs wie die Straßenkampf-Hymne „Guns of Brixton“ von Joe Strummers Band The Clash her.

Zwei Alben mit Cover-Versionen von Punk- und New-Wave-Klassikern machen seit ein paar Monaten in Europas Musikläden Furore. Das eine heißt nonchalant „Nouvelle Vague“ und ist das Projekt zweier mittelalter Herren mit Halbglatze: Die Produzenten Marc Collin, 36, und Olivier Libaux, 40, haben acht verschiedene Sängerinnen angeheuert, denen sie

be“ und einen Rammstein-Song im Repertoire und in den Hitlisten; ihr Album wurde in Deutschland bereits rund 65 000-mal verkauft.

Auch die Franzosen Libaux und Collin waren mit zwei Nouvelle-Vague-Mädchen jüngst auf Konzerttour in Deutschland: Die Sängerinnen Camille und Mélanie wurden in ausverkauften Konzertsälen von gealterten Punks mit lichtem Haar und Lederjacke ebenso bejubelt wie von coolen Teenagern, die kaum älter sind als die Stücke, die gespielt werden.

Tatsächlich verleihen sowohl Scala als auch Nouvelle Vague den bejahrten Rocksongs einen entrückten, lasziven Lolita-Zauber: So sexy war Punkrock zuvor nur selten. Der Charme der neuen Versio-

Vague-Cover-Versionen seien vergleichbar damit, Michelangelos David aus Schweinekot nachzubilden.

Die wütende Klage wird wenig nützen: Längst intonieren auch andere Künstler Punk-Hits, darunter neuerdings auch Brazil-Altmeister Caetano Veloso und US-Altstar Paul Anka auf ihren neuen Werken. Selbst Kylie Minogue unterhält ihr Konzertpublikum gern mit einer Elektropop-Version des Clash-Hits „Should I Stay or Should I Go“.

Eine britische Firma hat unter dem Titel „Punk Rock Baby“ besonders kuriose Versionen der Punk-Klassiker auf den Markt gebracht: Hits von den Ramones und den Sex Pistols für die Allerkleinsten – als Einschlafmusik für Säuglinge. JÖRG BÖCKEM

## Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Brandstwierte 19, 20457 Hamburg  
 Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

## Fragen zu SPIEGEL-Artikeln

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966  
 E-Mail: artikel@spiegel.de

## Nachbestellung von SPIEGEL-Ausgaben

Telefon: (040) 3007-2948 Fax: (040) 3007-2966  
 E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

## Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxes sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966  
 E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times Syndication Sales, Paris  
 Telefon: (00331) 53057650 Fax: (00331) 47421711

## für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869  
 Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

## DER SPIEGEL auf CD-Rom und DVD

Telefon: (040) 3007-3016 Fax: (040) 3007-3180  
 E-Mail: service@spiegel.de  
 www.spiegel.de/shop

## Abonnenten-Service

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr  
 SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,  
 20637 Hamburg

Umzug/Urlaub: 01801 / 22 11 33 zum Ortstarif  
 Fax: (040) 3007-857003

Zustellung: 01801 / 66 11 66 zum Ortstarif  
 Fax: (040) 3007-857006

Service allgemein: (040) 3007-2700

Fax: (040) 3007-3070  
 E-Mail: aboservice@spiegel.de

## Abonnenten-Service Schweiz

DER SPIEGEL, Postfach, 6002 Luzern  
 Telefon: (0041) 41-329 22 55 Fax: (0041) 41-329 22 04  
 E-Mail: spiegel@leserservice.ch

## Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.  
 Telefon: (06421) 606265 Fax: (06421) 606259  
 E-Mail: info@blista.de

Elektronische Version, Stiftung Blindenanstalt  
 Frankfurt am Main

Telefon: (069) 955124-15 Fax: (069) 5976296  
 E-Mail: m-kirchner@t-online.de

## Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate € 145,60  
 Sonntagszustellung per Eilboten Inland: € 465,40  
 Studenten Inland: zwölf Monate € 101,92 inkl.  
 6-mal UniSPIEGEL

Schweiz: zwölf Monate sfr 260,-

Europa: zwölf Monate € 200,20

Außerhalb Europas: zwölf Monate € 278,20

Halbjahresaufträge und befristete Abonnements  
 werden anteilig berechnet.

## Abonnementsbestellung

Bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an  
 SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,  
 20637 Hamburg.

Oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL

für € 2,80 pro Ausgabe (Normallieferung)

für € 8,95 pro Ausgabe (Eilbotenzustellung am

Sonntag) mit dem Recht, jederzeit zu kündigen.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte  
 Hefte bekomme ich zurück.

Zusätzlich erhalte ich den KulturSPIEGEL,  
 das monatliche Programm-Magazin.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße oder Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle

bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl

Konto-Nr.

Geldinstitut

nach Erhalt der Jahresrechnung

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP04-001

Brandstwierte 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · SPIEGEL ONLINE www.spiegel.de

**HERAUSGEBER** Rudolf Augstein (1923 – 2002)

**CHEFREDAKTEUR** Stefan Aust (v. i. S. d. P.)

**STELLV. CHEFREDAKTEURE** Dr. Martin Doerry, Joachim Preuß

**DEUTSCHE POLITIK** Leitung: Hans-Joachim Noack, Dietmar Pieper (stellv.). Redaktion: Annette Bruhns, Per Hinrichs, Carsten Holm, Dr. Hans Michael Kloth, Bernd Kühnl, Merlind Theile, Klaus Wiegrefe. Autoren, Reporter: Henryk M. Broder, Dr. Thomas Darnstadt, Hartmut Palmer

**HAUPTSTADTBÜRO** Leitung: Gabor Steingart, Jan Fleischhauer (stellv.), Konstantin von Hammerstein (stellv.). Redaktion Politik: Ralf Beste, Petra Bornhöft, Markus Feldenkirchen, Horand Knap, Roland Nelles, Alexander Neubaucher, Ralf Neukirch, René Pfister, Christoph Schmitz, Christoph Schult, Alexander Szandar. Reporter: Matthias Geyer; Redaktion Wirtschaft: Sven Afhüppe, Markus Dettmer, Wolfgang Johannes Reuter, Marcel Rosenbach, Michael Sauga

Autoren: Dirk Kurbjuweit, Jürgen Leinemann

**DEUTSCHLAND** Leitung: Clemens Höges, Michaela Schießl (stellv.). Redaktion: Dominik Ciesche, Michael Fröhlingdorf, Ulrich Jaeger, Sebastian Knauer, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Cordula Meyer, Andreas Ulrich, Dr. Markus Verbeet. Autoren, Reporter: Jochen Bölsche, Jürgen Dahlkamp, Markus Deggerich, Gisela Friedrichsen, Bruno Schrep

**BERLINER BÜRO** Leitung: Heiner Schimmöller. Redaktion: Wolfgang Bayer, Stefan Berg, Irina Reppel, Sven Röbel, Caroline Schmidt, Michael Sontheimer, Holger Stark, Peter Wensierski

**WIRTSCHAFT** Leitung: Armin Mahler, Thomas Tuma. Redaktion: Beat Balzli, Dietmar Hawranek, Alexander Jung, Klaus-Peter Kerbusk, Nils Klawitter, Jörg Schmitt, Thomas Schulz, Janko Tietz

**AUSLAND** Leitung: Hans Hoyng, Dr. Gerhard Spörl, Dr. Christian Neef (stellv.). Redaktion: Dieter Bednarz, Dr. Carolin Emcke, Manfred Ertel, Rüdiger Falksohn, Joachim Hoelzgen, Siegesmund von Isemann, Marion Kraske, Jan Puhl, Dr. Stefan Simons. Autoren, Reporter: Klaus Brinkbauer, Dr. Erich Follath, Dr. Olaf Ihlau, Susanne Koelbl, Erich Wiedemann

**WISSENSCHAFT UND TECHNIK** Leitung: Johann Grolle, Olaf Stampf. Redaktion: Dr. Philip Bethge, Jörg Blech, Rafaela von Bredow, Manfred Dworschak, Dr. Veronika Hackenbroch, Julia Koch, Beate Lakotta, Dr. Renate Nimtz-Köster, Hilmar Schmudt, Matthias Schulz, Katja Thimm, Gerald Traufetter, Christian Wüst

**KULTUR** Leitung: Wolfgang Höbel, Dr. Matthias Schreiber. Redaktion: Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Nikolaus von Festenberg, Angela Gatterburg, Doja Hacker, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Dr. Joachim Kronsbien, Reinhard Mohr, Dr. Johannes Saltzweid, Elke Schmitter, Klaus Umbach, Claudia Voigt, Marianne Wellershoff, Martin Wolf. Autor: Urs Jenny

**GESellschaft** Leitung: Lothar Gorriss, Cordt Schnibben. Redaktion: Anke Dürr, Fiona Ehlers, Hauke Goos, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip. Reporter: Uwe Buse, Ullrich Fichtner, Thomas Huetlin, Barbara Supp

**SPORT** Leitung: Alfred Weinzierl. Redaktion: Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer, Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger

**SONDERTHEMEN** Leitung: Stephan Burgdorff, Norbert F. Potzl (stellv.). Redaktion: Karen Andresen, Horst Beckmann, Wolfram Bickerich, Joachim Mohr, Manfred Schniedenhann, Peter Stolle, Dr. Rainer Traub, Kirsten Wiedner

**PERSONALIEN** Dr. Manfred Weber; Petra Kleinau, Katharina Stegelmann

**HAUSMITTEILUNG, INFORMATION** Hans-Ulrich Stoldt

**CHEF VOM DIENST** Thomas Schäfer, Karl-Heinz Körner (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

**SCHLUSSREDAKTION** Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diechrichs, Dieter Gellrich, Bianca Huneke, Anke Jensen, Maika Kunze, Katharina Lüken, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Gero Richter-Rethwisch, Hans-Eckhard Segner, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

**BILDREDAKTION** Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Christiane Gehner, Claudia Jezcawitz, Matthias Krug, Anke Wellnitz; Josef Csallós, Sabine Dötting, Torsten Feldstein, Peter Hendricks, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Peer Peters, Dilia Regnier, Sabine Sauer, Claus-Dieter Schmidt, Karin Weinberg. E-Mail: bildred@spiegel.de

**GRAFIK** Martin Brinker, Gernot Matzke; Cornelia Baumbermann, Renata Biendarra, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Tina Hurme, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

**LAYOUT** Wolfgang Busching, Ralf Geilhufer; Christel Basilon, Katrin Bollmann, Regine Braun, Claudia Conrad, Volker Fensky, Petra Gronau, Jens Kuppi, Sebastian Raulf, Boelzen Rödiger, Martina Treumann, Doris Wilhelm, Reinhold Wurst

Sonderhefte: Rainer Sennewald

**PRODUKTION** Frank Schumann, Christiane Stauder, Petra Thormann, Michael Weiland

**TITELBILD** Stefan Kiefer; Iris Kuhlmann, Gershon Schwalfenberg, Arne Vogt, Monika Zucht

## REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

**BERLIN** Friedrichstraße 79, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 203875-00, Fax 203875-23; Deutschland, Kultur und Gesellschaft Tel. (030) 203874-00, Fax 203874-12

**BONN** Coblenzstraße 24, 53225 Bonn, Tel. (0228) 26703-0, Fax 26703-20

**DRESDEN** Steffen Winter, Königsbrücker Straße 17, 01099 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

**DÜSSELDORF** Georg Bönisch, Andrea Brandt, Barbara Schmid-Schalenbach, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

**FRANKFURT AM MAIN** Andreas Wassermann, Christoph Pauly, Wilfried Voigt, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

**KARLSRUHE** Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

**MÜNCHEN** Dinah Deckstein, Heiko Martens, Bettina Musall, Conny Neumann, Lerchenfeldstraße 11, 80538 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

**STUTTGART** Felix Kurz, Alexanderstraße 18, 70184 Stuttgart, Tel. (0711) 3509343, Fax 3509341

## REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

**BELGRAD** Renate Flottau, Teodora Drajzera 36, 11000 Belgrad, Tel. (0038111) 2669987, Fax 3670356

**BRÜSSEL** Hans-Jürgen Schlap; Frank Dohmen. Autor: Dirk Koch, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

**JERUSALEM** Annette Großbongardt, P.O. Box 4615, Jerusalem 91046, Tel. (00972) 561192-6 oder -7, Fax 5611928

**KAIRO** Volkhard Windfuhr, Bernhard Zand, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 7604944, Fax 7607655

**LONDON** Matthias Matussek, 3 Northumberland Place, Richmond, Surrey TW10 6TS, Tel. (004420) 8605 3893, Fax 8605 3894

**MADRID** Helene Zuber, Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (003491) 391 05 75, Fax 319 29 68

**MOSKAU** Walter Mayr, Uwe Klüfmann. Autor: Jörg R. Mettke, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007095) 96020-95, Fax 96020-97

**NAIROBI** Thilo Thielke, P.O. Box 1361, 00606 Nairobi, Fax 00254-20581518

**NEW DELHI** Padma Rao, 101, Golf Links, New Delhi 110003, Tel. (009111) 24652118, Fax 24652739

**NEW YORK** Frank Hornig, Alexander Osang, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N Y 10036, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

**PARIS** Dr. Romain Leick, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

**PEKING** Andreas Lorenz, Sanlitun Dongsanjie Gongyu 2-1-32, Peking 100 600, Tel. (008610) 65323541, Fax 65323543

**PRAG** Jilská 8, 11000 Prag, Tel. + Fax (00420) 2-24220138, 2-24221524

**RIO DE JANEIRO** Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, Rio de Janeiro-RJ, CEP 22290-970, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

**ROM** Alexander Smoltczyk, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

**SAN FRANCISCO** Marco Evers, 1452 Bush St, Apt 6, San Francisco, Ca 94109, Tel. (001415) 441 3705, Fax 358 4522

**SHANGHAI** Dr. Wieland Wagner, An Sheng Garden 263, Huqingping Rd. 1357, Qingpu District, Shanghai 201702, Tel. (008621) 5988 6646, Fax 5988 6645

**WARSAU** P.O.Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

**WASHINGTON** Georg Mascolo, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20 045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

**WIEN** Jürgen Kremb, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

**DOKUMENTATION** Dr. Hauke Janssen, Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Werner Bartels, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Heinz Egleder, Johannes Eitzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Hartmut Heidler, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Christa von Holtzapfel, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Jürgens, Renate Kemper-Gussek, Ulrich Klötzer, Angela Köllisch, Anna Kovac, Sonny Krauspe, Peter Kühn, Peter Lake-meier, Hannes Lamp, Walter Lehmann, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Werner Nielsen, Margret Nitsche, Sandra Ofner, Thorsten Oltmer, Andreas M. Peets, Anna Petersen, Thomas Riedel, Constanze Sanders, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Rolf G. Schierhorn, Dr. Regina Schli-ter-Ahrens, Maria Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Margret Spohn, Rainer Staudhammer, Anja Stehmann, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Dr. Wilhelm Tappe, Dr. Eckart Teichert, Hans-Jürgen Voigt, Carsten Voigt, Ursula Wamser, Peter Wetter, Andrea Wilkens, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelband

**LESER-SERVICE** Catherine Stockinger

**NACHRICHTENDIENSTE** AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

## SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH &amp; CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Jörg Keimer

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 59 vom 1. Januar 2005

Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2475

Postbank AG Hamburg Nr. 7137-200 BLZ 200 100 20

Verantwortlich für Vertrieb: Lars-Henning Patzke

Druck: Gruner Druck, Itzehoe

Dresdner Druck- und Verlagshaus

**MARKETINGLEITUNG** Christian Schlottau

**VERLAGSLEITUNG** Fried von Bismarck, Matthias Schmolz

**GESCHÄFTSFÜHRUNG** Karl Dietrich Seikel

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is \$310 per annum. K.O.P.: German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Telephone: 1-800-457-4443. E-mail: info@glpnews.com. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and at additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631.

**SAMSTAG, 25. 12.**

**SCHNEECHAOS** In den USA und Teilen Kanadas sterben während der Weihnachtstage mindestens 20 Menschen durch einen Schneesturm. Texas feiert zum ersten Mal seit 1918 weiße Weihnachten.

**REFORMEN I** Elf Landkreise wollen gegen Hartz IV Verfassungsbeschwerde einlegen. Strittig ist, wer die Unterkunft- und Heizkosten für Empfänger des Arbeitslosengeldes II übernehmen muss.

**RAUMFAHRT** Die europäische Sonde „Huygens“ wird vom amerikanischen Mutterschiff „Cassini“ abgekoppelt und nimmt Kurs auf den größten und geheimnisvollsten Saturn-Mond Titan.

**SONNTAG, 26. 12.**

**FLUTKATASTROPHE I** Ein Seebeben der Stärke 8,9 vor der Küste Indonesiens reißt Zehntausende Menschen in den Tod. Die Flutwellen überschwemmen die Küsten mehrerer südostasiatischer Länder. Es ist das schwerste Beben seit 40 Jahren.

**UKRAINE I** Oppositionspolitiker Wiktor Juschtschenko siegt bei der Wiederholung der Stichwahl für das Präsidentenamt.

**MONTAG, 27. 12.**

**UKRAINE II** Verkehrsminister Georgij Kirpa wird am Abend erschossen in seiner Datscha aufgefunden.

**WAHLEN** Vor den palästinensischen Präsidentschaftswahlen am 9. Januar lässt Israel 159 palästinensische Gefangene frei – als vertrauensbildende Maßnahme.

**DROHUNG** Die chinesische Regierung veröffentlicht ein neues Weißbuch zur Verteidigungspolitik und droht Taiwan darin mit einem Militärschlag für den Fall einer „Unabhängigkeitsverschwörung“.

**IRAK I** Osama Bin Laden ruft zu einem Boykott der Wahl im Irak auf, die Ende Januar stattfinden soll. Das Band war dem Sender al-Dschasira zugegangen.

**DIENSTAG, 28. 12.**

**REKORD** In Frankfurt erreicht der Dax mit 4261 Punkten den bisher höchsten Schlussstand des Jahres.

**TOD** Franz Böhmert, langjähriger Präsident von Werder Bremen, stirbt mit 70 an den Folgen eines Schlaganfalls.

**SKANDAL** Andrej Illarionow, Wirtschaftsberater von Präsident Putin, bezeichnet den Mehrfachverkauf des Yukos-Ölförderers Juganskneftegas als „Betrug des Jahres“. Staatliche Unternehmen spielten ein „Hütchenspiel“.

**MITTWOCH, 29. 12.**

**FLUTKATASTROPHE II** Bundeskanzler Schröder teilt mit, dass in Südostasien rund tausend deutsche Urlauber vermisst würden – man müsse mit einer „deutlich dreistelligen Zahl“ an Opfern rechnen. Die Uno sprach von der „größten Naturkatastrophe aller Zeiten“.

**IRAK II** Bei einer Explosion in Bagdad sterben mindestens 22 Menschen. Polizisten hatten ein Haus gestürmt und waren in eine Sprengfalle geraten.

**UKRAINE III** In Kiew blockieren Tausende den Amtssitz von Wahlverlierer Wiktor Janukowitsch. Er weigert sich, seine Niederlage einzugestehen.

**REFORMEN II** Bundeskanzler Gerhard Schröder macht in einem „Stern“-Interview Wirtschaftsminister Wolfgang Clement persönlich für das Gelingen von Hartz IV verantwortlich.

**SPIEGEL TV**

**MONTAG, 3. 1.**  
**22.45 – 23.15 UHR SAT.1**

**SPIEGEL TV REPORTAGE**

**Die Sozialhilfedetektive – Mit Prüferinnen unterwegs in Berlin**  
Seit zwei Jahren begleitet SPIEGEL TV zwei Mitarbeiterinnen eines Berliner Be-



*Sozialhilfedetektivinnen*

zirksamts bei ihrer Arbeit. Jetzt verlieren sie einen Großteil ihrer „Kunden“. Arbeitsfähige Sozialhilfeempfänger werden nun von der Arbeitsagentur betreut.

**DONNERSTAG, 6. 1.**  
**22.10 – 23.05 UHR VOX**

**SPIEGEL TV EXTRA**

**Abenteuer Hausbau – Fertighäuser aus Polen (Teil 2)**  
Schon beim ersten Besuch stellte Ehepaar Zacher fest, dass nicht alles so einfach ist, wie sie dachten. Eine Inspektion der „Traumhausfabrik“ fördert ihre Skepsis. Wird die Konstruktion halten?

**FREITAG, 7. 1.**  
**22.00 – 23.00 UHR VOX**

**SPIEGEL TV THEMA**

**Millimeterarbeit auf Schienen – Logistik im Güterbahnhof**  
SPIEGEL TV beobachtet die Arbeit auf Europas größtem und modernstem Rangierbahnhof in Maschen bei Hamburg.

**SAMSTAG, 8. 1.**  
**22.00 – 0.05 UHR VOX**

**SPIEGEL TV SPECIAL**

**Mehr als ein Stück Fleisch – Schweineleben in Deutschland**  
SPIEGEL TV-Dokumentation über die Fleischproduktion in Deutschland.

**SONNTAG, 9. 1.**  
**22.25 – 23.15 UHR RTL**

**SPIEGEL TV MAGAZIN**

**Schwerpunktssendung: Thema Intelligenz**  
Über kleine Genies und andere Intelligenzbestien; verblüffende Erkenntnisse aus der Zwillingforschung; schlauere Kinder durch frühkindliche Förderung und die neue „Viagra“-Pille für den Kopf.

**Der russische Künstler Boris Turow arbeitet im sibirischen Dwnogorsk bei minus 30 Grad an einer riesigen Eisskulptur. Sie steht auf einem Winterspielplatz für Kinder.**



IVYA NAYMUSHIN / REUTERS

## GESTORBEN

**Susan Sontag**, 71. Belesen, sprachgewandt und meinungsfreudig war sie wie andere New Yorker Intellektuelle, aber dazu kam etwas Entscheidendes: ein untrüglicher Sinn für Timing. Mit 14 Jahren lud sie sich bei Thomas Mann zum Tee ein, mit 19 war sie Mutter, mit 26 geschieden und Mitherausgeberin der Zeitschrift „Commentary“. In Essays, deren Mischung aus Beobachtungskunst und Rebellentum bald legendär war, testete die langhaarige Schönheit fortan den Zeitgeist: Ihren Kollegen Textdeutern aus der Literaturwissenschaft hielt sie ein Plädoyer „Gegen Interpretation“, den Fitness-besessenen Landsleuten erklärte sie (nach eigener Brustkrebs-Erfahrung) „Krankheit als Metapher“, mitten in der Bilderflut schrieb sie Kritisches „Über Photographie“. Freud oder Hiroshima, Pornografie oder Happenings – immer wieder traf sie Reizthemen. Nebenbei entstanden vier Romane, doch wichtiger als jedes Erzählen nahm sie ihr politisches Engagement: 1968, auf dem Höhepunkt des Vietnam-Kriegs, schilderte sie ihre „Reise nach Hanoi“, 1974 präsentierte sie einen Film über den Jom-Kippur-Krieg, 1982 verkündete sie angesichts des Kriegsrechts in Polen: „Kommunismus ist Faschismus“, 1993 inszenierte sie im belagerten Sarajevo Samuel Becketts „Warten auf Godot“, und auch gegen den Irak-Krieg fand sie harte Worte. Für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels bedankte sich die selbstbewusste Diagnostin im Herbst 2003 unter anderem mit dem kämpferisch gemeinten Bekenntnis: „Literatur ist Freiheit“. Susan Sontag starb am 28. Dezember in New York an Krebs.



WERNER BAUM / DPA

**Narasimha Rao**, 83. Er war der erste indische Premierminister, der nicht zum Gandhi-Clan gehörte und dennoch eine volle Legislaturperiode die Regierungsgeschäfte führte. Nach dem Mord an Rajiv Gandhi 1991 trat Rao an die Spitze der Kongresspartei. Der studierte Jurist mit überragenden Sprachkenntnissen – neben sieben indischen Sprachen beherrschte er Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch, Persisch und Arabisch – konnte zu diesem Zeitpunkt auf eine Karriere als Spitzenpolitiker zurückblicken. Unter Indira Gandhi und ihrem



REUTERS

Sohn Rajiv war er unter anderem Außenminister gewesen und hatte 1988 das erste indisch-chinesische Gipfeltreffen nach 34 Jahren in die Wege geleitet. Obwohl der Südinder sich den Ruf erwarb, die korrupteste Regierung geführt zu haben, die das Land je erlebt hatte, und wegen Bestechung verurteilt wurde, gilt er gleichzeitig als der Mann, der Indien in eine wirtschaftlich vielversprechende Zukunft geführt hat. Narasimha Rao starb am 23. Dezember in Delhi.

**Helmut Palmer**, 74. In seinem Kampf gegen die Obrigkeit, gegen Richter und Behördenleiter, nahm er 40 Vorstrafen in Kauf und zwei Jahre Gefängnis. Der Obstbaumfachmann aus Geradstetten im schwäbischen Remstal war gewiss auch ein Querulant, doch vor allem von einem heiligen Zorn getrieben, der seinem Gefühl für Gerechtigkeit entsprang. Bei mehr als 300 Kommunalwahlen trat er in Baden-Württemberg an, weil er glaubte, es besser als jeder andere zu können, und als er 1983 und 1987 für den Bundestag kandidierte, holte er in Göppingen und Waiblingen jeweils fast 20 Prozent der Erststimmen – so viel wie kein anderer parteiloser Kandidat je erreichte. In den letzten Jahren umflorte den „Remstalrebell“ immer mehr die Tragik eines Mannes, dem man, schwer krebserkrank, wie er war, gewünscht hätte, Frieden mit der Welt zu machen. So aber blieb er sich immerhin treu. Helmut Palmer starb am 24. Dezember in Tübingen.



KPA / PICTURE-ALLIANCE

**Gennadij Strekalow**, 64. Seinen ersten Sojus-Flug 1980 hatte sich der Kosmonaut – als Ingenieur im Team des sowjetischen Raumfahrt-Pioniers Sergej Koroljow – wahrhaft selbst verdient. Das waren die stolzen Zeiten, als Moskau den frustrierten Amerikanern zeigte, wo es ins All geht, und wenige wussten das so gut wie Strekalow. Der flog mit Profis wie dem Raumfahrt-Idol Wladimir Titow (gemeinsam überlebten sie eine Startexplosion) und wenn nötig auch mit zahlenden Auslands Gästen. Als Star-Kosmonaut konnte er es sich leisten, befohlene Außenarbeiten an der Raumstation Mir aus Sicherheitsgründen zu ignorieren (die danach von den Vorgesetzten gestrichene Zulage erstritt er sich später vor Gericht). Dann verfiel Russlands Raumfahrt. Nach seinem letzten Flug, 1995, zog der „Held der Sowjetunion“ traurige Bilanz: Sparmaßnahmen würden sein Land zur kosmonautischen „Bananenrepublik“ machen, sah er voraus. Gennadij Strekalow starb am 25. Dezember in Moskau.

**Zhang Ziyi**, 25, Filmschauspielerin und in China bereits eine Ikone („Crouching Tiger“, „Hero“), erlebte erstmals die Vorzüge eines Urlaubs: Nach dreimonatigen Dreharbeiten für den Film „Memoirs of a Geisha“ in Hollywood durfte sie eine zweiwöchige Weihnachtspause einlegen. In China genossen die Schauspieler solche Annehmlichkeiten nicht, sagt die Aktrice, deren neuer Film „House of Flying Daggers“, eine mit martialischen Choreografien ausgeschmückte Liebesgeschichte, Anfang Januar in die deutschen Kinos kommt. Zhang: „In China arbeiten wir sieben Tage in der Woche. Wir haben kein Weihnachten, wir haben kein freies Wochenende.“ Für „Flying Daggers“ habe sie fünf Monate geschuftet, zwei Monate trainiert und, weil sie ein blindes Freudenhausmädchen spielt, „mit einem echten blinden Mädchen zusammengelebt, um das konkrete Verhalten einer so Behinderten zu studieren“.

Zhang



NICOLAS GUERIN/AMUTS PRODUCTION/CORBIS

**Dietmar Bartsch**, 46, früher Bundesgeschäftsführer der PDS, heute Geschäftsführer des „Neuen Deutschland“ („ND“), gelang ein kleiner PR-Coup. Auf dem Hof des Zeitungsverlags traf er sich vergangenen Dienstag mit Ex-DDR-Premier **Lothar de Maizière**, 64 (CDU), und Berlins Wirtschaftssenator **Harald Wolf**, 48 (PDS), zum Glühwein und um den Werbeslogan zu enthüllen, mit dem ein knallorangefarbenes Auto der Stadtreinigung nun durch Berlin rollen wird. Mit dem Motto „Brüder zur Sonne zum Strandbad“ soll sowohl für die „Sozialistische Tageszeitung“ als auch für die Sanierung des Strandbads Wannsee geworben werden. Der „ND-Verlag“ ließ für die Aktion rund 5000 Euro springen,

die weitgehend dem denkmalgeschützten Freibad zukommen sollen. „So leistet der Osten was für den Aufbau West.“

**Henning Mankell**, 56, schwedischer Krimi-Autor und Erfinder des berühmten Ermittlers Kurt Wallander, spürt in seinem neuesten Werk einer brisanten Spur nach. In dem Buch „Kennedys Gehirn“, das im Sommer in Schwedisch auf den Markt kommen soll, bedient sich der Bestsellerautor auch der Verschwörungstheorien um das nach der Obduktion John F. Kennedys angeblich verschwundene Gehirn des ermordeten US-Präsidenten. In dem Polit-Thriller, an dem Mankell derzeit zurückgezogen in einer Hütte auf Gotland schreibt, geht es

um Aids und die Machenschaften der Pharmakonzerne. Der modernen Pest widmet der „erklärte Moralist“ derzeit seine ganze Kraft und Leidenschaft. Mankell empfindet die verbreitete Gleichgültigkeit gegenüber dem großen Aids-Sterben in Afrika als eine der „größten Sünden“ der reichen westlichen Welt und



FRANK OSSEBRINK

Böhm, Mißfelder

„gegen mein Gewissen“. Deshalb habe er sich entschlossen, dem Kampf gegen Aids einen Teil seiner Zeit zu widmen, „jedes Jahr, solange ich lebe“.

**Jürgen Rüttgers**, 53, CDU-Landeschef von Nordrhein-Westfalen, will im Landtagswahlkampf gegen Ministerpräsident Peer Steinbrück (SPD) auch mit seiner Vergangenheit als Zukunftsminister unter Helmut Kohl punkten. Dumm nur, dass offenbar selbst Mitarbeiter des Rheinländers



MARCO URBANDE

De Maizière, Bartsch, Wolf

nicht genau wissen, wann und unter wem er eigentlich Minister in der Bundesregierung war. Als kürzlich auf dem Nominierungsparteitag der Landes-CDU in Hamm Lebensläufe der Kandidaten verteilt wurden, findet sich unter Rüttgers „Angaben zur Person: 1998 bis 2000 Bundesminister für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie“. Das stimmt nur zum Teil, Rüttgers wurde im November 1994 zum Bundesminister ernannt, und mit dem rot-grünen Wahlsieg 1998 war er sein Amt wieder los. Dafür blieben ihm im Lebenslauf unter der Rubrik „Beruf“ die Angabe „Bundesminister a. D.“

**Cornelia Pieper**, 45, wegen ihrer Äußerungen zur Bildungspolitik in der eigenen Partei weiter unter Druck geratene Generalsekretärin der Freien Demokraten, joggt gern mit der siebenjährigen Rottweiler-Dame „Debbie“. Das Tier gehört zwar dem Nachbarn, gehorcht ihr aber aufs Wort, ist ihr treu ergeben und schlägt an, wenn sie nachts spät nach Hause kommt. So viel Treue wünscht sich die Politikerin denn auch von den Parteifreunden. „Folgsam wie ein gut erzogener Hund sollte kein Parteimitglied sein“, schwadronierte die Generalin am zweiten Weihnachtsfeiertag bei einer Jogging-Runde über die kalten Berge bei Halle an der Saale. Aber der Hund gebe ein „gutes Vorbild“: „Haus und Heim wird gehütet. Das sind bei uns die liberalen Werte und die Partei.“ Da wisse so



Douglas-Lampe

bolik befreit wissen. Im Zuge der Restaurierung des Vermonter Kapitols war dem Republikaner eine Lampe auf den Schreibtisch gestellt worden, deren Fuß einer berühmten Statue aus dem 19. Jahrhundert nachgebildet ist. Das Original, eine Skulptur aus dem Jahr 1843, trägt den Titel „The Greek Slave“ und war ein Symbol für die sehr viel später durchgesetzte Abschaffung der Sklaverei. Die dargestellte Frau trägt einen Haarknoten, ihre Augen sind niedergeschlagen, eine Kette umschlingt ihre Handgelenke, die Tunika ist zu Boden gerutscht – sie ist nackt. In Kunsthistorikerkreisen gilt die Statue als wunderschön. Douglas habe nichts gegen die Kunst, beeilte sich ein Sprecher zu versichern, aber es sei „offen gesagt schwierig, einem Drittkläss-

ler zu erklären, was eine nackte griechische Sklavin auf dem Schreibtisch des Gouverneurs zu suchen hat“. Die Lampe wird zu Beginn der neuen Sitzungsperiode, Anfang Januar, wo dann auch wieder viele Besuchergruppen durch die Räume des Kapitols ziehen, aus dem Büro des Gouverneurs entfernt.

**Sir Sean Connery**, 74, britischer Filmschauspieler, bereitet seine Memoiren vor, warnte aber vorsorglich vor Hoffnungen auf Indiskretionen. Den Entschluss zur selbstverfassten Lebensbilanz, so vertraute der Ur-James-Bond der Pariser Illustrierten „Paris Match“ an, habe er gefasst, als er „aus Neugierde eins der zehn Bücher, die über mich geschrieben worden sind“, zu lesen begonnen habe und „nur Lügengespinste“ entdeckte. Sein Gefühlsleben, so verriet der im schottischen Edinburgh in bitterer Armut aufgewachsene Mime vorab, sei davon geprägt worden, dass seine Mutter ihm „niemals ein Küsschen“ gegeben oder ihn „in die Arme geschlossen“ habe. Frauennamen aus seinen dennoch erlebten heißen Affären werde er aber „niemals preisgeben“, die nehme er mit „ins Grab“. Bevor es so weit ist, hätte der Highlander noch gern die Lösung eines Frauenrätsels erfahren: „Woher kommt diese Obsession der Frauen, unaufhörlich Schuhe zu kaufen?“ Er selbst, so verriet der vor vier Jahren von der Queen Geadelte, habe vor einem Dutzend Jahren für eine Filmrolle zehn Paar bekommen, und die trage er heute noch.



Pieper mit Rottweiler-Dame „Debbie“

mancher nicht, der sich „immer schnell öffentlich äußert, gegen wen und für was er gerade bellt“.

**James Douglas**, 53, republikanischer Gouverneur des US-Staats Vermont, möchte seinen Schreibtisch von nackter Sym-

Aus dem „Stormarner Tageblatt“: „Der Notarzt-Einsatzwagen fuhr unter Inanspruchnahme der Sonderrechte dem abbiegenden Pkw in die linke Fahrerseite“, heißt es dazu im Polizeibericht.“

## E-Learning

Nach erfolgreichem Start jetzt auch Kurse für Pferde und Kleintiere

Aus dem „Deutschen Tierärzteblatt“

Aus dem Magazin „ZeitWissen“: „Innerhalb der nächsten zwei Jahre‘ werde der Tampon wieder in aller Munde sein, deutet Schoelling an und hüllt sich gleich wieder in Schweigen.“

Aus der „Schwäbischen Post“: „Der Säureniederschlag macht keine Ausnahmen: egal ob städtische oder eher ländliche Region, egal welche Baumart. ‚Inzwischen sind auch Bäume betroffen, die ihr Nadelkleid jedes Jahr abwerfen.‘ Also Buchen und Eichen.“

**Sehr geehrte Gäste,  
bei Anwahl einer  
gebührenfreien Nummer  
berechnen wir Ihnen  
€ 3,00**

Gästeinformation im „Arabella Sheraton Hotel“ in Frankfurt am Main

Aus der „Süddeutschen Zeitung“: „Berlin, Hamburg, Rhein-Ruhr – die Liste der interessierten Teilnehmer am Pilotprojekt listet sich wie das Who is Who des Nahverkehrs.“

**Bahn springt noch  
auf den WM-Zug 2006**

Aus der „Münsterschen Zeitung“

Aus „Boulevard Sonntag“: „Demnächst wird es so sein, dass gen Tal geparkt werden darf, und auf der Bergseite soll der Verkehr fließen. Auch für die Fußgänger ist dann die Situation entspannter, denn die Fahrzeuge werden nicht mehr auf der Straße, sondern auf dem Gehweg parken.“

## Zitate

*Die „Süddeutsche Zeitung“ zum SPIEGEL-Bericht „Verlage: Abschied von der ‚Anderen Bibliothek‘ Hans Magnus Enzensbergers“ (Nr. 53/2004):*

Hans Magnus Enzensberger schließt nicht aus, dass er Herausgeber einer neuen Buchedition der „Frankfurter Allgemeinen“ werden könnte. „Bisher sind aber keine Verträge unterschrieben“, erklärte er gestern. Damit reagierte der 75-Jährige auf einen Bericht des SPIEGEL. Darin heißt es, Enzensberger werde in der Branche als Galionsfigur einer neuen Edition gehandelt, die wohl schon im Frühjahr von der „FAZ“ nach dem Vorbild der Bibliothek der „Süddeutschen Zeitung“ gestartet werden solle.

*Der „Tagesspiegel“ zum Buch der SPIEGEL-Redakteure Annette Bruhns und Peter Wensierski „Gottes heimliche Kinder. Töchter und Söhne von Priestern erzählen ihr Schicksal“, DVA München:*

Über einzelne heimliche Priesterkinder berichteten die Medien immer mal wieder. Die beiden SPIEGEL-Redakteure haben nun erstmals eine große Bandbreite von unterschiedlichen Erfahrungen zusammengetragen. Nicht nur verlaufen die Biografien unterschiedlich, auch die Art, wie die Einzelnen mit dem Problem umgehen, unterscheidet sich. Man erfährt von Frauen, die Kinder von Priestern abgetrieben haben, und einer Familie, die im Pfarrhaus in wilder Ehe zusammenlebt ... In einem anderen Fall darf der Vater zwar Kontakt zu seiner kleinen Tochter haben, nicht aber zur Kindsmutter. Und, Spitze der Bigotterie, es gibt jede Menge Ausnahmen, bei denen der Zölibatsbruch toleriert wird: Tritt ein evangelischer Pfarrer zum katholischen Glauben über, darf er mit seiner Familie ganz legal ins Pfarrhaus ziehen.

*Die „Süddeutsche Zeitung“ zum SPIEGEL-Titel „Aktienfieber / Megafusionen / Internet-Boom. Unternehmen Größenwahn. ‚Es regiert die Gier‘“ (Nr. 11/2000):*

„Es regiert die Gier“, titelte der SPIEGEL am 13. März 2000. Es war der erste Handelstag der Aktien einer Firma namens Infineon – und der Anfang vom Ende einer einzigartigen Börseneuphorie. Zwar verdoppelte sich damals der Kurs der Siemens-Tochter am ersten Handelstag von 35 auf 70 Euro. Neu-Aktionäre, die von Infineon oft kaum mehr wussten als den Namen, fühlten sich auf einen Schlag reich. Was ihnen nicht bewusst war: Aus der Spekulationsblase an den internationalen Aktienmärkten entwich zu diesem Zeitpunkt bereits die Luft. Mal schneller, mal langsamer – über Jahre hinweg seit diesem März. Infineon-Aktien kosten heute noch knapp 8 Euro.